Coll. vit.
O 26.
1.

19. 56

II 574
a–6.

Denkwürdigkeiten

Charakterzüge und Anekdoten

aus dem Leben

der vorzüglichsten deutschen

Dichter und Prosaisten.

Herausgegeben

von

Karl Heinrich Jördens

Rektor des Lycei der Königl. Sächs. Sechsstadt

Lauban.

Erster Band.

Leipzig 1812.

Bei Paul Gotthelf Kummer.

Sr. Wohlgeboren

Herrn

Karl Siegismund Bischof

Burgemeister und erstem Scholarchen

Sr. Wohlgeboren

Herrn

Johann Gottfried Rüsser

Burgemeister und zweitem Scholarchen

Sr. Wohlgeboren

Herrn

Johann Gottlieb Kaul

Stadtrichter und Senator

meinen

verehrtesten Herren Patronen

hochachtungsvoll gewidmet.

Vorrede.

Bei der Bearbeitung des Lexikons deutscher Dichter und Prosaisten (Leipzig, in der Weidmann. Buchhandl. 1806 — 1811. bis jetzt 6 Bände) sah ich mich genöthigt, alles, was nur über diese Schriftsteller in biographischer oder literarischer Rücksicht geschrieben, und mir zugänglich war, durchzulesen. Es konnte nicht fehlen, daß mir auf diesem Wege manche interessante Merkwürdigkeit, mancher trefliche Charakterzug, manche angenehme und witzige Anekdote aus dem Leben derselben entgegen kam, deren Wiedererzählung sich indessen nicht für das Lexikon eignete; obwohl ich auch da schon, um die Trockenheit der Lexikonslektüre aufzuheitern, mir

hin

hin und wieder einiges davon einzumischen erlaubte. Es schien mir aber eine besondere Sammlung solcher Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten für das gebildetere Publikum nicht ohne Unterhaltung und Nutzen zu seyn. Nicht ohne Unterhaltung: denn welchen Freund der vaterländischen Literatur sollte es nicht auf die angenehmste Weise vergnügen, in das Innere des Lebens, der Denk- und Handlungsweise eines Mannes näher einzudringen, dessen Schriften er seinen wärmsten Beifall schenkte? Aber auch nicht ohne mannigfaltige Belehrung: denn wie leicht werden sich nicht, besonders aus den Charakterzügen, die treflichsten Resultate bald für Psychologie, bald für praktische Lebensweisheit, bald für Welt- und Menschenkunde u. s. w. entwickeln lassen! Ich faßte daher den Entschluß zur Herausgabe einer solchen Sammlung. Eine gewisse Vollständigkeit bei derselben zu beobachten, war allerdings mein Zweck. Nur erwarte man nicht, hier jede noch so unbedeutende

Anekdote, jeden noch so ungesalzenen und unschmackhaften Einfall wiederholt zu finden. Was in aller Welt können Erzählungen, wie folgende, nützen: „Kästner stellte in Gegenwart einiger vornehmen Studirenden Beobachtungen durch ein Sehrohr an, sah aber nichts als den Körper eines jungen lebhaften Prinzen, der sich immer vor dem Auge des Sehers herumbewegte. Er ließ sich das ein Weilchen gefallen; endlich aber sprach er lächelnd: Ew. Hoheit sind zwar durchlauchtig, aber nicht durchsichtig.“ Oder: „Menschen, Hasen und Rehe werden heut aufgeführt, sagte ein Franzose, als er den Anschlagzettel von Kotzebue's Menschenhaß und Reue gelesen hatte: ich gehe hauptsächlich der Thiere wegen hinein.“ Man liest dergleichen mitunter einmal in einer unserer Zeitschriften u. s. w., man lächelt darüber, wünscht aber deswegen nicht, sie zum zweiten oder drittenmal schwarz auf Weiß zu haben. Sollte man indessen bei den Artikeln des gegenwärtigen Bandes einiges wirklich Merkwür-

würdige und Intereſſante vermiſſen, ſo erwarte man es noch in der Folge. Mehrere der gegenwärtigen Artikel z. B. Engel, Käſtner, Burmann, Gleim, werden, um ſie jetzt nicht zu ſtark ausfallen zu laſſen, nochmals wiederkehren, und einige Nachträge enthalten. Die kleine Zugabe der ſummariſchen Lebensumſtände des jedesmaligen Schriftſtellers, und das kurze Verzeichniß der vorzüglichſten Schriften deſſelben nach den neueſten Ausgaben, wird man, hoffe ich, ſo wie die Einleitungen, welche die Verdienſte des Mannes überhaupt ſchildern, bei einer Sammlung nicht mißbilligen, die mit andern gewöhnlichen Sammlungen dieſer Art nur wenig gemein hat und haben ſoll. Daß ich übrigens den von mir nicht erfundenen, ſondern mir gegebenen Stoff, ſo wie es die Umſtände erforderten, bald da bald dort in Anſehung des Vortrages frei behandelt, manches in korrektern Styl und gefälligeres Gewand einzukleiden bemüht war, wird man mir eher Dank wiſſen,

sobald man nur überzeugt seyn kann, daß die historische Wahrheit nicht darunter gelitten. Denjenigen Freunden, welche mich durch ihre handschriftlichen Nachrichten in den Stand gesetzt, meiner Sammlung zugleich einiges Neue, noch Unbekannte und Ungedruckte beizufügen, sage ich hiermit den gebührenden Dank, und wünsche, daß auch andere gereizt werden möchten, mich zu gleichem Dank zu verpflichten. Die erheblichsten Druckfehler, welche ich in den ersten neun Bogen dieses Bandes bemerkt habe, sind folgende: S. 6. Z. 2. lese man: durchlauchtigen. Z. 15. Se. Durchlaucht. — S. 8. Z. 8. Z. 12. S. 9. Z. 3. Z. 6. Z. 21. Z. 26. S. 10. Z. 10. Z. 18. Z. 22. S. 11. Z. 6. Se. Durchlaucht. — S. 10. Z. 12. engagirt, wenn. — S. 12. Z. 14. kamen eben. — S. 20. Z. 25. ängstlichsten. — S. 21. Z. 9. v. u. Torte, den. — S. 23. Z. 1. v. u. ἀνεχου και ἀπεχου. — S. 48. Z. 16. beschränkte. — S. 51. Z. 2. v. u. in einem, so. — S. 53. Z. 4. v. u. herbeigeschafft. — S. 55. Z. 14. Anspruche auf.

Z. 15.

Z. 15. Wissenschaft den. — S. 56. Z. 2. organisir-
ten Kopfe. — S. 57. Z. 8. Formen in den. Z. 16.
nachlas. — S. 60. Z. 2. bald. — S. 78. Z.
2. v. u. mitunter aber auch. — S. 80. Z. 18. sagt.
— S. 85. Z. 23. aufgesetzt, Seine. — S. 90.
Z. 8. wüßte." — S. 92. Z. 12. Schwester las. —
S. 102. Z. 11. ihm. — S. 111. Z. 4. v. u. wegen
schösse. — S. 118. Z. 12. begegnet. Z. 13. fragt. —
S. 130. Z. 4. wohlthätig, als. — S. 138. Z. 19.
Umfange. — S. 141. Z. 14. fleißige. Die übri-
gen werde ich bei dem nächst folgenden zweiten Ban-
de anzeigen. Lauban, 1. April 1812.

K. H. Jördens.

Ver-

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

1. Engel, Joh. Jak. . . S. 3 - 28

Gedächtnißschrift auf Johann Jakob Engel, von Friedrich Nicolai. Berlin 1806. 8. — G. Merkel's Sämmtliche Schriften (Riga 1808. 8.) Bd. 1. S. 269 - 282. — Leipz. Lit. Zeit. 1802. Intelligenzbl. St. 29. — Morgenblatt für gebildete Stände 1808. Junius. Num. 133. August. Num. 206.

2. Geßner, Sal. . . . S. 28 - 46

Salomon Geßner, von Johann Jakob Hottinger. Zürich 1796. 8.

3. Patzke, Joh. Sam. . . S. 46 - 54

Wolfraths Charakteristik edler und merkwürdiger Menschen, nebst einzelnen schönen Charakterzügen (Halle 1791. 8.) Th. 1.

4. Käst.

4. Käſtner, Abrah. Ghelf = = S. 54- 66

Nekrolog auf das Jahr 1800, geſammelt von Friedrich Schlichtegroll, Bd. 2. — Käſtners zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle (Frankfurt und Leipzig 1800. 8.) Samml. 1. 2. — Chriſtian Felix Weiſſens Selbſtbiographie S. 124 ff.

5. Burmann, Glob Wilh. = S. 66- 82

Der Freimüthige 1805. Num. 8. 9. — Morgenblatt für gebildete Stände 1810. Num. 14. S. 55 f. — Handſchriftliche Nachrichten.

6. Roſt, Joh. Chph. = = S. 82- 90

Nekrolog, geſammelt von Chriſtian Heinrich Schmidt (Berlin 1785. 8.) Bd. 2. — Neue Berliniſche Monatsſchrift 1805. Januar S. 31 ff.

7. Uz, Joh. Pet. = = S. 90-103

Nekrolog auf das Jahr 1796, geſammelt von Friedrich Schlichtegroll, Bd. 1.

8. Rabener, Glob Wilh. = = S. 103-121

Rabeners Leben und Charakter von C. F. Weiße, in Rabeners Sämmtlichen Schriften (Leipzig 1777. 8.) Th. 1. — Rabeners Sämmtliche Schriften, Th. 6. — Käſtners zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle, Samml. 1. 2. — Deutſches Muſeum 1782. Bd. 2. S. 274 f. — Canzler und Meißners Quartalſchrift für ältere Literatur und neuere Lektüre 1784. Quart. 1. Heft 2. S. 22. f.

9. Lu-

9. Luther, Mart. . . S. 121-174

Schröckhs Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten (Leipzig 1790. 8.) Th. I. S. 49 ff. — Charakteristik D. Mart. Luthers, von Ernst Karl Wieland. Chemnitz 1801. 8. — Leben, Meinungen und Schicksale D. Martin Luthers, größtentheils mit dessen eigenen Worten, für gebildete Leser aus allen Ständen, von Johann Friedrich Wilhelm Moß. Halle 1796. 8. — Deutsche Apophthegmata, das ist, der Deutschen scharfsinnige kluge Sprüche, in zwei Theil, zusammengetragen durch Jul. Wilh. Zinkgrefen, der Rechte Doktorn, anitzo noch mit dem dritten Theil vermehret durch Joh. Leonh. Weidnern. Amsteldam 1653. 12.

10. v. Hutten, Ulr. . . S. 174-178

Ulrich von Hutten (Leben und Charakter desselben von Ludwig Schubart) Leipzig 1791. 8. — Küttners Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten.

11. Gleim, Joh. Wilh. Ludw. S. 178-293

Johann Wilhelm Ludewig Gleims Leben. Aus seinen Briefen und Schriften von Wilhelm Körte. Halberstadt 1811. 8. — Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller. Aus Gleims literarischem Nachlasse herausgegeben von Wilhelm Körte (Zürich 1806. 8.) B. I. S. 172. — Der Freimüthige 1804. Num. 18. S. 72.

12. Karschin, Anne Luise . S. 204-269

Berlinischer Musenalmanach für 1792. Herausgegeben von K. H. Jördens S. 163 ff. (Vorläufige Lebensbeschreibung der Dichterinn Anne Luise Karschin, geb. Dürbach) — Lebenslauf der Dichterinn Anne Luise Karschin. von ihrer Tochter K. L. von Kl (enke) — Supplementband zu Schlichtegroll's Nekrolog auf die Jahre 1790 bis 1793. Abth. 1. S. 287 ff. — Johann Wilhelm Ludewig Gleims Leben, aus seinen Briefen und Schriften von Wilh. Körte. — Iris, ein Taschenbuch für 1805. Herausgegeben von J. G. Jacobi S. 276 ff. — Eunomia, eine Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts. Jahrg. 1805.

13. v. Kleist, Ewald Chrstn. . S. 269-285

Ehrengedächtniß Herrn Ewald Christian von Kleist (von Friedrich Nicolai) Berlin 1760. 4. — Ramlers Nachricht von dem Leben des Herrn von Kleist (in den von ihm herausgegebenen Sämmtlichen Werken desselben) — Ewald Christian von Kleists Leben aus seinen Briefen an Gleim, von Körte (vor der Körteschen Ausgabe von Kleists Sämmtlichen Werken, Berlin 1803. 8.) — Berlinische Monatsschrift 1789. Januar S. 85. ff.

14. Schmid, Konr. Arnold . S. 285-288

Ueber Konrad Arnold Schmids und Karl Christian Gärtners Verdienste, besonders um die deutsche Literatur ꝛc. von

von Theodor Roose (in Wiedeburgs Philologisch-pädagogischem Magazin, Bd 2. Stck 1. S. 3. ff. — Handschriftliche Nachrichten.

15. Hölty, Ludw. Heinr. Chph. - S. 288-301

Hölty's Leben von J. H. Voß, in der von Voß besorgten Ausgabe der Gedichte von Ludewig Heinrich Christoph Hölty. Hamburg 1804. 8. — Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1779. S. 237 f.

16. Bürger, Gfr. Aug. - - S. 301-356

Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's, nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben von Ludwig Christoph Althof. Göttingen 1798. 8. (auch in dem zweiten Theile von Bürgers Vermischten Schriften S. 1 — 68. — Briefe von Gottfried August Bürger an Mariane Ehrmann. Ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters. Mit einer historischen Einleitung herausgegeben von Theophil Friedrich Ehrmann. Weimar 1802. 8. — Briefe einer Kurländerinn (Sophie Schwarz, geb. Becker) auf einer Reise durch Deutschland (Berlin 1791. 8.) Th. 1. S. 141-145.

17. Dreyer, Joh. Matth. - S. 357-361

Friedrichs von Hagedorn Poetische Werke, herausgegeben von J. J. Eschenburg (Hamburg 1800. 8.) Th. 4. S. 91.

S. 91 f. — Epigrammatische Anthologie, herausgegeben von K. J. Schütz, Th. 3. S. 83. — Abraham Gotthelf Käſtners zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle, Samml. 2. S. 131. f. — Anekdotenalmanach auf das Jahr 1808. geſammelt und herausgegeben von K. Müchler S. 92 f. desgl. auf das Jahr 1809. S. 484 f. — Allgemeiner literar. Anzeiger 1796. Num. 35.

18. Meliſſus, Paul . . S. 361-364

Freimüth. 1810. Num. 178. S. 712.

Anekdoten

und

Charakterzüge.

Duplex libelli dos est: quod risum movet,
Et quod prudenti vitam consilio monet.

Phaedrus.

Zwiefach ist des Büchleins Mitgift: es erreget
Lachen, und giebt weisen Rath dem Leben.

I.

Johann Jakob Engel

geb. 1741 zu Parchim in dem Herzogthum Meklenburg-Schwerin, 1769 Magister der Philosophie zu Leipzig, 1776 Professor der Moralphilosophie und schönen Wissenschaften zu Berlin, 1787 Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften und Direktor des Berlinischen Nationaltheaters, gest. 1802 in seiner Vaterstadt Parchim,

war einer der hellsten und scharfsinnigsten Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts, der in jedem Fache, welches er bearbeitete, sich Ruhm erwarb. Ihm verdankt die Kritik des Geschmacks und der Kunst, die spekulative, praktische und populäre Philosophie in Deutschland viel von ihren neueren Fortschritten. Seine Schauspiele verdienen denen von Lessings bester Manier an die Seite gesetzt zu werden. Plan und weise Verbindung der Scenen, Wahrheit und abstechende Gruppirung der Charaktere, Natur und treffende Darlegung der Gesinnungen und Gefühle, und ein meisterhafter, eleganter Dialog, sind ihnen in vorzüglichem Maaße eigen. Gleiche Festigkeit des Styls, gleiche Wärme des Herzens und wohlthätige Gesinnungen entzücken in seinen prosaischen Aufsätzen.

Joh. Jak. Engel.

Die seltene Gabe zu erzählen, die Kunst, den Kopf und das Herz des Lesers zugleich zu beschäftigen, die feinen Bemerkungen über Sitten und Menschen, der ungezwungene Witz, die schalkhafte Satire, und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die er in seinem Philosophen für die Welt bearbeitet hat, alles dieß erhebt ihn zu einer glänzenden Stufe unter den Bearbeitern und Förderern unserer schönen Prosa. Ihm gebührt der Ruhm, unter den ersten gewesen zu seyn, welche dieselbe zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit brachten. Seine Reden gehören zu den treflichsten Mustern der deutschen Beredsamkeit. Seine Ideen zu einer Mimik, und andere theoretische Schriften, geben ihm den Rang unter unsern feinsten und scharfsinnigsten philosophischen Kunstrichtern. Sein Lorenz Stark wird immer eins der vollendetsten Meisterstücke unter unsern Romanen seyn und heißen.

I. J. Engel's Schriften. Erster, zweiter Band. Der Philosoph für die Welt, erster, zweiter Theil. Berlin 1801. 8. (3 Thlr.) Dritter Band. Der Fürstenspiegel. Berlin 1802. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) Vierter Band. Reden und ästhetische Versuche. Berlin 1802. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) Fünfter, sechster Band. Schauspiele, erster, zweiter Theil. Berlin 1803. 8. (3 Thlr.) Siebenter, achter Band. Mimik, erster, zweiter Theil. Berlin 1804. 8. (5 Thlr.) Neunter, zehnter Band. Philosophische Schriften, erster, zweiter Theil. Berlin 1805. 8. (2 Thlr. 12 Gr.) Elfter Band. Poëtik.

Berlin

Berlin 1806. 8. (2 Thlr. 12 Gr.) Zwölfter Band. Herr Lorenz Stark. Berlin 1806. 8. (2 Thlr.) mit einem Titelkupfer des ersten Bandes und Titelvignetten der sämmtlichen zwölf Bände. Die vor dem zwölften Bande stellt Engels Bildniß von Dan. Berger nach Friedr. Weitsch gestochen dar.

Auch Engels moralischer Charakter verdient, trotz mancher ihm anklebenden Flecken, unsere Achtung. Er war ein edler, menschenfreundlicher Mann, und wenn Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Freimüthigeit, Sinn für alles Gute und Schöne, und fester Wille, es möglichst zu befördern; wenn kindliche Liebe, Wohlthätigkeit, und unveränderliche Treue in der Freundschaft, Züge eines schätzenswerthen Charakters sind, so besaß Engel denselben ohne alle Widerrede.

Engel hatte eben angefangen, durch seine Schriften ein nicht unbedeutendes Aufsehen zu erregen, als er von Leipzig aus eine Reise nach Gotha machte, um seinen dortigen Freund, den Schauspieldirektor Seiler, zu besuchen. Er hatte ihn in Leipzig, wo Seiler eine Zeitlang spielte, mit seiner Gesellschaft kennen gelernt, unter welcher sich damals der berühmte Eckhof befand, dessen seltene Kunst Engeln vorzüglich anzog. Der damalige Herzog Ernst zu Gotha, der wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, lud Engeln an seinen Hof, und fand bald so großes Wohlgefallen an dem feinen, witzigen Kopfe, daß er ihn täglich sehen wollte, und ihm völlig freien, selbst unangemeldeten Zutritt erlaubte. Es ver-

steht

steht sich, daß Minister und Höflinge wetteifernd das Beispiel ihres Durchlauchtigen Herrn befolgten. Diese Behandlung, die Stadt selbst, ihre Lage, und ihr für die damalige Zeit sehr gutes Theater, bewogen unsern Reisenden, seinen Besuch auf mehrere Wochen auszudehnen. Den Direktor des Theaters schätzte er als einen rechtschaffenen, bescheidenen Mann: er nahm also aufrichtig Theil daran, als dieser sich durch die geringe Einnahme gezwungen sah, einen andern Aufenthalt zu suchen. Er versprach ihm sogar, ihm bei den Ministern des Dresdner Hofes, die er persönlich kannte, ein Privilegium zu bewirken, doch mit der Bedingung, daß der Herzog in die Entfernung der Gesellschaft willige. Der Direktor fragte an, Engel selber that es, und beide erhielten mündlich die freundliche Antwort: Sr. Durchlaucht hätten nichts dawider, daß Seiler mit seiner Gesellschaft einen vortheilhafteren Ort suche, und wünschten ihm Glück. Wohlgemuth reisten beide nach Dresden, und kamen in vierzehn Tagen mit dem gewünschten Privilegium zurück. Wie erstaunten sie aber, als man ihnen gleich bei ihrer Ankunft die Nachricht brachte, der Fürst habe alle vorzüglichern Glieder der Gesellschaft für seine Rechnung engagirt, um ein Hoftheater zu bilden. Seiler sahe sich durch diese Maaßregel, bei der damals großen Seltenheit leidlicher Schauspieler, an den Bettelstab gebracht, und wankte betäubt umher, ohne Muth, nur eine Vorstellung zu wagen. Nicht so Engel. Er lehnte ohne Umschweife alle Einladungen ab, an den Hof zu kommen, sprach laut und heftig über die Treulosigkeit, mit der man seinen Freund behandelt habe, und setzte jedem Höflinge,

der

der ihm in den Weg kam, die begangene Ungerechtigkeit so nachdrücklich, aber zugleich in so vorsichtig gewählten Ausdrücken, aus einander, daß seine Worte mit ihrem ganzen Gewichte auffielen, ohne Injurie zu werden. Man kann denken, daß alles dem Herzoge sehr vergrößert hinterbracht wurde. Aber, was sollte er thun? Engeln aus der Stadt verweisen? oder ihn gar arretiren lassen? Das erlaubte die Humanität des Herzogs nicht. — „Und was würde das Publikum dazu sagen?" dachten die Höflinge. Ihm sein Urtheil abkaufen? Wenn der Unbiegsame nur nicht gleich nach jenem Vorgange alle Unterhandlungen über einen Posten, den man ihm antrug, abgebrochen hätte! — Man schickte mehrere Hofbeamten nach einander an ihn ab, um ihn zu besänftigen: jeder kehrte mit einer energischeren Erklärung zurück; und wenn er gleich pflichtmäßig seinem Herrn nicht vorenthielt, was diesem zugefallen war, so verschwieg er doch sorgfältig die eigene Ausbeute seiner Sendung. Der Herzog war ausser sich, vorzüglich als er hörte, Engel bereite sich zur Abreise, um nun in Leipzig, dachte er, das Publikum zum Richter zu machen, und das Aufsehen zu erregen, welches er so sehr fürchtete. Sein erster Minister, ein alter, schlauköpfiger Geschäftsmann, sprach ihm Muth ein, und übernahm es, Engeln entweder zu gewinnen, oder zu überzeugen, oder — zu schrecken. Es ergieng eine äußerst verbindliche Einladung an ihn, sich bei dem Herrn von Z** einzufinden. Hier ist ihre Unterredung, wie Engel selbst sie einem Freunde erzählt hat.

Herr v. Z. (mit einer herablassenden Miene, als Engel hereintritt) „Ich freue mich außerordentlich,

Herr

Herr Magister, Sie wiederzusehen. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht stehend empfange; aber Sie wissen ja — (indem er auf den Pelzsack deutete, worin seine podagrischen Füsse steckten) Haben Sie doch die Gewogenheit, einen Stuhl zu nehmen."

Engel setzte sich. Nach den ersten unbedeutenden Reden fuhr der Minister fort:

„Sie sind ein talentvoller, vortreflicher Mann. Sr. Durchlaucht schätzen Sie aufrichtig, und wir Alle, der ganze Hof thut es. Sie können dem Herzoge einen Dienst leisten, für den er Ihnen sehr verbunden seyn wird."

Engel. Sr. Durchlaucht haben mir so viele Beweise Ihrer Gnade gegeben, daß mir jede Gelegenheit, meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, sehr willkommen seyn muß.

Herr v. Z. „Sie sind ein edler Mann. Aber stellen Sie sich nur vor, da ist der Direktor Seiler: der Mensch soll ein gewaltiges Geschrei darüber machen, daß Illustrissimus sich eine eigene Hoftruppe halten wollen. Ist der Kerl wahnsinnig?"

Engel. Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich Ihnen widerspreche. Seiler ist ein sehr furchtsamer, stiller Mann; er weint wohl über sein Unglück; aber er klagt nicht einmal laut.

Herr v. Z. „Ich sage Ihnen, ich weiß es gewiß: der Mensch schimpft und tobt."

Engel. Ich bedaure, Sie falsch benachrichtigt zu sehn. Ich spreche ihn täglich, und kann ihm das Zeugniß geben, daß er nie ein heftiges Wort über die Sache gesagt hat.

Herr v. Z. „Ich sage Ihnen noch einmal: es ist gewiß, ganz gewiß! Er schimpft und schäumt. (stolz) Man könnte ihm wohl leicht den Mund stopfen; aber Sr. Durchlaucht wollen nun einmal nicht Strenge brauchen. (sanft) Sie sind sein Freund: bedeuten Sie ihn doch, daß er schweige, und lehren Sie ihn, daß Sr. Durchlaucht thun können, was Sie wollen."

Engel. Ob ich gleich Seilern nie schimpfen hörte, so will ich Ihrem Befehle doch gehorchen; und ihm rathen, es nicht zu thun. Die zweite Hälfte Ihres Auftrages muß ich mir aber verbitten. Die Meinung Ihrer Excellenz über diesen Punkt ist nicht die meinige.

Herr v. Z. „Was? Glauben Sie, daß es Sr. Durchlaucht nicht freistehe, sich eine eigene-Komödiantentruppe zu halten?"

Engel. Davon kann nicht die Frage seyn. Wären Sie oder ich reich genug dazu, so könnten wir es auch. Nur das steht Sr. Durchlaucht nicht frei, Seilers Truppe zu engagiren, da sie ihm gehört, und da der Herzog versprochen hatte, sie gehen zu lassen.

Herr v. Z. „Und was sollte Sr. Durchlaucht abhalten, Ihr Wort zurückzunehmen?"

Engel. Ein Reichsgesetz zwar nicht; aber das Gesetz der Moral.

Herr v. Z. (lauernd) „Wie? Glauben Sie, daß Sr. Durchlaucht unmoralisch handeln?"

Engel. Nein; denn ich bin überzeugt, daß Sie bei besserem Bedenken dem armen Seiler seine Truppe, von der er lebt, wiedergeben werden.

Herr v. Z. „Das glaub' ich nicht."

Engel. So thut es mir leid, daß Sie weniger gut von Ihrem Herrn denken, als ich. Ich halte den Herzog für einen sehr moralischen Mann.

Herr v. Z. (Etwas betroffen, aber mit einem listigen Blick) „Was nennen Sie moralisch?“

Engel. Es giebt, nach meinen Begriffen, drei Stufen in der Moralität. Die erste ist Gerechtigkeit, und besteht darin, daß man vorsätzlich niemandem raubt, was ihm gehört. Nur ein niedriger Verleumder könnte einen Zweifel erregen wollen, daß Sr. Durchlaucht immer auf dieser Stufe standen. Sie hätten Seilers Truppe gewiß nicht engagirt: wenn Sie sie für das, was sie ist, für das Eigenthum des Mannes ansähen. Die zweite ist Billigkeit, und besteht darin, daß man selbst erregte Erwartungen befriedigt, und Andern auch das nicht nimmt, was man allenfalls mit einigem Rechte glaubt nehmen zu können, vorzüglich, wenn sie dabei zu Grunde gehen müßten. Diese Stufe werden Sr. Durchlaucht gewiß schon von selbst besteigen, besonders wenn Sie sich Ihres Versprechens erinnern. Die dritte Stufe ist Großmuth. Ein so edler Fürst wird auch von dieser nicht zurück bleiben. Ich bin überzeugt, Sr. Durchlaucht werden — sollte es auch (lächelnd) erst auf die Vorstellungen Ew. Excellenz geschehen — den armen Seiler bei seiner Abreise durch ein Geschenk für die gehabte Angst entschädigen.

Herr v. Z. (Glühend vor Aerger) „Wer giebt Ihnen das Recht, so zu sprechen?“

Engel. Sie, Herr Geheimer Rath; denn Sie fragten mich.

Herr v. Z. (Nach einer Pause, hämisch, und mit dem vornehmsten Tone) „Was meinen Sie, Herr Magister, soll ich Sr. Durchlaucht das alles so wieder erzählen, was Sie da gesagt haben?"

Engel. (Steht lebhaft auf, und geht an den Tisch des Ministers) Ich halte Sr. Durchlaucht für einen edlen und aufgeklärten Fürsten, der Verstand und Stärke genug besitzt, wohlgemeinte Wahrheiten ohne Zorn zu hören, und dem, der sie sagte, Dank dafür zu wissen. Irrte ich mich nicht, so wird es mich freuen, wenn Sie Sr. Durchlaucht unser Gespräch mittheilen; glauben Sie aber, daß ich mich irre, so bitte ich Sie, es nicht zu thun.

Herr v. Z. (verwirrt) „O, ganz gewiß! Sr Durchlaucht sind ein weiser und großmüthiger Herr! Sie haben nichts zu fürchten."

Engel. Das glaube ich auch, und so empfehle ich mich Ihnen gehorsamst.

Am folgenden Tage wartete Engel dem Fürsten auf, um Abschied zu nehmen. Er wurde mit ernster Verschlossenheit empfangen und entlassen. Am nächstfolgenden Tage aber ward die ganze Schauspielergesellschaft auf das Schloß beschieden, und, bis auf Eckhof, ihres Worts entbunden. Der gerettete Seiler gieng fröhlich mit ihr nach Dresden ab.

Der Vorgang macht unstreitig dem edlen Engel sehr viel Ehre, aber gewiß dem damals noch jungen Fürsten nicht weniger. Wohl dem Lande, dessen Beherrscher Einsicht und Ehrgefühl genug hat, die Stimme des öffentlichen Rufes zu achten, Weisheit genug, auch die kühn

gesag-

gesagte Wahrheit nicht zu verkennen, und so warme Liebe zur Gerechtigkeit, daß er ihr ohne Bedenken seine Lieblingswünsche aufopfert! Wohl dem Fürsten, der, wenn er im Begriff ist zu fehlen, auf einen so muthigen und rechtschaffenen Mann stößt, wie sich Engel hier und überall zeigte.

Von der Geistesgegenwart, mit welcher Engel unbescheidene Zudringlichkeit und leeren Hochmuth beißend zu belehren pflegte, sind viele Erzählungen im Umlaufe. Folgender Vorgang, bei welchem er Einfalt mit Schalkhaftigkeit zurückwies, ist vielleicht charakterisirender, als sie alle. Der verstorbene Professor S..s aus A..f besuchte ihn einst und brachte einen Patricier aus Nürnberg mit. Die Reisenden kamen aber von Moses Mendelssohn, und sprachen mit großen Lobeserhebungen von ihm, besonders aber von der Wärme, mit welcher er sich über Engel geäußert habe. Plötzlich wird der Nürnberger verlegen, streift seine Manschetten auf und ab, und stammelt endlich den Wunsch heraus, Engeln allein zu sprechen. Sie gehen ins Nebenzimmer.

„Ach, bricht der Patricier hier aus, was ist der Herr Mendelssohn für ein vortreflicher Mann!“

Engel. Sie haben Recht: das ist gewiß!

Der Patr: „Und ein inniger, inniger Freund von Ihnen!“

Engel. In der That, er hat mir Beweise davon gegeben, und ich liebe ihn eben so sehr.

Der Patr. „Herr Professor, wenn dieß ist — Nehmen Sie mir's nicht übel! — aber wie können Sie

denn

denn zugeben, daß eine so theure, herrliche Seele verlo-ren werden soll?"

Engel. Verloren werden?

Der Patr. „Wie können Sie es leiden, daß er ein blinder Jude bleibt? Er verehrt Sie so sehr! Ihre Worte gelten gewiß viel bei ihm! Belehren Sie ihn doch! Es ist Ihre Pflicht als Christ — als Freund! Retten Sie ihn!"

Engel. (ganz ernsthaft) Daran könnt' ich frei-lich selbst schon gedacht haben; aber ich muß Ihnen sagen, ich fürchte mich.

Der Patr. „O, dazu haben Sie keine Ursache. Ihnen nimmt er eine solche Sorgfalt gewiß nicht übel."

Engel. Das nicht! Aber er ist ein Mann von sehr eigenem Sinne; er wird sich nicht überzeugen lassen, oh-ne zu disputiren. Sie werden bemerkt haben, wie gut er spricht. Kömmt es zum Streit zwischen uns — ich fürchte, so ist er mir zu stark, und macht mich zum Ju-den, statt daß ich —

Der Patr. (blaß vor Schrecken) „Nein! ums Himmels Willen, nein! Vergessen Sie, was ich Ihnen sagte! — Mein Gott! wenn ich Schuld wäre, daß statt Einer Seele zwei verloren würden!"

Sie kehrten sogleich ins andere Zimmer zurück.

Engel war ein Mann, der, im Gefühl seines Werthes, seine Meinung ohne alle Zurückhaltung sagte, und einen sarkastischen Einfall nicht leicht zurückhielt. Als er nach Berlin berufen und dort angestellt worden war, gehörte es zum guten Ton der großen Welt, ihn bei sich

zu

zu sehen. Der verstorbene Fürst S.. affektirte auch, ein Mäcen der Gelehrten und Künstler zu seyn; er ließ also Engeln eines Vormittags zu sich einladen, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Engel fand sich ein, mußte eine geraume Zeit im Vorzimmer warten, und wurde nun endlich vorgelassen. Der Fürst, ein sehr stolzer Mann, erhob sich ein wenig vom Sopha, nickte ihm gnädig mit dem Kopfe, und fieng ein Gespräch mit ihm an, ganz in dem gewöhnlichen Tone eines vornehmen Beschützers, das heißt, es bestand in nichts als Fragen über Engels Lebensumstände. Während des Gesprächs hatte sich der Fürst wieder auf seinen Sitz gepflanzt, ohne Engeln zum Niedersitzen zu nöthigen, den er — im Gefühl seines hohen Standes — vor sich stehen ließ. Im Verfolg der Unterredung kam auch die Rede auf den Herzog von ***. „Den haben Sie ja auch wohl gekannt?" fragte der Fürst. — O ja, recht gut! versetzte Engel. — „Nun, und wie haben Sie ihn gefunden?" — „Aufrichtig zu gestehen, erwiederte Engel, nichts weniger, als interessant. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist es ein höchst gewöhnlicher, einfältiger Mensch. Ich bin oft bei ihm gewesen. Indeß hatte er doch so viel Lebensart, mir immer einen Stuhl anzubieten."

Nach der Zeit war Engel einst bei diesem Fürsten zur Tafel geladen. Bei Tische kam unter andern auch die Rede auf den berühmten Weltumsegler Cook, und daß er bei seinen Entdeckungsreisen sein Leben habe einbüßen müssen. Engel führte darüber hauptsächlich das Wort. Auf einmal fragte ihn der Fürst — um doch auch sich

mit

mit in den Discours zu mischen — „Kam Cook auf seiner ersten Reise ums Leben, Herr Professor?“ — „Ich glaube, ja!“ erwiederte Engel, „doch machte er sich nicht viel daraus, und trat bald die zweite an.“

So wenig Engel, im Gefühl seines Werthes, auch gestimmt war, eine beleidigende Zurücksetzung zu erdulden, so konnte er doch noch weniger Schmeicheleien ertragen — und auch schon deshalb hielt er sich in seiner Einsamkeit beinahe eingeschlossen, weil ihn die übertriebene Bewunderung seiner Verdienste anekelte, die ihm mancher seiner Landsleute und oft mit dem widrigsten Wortschwalle ins Gesicht warf, wie er sich ausdrückte. Einst ließ er sich aber dennoch durch Zureden seiner Freunde bewegen, einer Abendgesellschaft in dem Hause einiger von ihm sehr geschätzten Verwandten beizuwohnen. — Ganz unerwartet erschien in diesem bürgerlichen Zirkel eine adelige Dame, weil sie, wie sie beim Eintritte verkündete, mit entzückender Freude vernommen habe, der berühmte Engel werde da zu sehen seyn. Der berühmte Engel, den diese Erscheinung es schon bereuen ließ, sein Zimmer verlassen zu haben, war sehr einsylbig, spielte mit den Kindern, die ihm Freude machten, ohne eben sehr entzückt zu scheinen von der überfreundlichen Herablassung, mit welcher Frau von ** es beklagte, daß die bösen Kleinen des Herrn Professors Person ganz in Beschlag genommen — während sie diese Stunde zu den glücklichsten ihres Daseyns zähle. „Den Genuß solcher Stunden, fügte sie im Tone der süßlichsten Schwärmerei hinzu, müsse man sich durch ein Andenken gewissermaßen

auf

auf immer gegenwärtig zu erhalten suchen — und der Herr Professor müsse ihr dieses Andenken durch etwas sichern, was er unter Deutschlands großen Männern einzig und allein besitze." — „Ew. Gnaden spotten meiner — indessen, das Einzige wäre?" — „Nichts mehr und nichts weniger — als einige Definitionen über dramatische Gegenstände. Wer würde sich nicht glücklich preisen, diese aus dem Munde des berühmten Verfassers der Ideen über Mimik vernommen zu haben?" — „Und die Gegenstände dieser Definitionen wären?" — „Fürs erste wünschte ich bloß die dreierlei Arten der Vorstellungen auf der Bühne genau und bestimmt erklärt, und insonderheit die specifiken Eigenheiten derselben entwickelt. Mit dem Lust- und Trauerspiele weiß ich mir zur Noth noch zu helfen — aber das Schauspiel! das Schauspiel! — ich muß es offenherzig gestehen, daß mein Nachdenken nicht hinreicht, die specifike Eigenheit desselben, durch welche es sich nemlich von den andern Gattungen unterscheidet, klar und deutlich anzugeben." — Engel lächelte. — „Einem großen Manne scheint alles leicht — aber es sind gewiß noch viele in dieser Gesellschaft, die diese Stunde durch den Unterricht hierüber von einem der berühmtesten Deutschen verherrlicht zu sehen wünschen." — Engels Ungeduld malte sich in allen seinen Gesichtszügen. — „Sehen Sie, meine gnädige Frau — die Sache ist sehr einfach. Erlauben Sie mir ein Beispiel." — „Ja freilich — Beispiel ist mir lieber, als trockene Definition. Diese findet sich allenfalls und zur Noth in den Lehrbüchern der schönen Wissenschaften — jenes aber weiß nur, auf eine Weise, wie

es

es noch nie ein Schriftsteller vermochte, der berühmte Philosoph für die Welt zu geben." — In dem Tone, mit welchem die Dame immer das Wort berühmt aussprach, so wie in ihrem ganzen Benehmen, war ein so seltsames Gemisch von Pedanterei und gnädigem Herablassen, und dieses letztere insonderheit sprach sich in Mienen und Geberden so scharf aus, daß auch eine minder reizbare Lebhaftigkeit, als die, welche Grundzug in Engels Charakter war, hätte ungeduldig werden müssen. Er war es längst. — Doch plötzlich verlor sich der Ausdruck des Ungeduldigseyns aus seinen Gesichtszügen — was den Freunden des merkwürdigen Mannes, die ihn oft beobachtet hatten, und die charakteristische Beweglichkeit in seinem physiognomischen Ausdrucke zu deuten wußten, einen witzigen Einfall ankündigte. — „Es ist doch so leicht nicht — sagte er endlich lächelnd — ein Beispiel zu finden, das der Gesellschaft, die gern vergnügt seyn möchte, keine Langeweile verursacht. Sie setzen mich in der That in Verlegenheit, meine gnädige Frau! — Doch, genau erwogen, läßt sich die Sache kurz und einfach abthun. Sie wissen den Unterschied nicht zwischen Lust- Schau- und Trauerspiel. Sehen Sie, daß Sie das nicht wissen — ist für die Gesellschaft ein Lustspiel — für mich ein Schauspiel — und für Sie, meine gnädige Frau! — ein Trauerspiel."

Unter Engels Schauspielen sind hauptsächlich nur die beiden kleinen Stücke: Der dankbare Sohn, und Der Edelknabe, zu erwähnen; denn Eid und Pflicht ist ihm, und zwar durch eigene Schuld, miß-

rathen, und das Vorspiel Titus war nur ein Gelegenheitsstück. Man hat Engeln es absprechen wollen, daß er Talent zur dramatischen Erfindung gehabt habe. In der That stellen die obengenannten drei Stücke, desgleichen Die Apotheke, eine komische Operette (im Jahre 1771 geschrieben, und nach seinem Verlangen nicht in seine Werke aufgenommen) Begebenheiten vor, welche er in seiner Familie, oder doch in seinem Vaterlande erlebte. Das unvollendete Stück, Der Vermählungstag, ist aus Shakspeare's Viel Lärmen um Nichts genommen, und nur auf andere Art bearbeitet. Das unvollendete Trauerspiel Stratonice ist aus der Geschichte; der Diamant aus dem Französischen entlehnt. Dieß ist nicht zu leugnen. Dessen ungeachtet kann ihm Talent zur Erfindung nicht abgesprochen werden. Man weiß verschiedene auffallende Beispiele, daß er neue und sehr reichhaltige Plane zu Schauspielen bei ganz geringfügigen Veranlassungen in wenigen Minuten erfand. Von mehreren hier nur eins. Engel gerieth mit einem französischen Gelehrten, der sich, als Hofmeister eines jungen Herrn Thelusson, in Leipzig eine Zeitlang aufhielt, in einen Dispüt über das Theater. Es war bei einer freundschaftlichen Mahlzeit. Der Franzose behauptete, so wie mehrere seiner Landsleute von altem Schlage, jede Art der Schauspiele sei in gewisse Grenzen eingeschlossen: im Trauerspiele dürften nur Könige, Fürsten und Helden auftreten, ein bürgerliches Trauerspiel sei Unsinn, das rührende Lustspiel sei eine Zwitterart, und für das eigentliche Lustspiel gehörten nur Begebenheiten aus dem bürgerlichen Leben, so

wie

wie fürs Possenspiel nur dasjenige, was unter den niedrigsten Ständen vorgehe. Engel behauptete, der Stand der im Schauspiele auftretenden Personen thue gar nichts zur Sache, sondern bloß die Einrichtung der Fabel und die Beschaffenheit der Situationen müßten den Charakter des Stücks bestimmen. Der Franzose kreuzte und segnete sich über diese Ketzerei gegen die französische theatralische reine Lehre, und blieb dabei, daß schlechterdings nur Personen erhabenen Standes und ihre Begebenheiten tragisch behandelt werden könnten. Engel, voll der Lebhaftigkeit, womit er seine Sätze vertheidigte, wenn ihm widersprochen wurde, behauptete in der Hitze des Streits, auch der allergeringfügigste Gegenstand, keiner ausgenommen, könne dem Dichter zu einer höchstpathetischen Behandlung Stoff geben. „Ohne Ausnahme?“ rief der Franzose, und schlug beide Hände zusammen — „Sie werden doch von dieser Torte — es ward eben der Kuchen aufgetragen — nicht Stoff zu einem Trauerspiele nehmen können!“ Engel antwortete schnell: „Warum nicht?“ und sein französischer Freund lachte laut auf. Engel besann sich ein paar Minuten, und folgender Plan war fertig. Die einzige Tochter in einem bürgerlichen Hause wird von einem Jünglinge geliebt, und liebt ihn eben so herzlich wieder; die Eltern aber versagen schlechterdings ihre Einwilligung zur Heirath, und begegnen deswegen auch ihrer sonst geliebten Tochter auf das härteste. Es war so weit gekommen, daß die Eltern mit der Tochter einige Wochen lang kein Wort gewechselt hatten; es herrschte mürrische Stille im ganzen Hause. Unterdessen hatte der feurige Liebhaber, weil alle andere Hoff-

nung verloren schien, den verzweifelten Entschluß gefaßt, seine Geliebte zu entführen, und nach langem Kampfe mit sich selbst hatte sie endlich ihre Einwilligung gegeben, weil das Schmollen ihrer Eltern ihr alles Vertrauen, noch von denselben geliebt zu werden, genommen hatte. Mit beklemmtem Herzen sucht sie einige nothwendige Kleinigkeiten zusammen, die sie mitnehmen will; denn eben an diesem Abende wollten beide entfliehen. Sie öffnet zu dem Behufe einen Schrank, und was erblickt sie? — eine Torte mit einem Gusse und den Anfangsbuchstaben ihres Nahmens. Es war heute ihr Geburtstag, woran sie gar nicht gedacht hatte; aber die Mutter hatte die Torte besorgt, und heimlich in den Schrank der Tochter gestellt, um den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Der äusserst gerührten Tochter ist es nun unmöglich, zu entfliehen. — Sie sehen, fuhr Engel fort, das Sujet ist reich an Situationen, und ich kann das Stück wenden, wie ich will. Ich kann die beiden Geliebten, nach manchen sich noch findenden Schwierigkeiten, endlich vergnügt in den heiligen Ehestand treten lassen; aber das Stück wird theatralischer werden, wenn dieß nicht geschieht, und, wenn ich will, kann ich es auf mancherlei Art sehr tragisch machen. Der Vater kann, ungeachtet der durch die Mutter angefangenen Versöhnung, unerbittlich bleiben. Das Mädchen, in der ängstlichen Lage, voll Bekümmerniß über die Härte des Vaters, und voll Ergebenheit gegen die Mutter, deren zärtliche Bitte, dem Vater nachzugeben, ihr aber die Liebe zu ihrem Jünglinge zu erfüllen unmöglich macht, nimmt Gift, weil sie bei der von allen Seiten sie bestürmenden Leiden-

schaft keinen Ausweg zu finden weiß. Oder, sie kann, weil es ihr unmöglich ist, ihren geliebten Eltern ungehorsam zu seyn, nach langem Kampfe mit sich selbst, ihrem Geliebten entsagen, welcher, nach mancherlei Versuchen, wodurch rührende und schreckliche Situationen herbeigeführt werden, da ihm alle Hoffnung benommen ist, sich selbst ersticht. Oder, nach den Scenen der Vereinigung mit den Eltern, und der Härte des Vaters, welcher in aufbrausender Hitze, ihr, wenn sie nicht dem Jünglinge völlig entsagt, seinen Fluch giebt (diese Heftigkeit des Vaters läßt sich leicht durch mancherlei Ursachen theatralisch motiviren) dringt die Mutter mit flehender Zärtlichkeit ihr das Versprechen ab, den Fluch des Vaters nicht auf sich zu laden. Sie geht nun einsam und voll Herzensangst auf ihr Zimmer. Der Liebhaber, welcher zur abgeredeten Flucht bei einbrechender Nacht den Wagen am Ende des Gartens bestellt hat, kommt, um sie abzuholen. Halb verzweifelnd setzt sie ihm das Schreckliche ihrer Lage auseinander, und erklärt, daß es ihr unmöglich ist, ihm zu folgen, und daß sie, so höchst unglücklich sie auch seyn wird, bleiben will. Sie klagt weinend den Fluch des Vaters an, und zeigt ihrem Geliebten die Torte, der Beweis der mütterlichen Liebe, die ihr jenes Versprechen abgedrungen hat. Der erhitzte Jüngling, ausser sich, daß alle seine Hoffnungen in eben dem Augenblicke verschwinden, wo er sie zunächst erfüllt dachte, bricht aus in Verwünschungen über die Eltern, ergreift die Torte, wirft sie zur Erde, und vernichtet sie, als das Werkzeug, wodurch ihm das Liebste geraubt worden. Das Mädchen ist äußerst entrüstet über seine Raserei, die über ihre Eltern,

tern, und besonders über ihre Mutter, so schamlos ausbricht. Nach einer heftigen Scene, wo alle Leidenschaften mit einander kämpfen, kehrt bei beiden die Liebe zurück, zugleich mit der trostlosen Aussicht, immer unglücklich zu seyn. Beide tödten sich, weil ihre wüthende Leidenschaft kein anderes Mittel, vereinigt zu werden, findet. — „Sehen Sie, schloß Engel, nach diesem letzteren Plane ist die Torte die nächste Ursach des tragischen Ausgangs!“

Engel war von Person wohlgebildet, hatte ein freundliches Ansehen, kastanienbraunes Haar, feurige geistreiche Augen. Er war wohlgewachsen, und erst in den letzten Jahren seines Lebens erhielt er nach und nach eine unförmliche Dicke. Ob seine immer zunehmende üble Gewohnheit, fast nie das Zimmer zu verlassen, seine Abneigung von aller körperlichen Bewegung, seine in Absicht auf Diät etwas unordentliche Lebensart, und sein öfterer allzulanger Schlaf, die Ursach oder Folge davon gewesen, mag unentschieden bleiben. Aber auch bei dieser Veränderung seines Körpers blieb sein Geist sich beständig gleich. Er war äußerst angenehm und unterhaltend in Gesellschaften; doch mußte ihm die Gesellschaft selbst angenehm seyn, und ihm aufmerksam zuhören, wenn er seine Gabe zur geselligen Unterhaltung ganz zeigen sollte. Er hatte hierin viel Aehnliches mit seinem vertrauten Freunde Garve. Diese hellen Köpfe, diese scharfsinnigen, edlen Menschen waren in ihrer Jugend beide von Müttern und Freunden ein wenig verzärtelt worden; sie hatten von ihrer Jugend an nie nöthig gehabt, aus dem

Kreise

Kreise derjenigen Studien oder Arbeiten herauszugehen, wornach ihnen eben gelüstete; daher war beiden die Neigung zur Gemächlichkeit gemein, und, was daraus folgt, zum Mißmuthe, sobald es nicht nach ihrem Sinne gieng. Beide waren gern in gebildeter Gesellschaft. Garve war von sanfterem Charakter, aber auch eitler. Er suchte beständig und täglich Gesellschaft, denn er mochte gern darin glänzen, und wollte gern gefallen, besonders vornehmen Leuten und Frauenzimmern. Daher bemühte er sich, seine vielen Launen zu verbergen, und wenn sie sich in Gesellschaft äußerten, war es doch nur mäßig, um so mehr, da wegen seines furchtsamen Charakters jeder feste Widerspruch ihn schon zum Stillschweigen brachte. Engel, der von feurigerm Temperamente war, suchte die Gesellschaft nicht, sondern ließ sich suchen. Gewiß genug, daß er bloß durch die Aeußerung seiner Talente gefallen würde, dachte er weniger daran, selbst zu gefallen. Er zeigte sich in Gesellschaft nicht selten ein wenig unerträglich, seine üble Laune ward leicht erregt, und brach wohl zuweilen in einen ziemlichen Sturm aus. Sich anderer wegen Zwang anzuthun, war gar nicht seine Sache; er verlangte vielmehr, die Gesellschaft sollte sich nach ihm richten. Gewohnt, daß die ihn liebten, ihm immer nachgaben, verfiel er gar leicht, wenn nicht alles so gieng, wie er es haben wollte, in den Zustand, der bei deutschen Gelehrten zwar oft Hypochondrie heißen muß, den aber die Engländer mit dem richtigern eigenen Worte Peevishness bezeichnen. Er verhehlte es auch zuweilen vertrauten Freunden gar nicht, daß er viel forderte. — Gegen einen Freund äußerte er einmal: der Ausspruch ἀνέχου

καὶ

καὶ ἀπέχου (man muß ertragen und entbehren!) sei nicht von Stoikern erfunden, sondern von einem Tagelöhner, der den ganzen Tag Holz gehauen, und Abends sich mit schwarzem Brodt und Dünnbier gelabt hätte. Dieß sollte freilich Scherz seyn; doch lag der Strahl eines transscendentalen Scheins der Wahrheit darin. — Doch diese kleinen Sonderbarkeiten wurden durch viele herrliche Eigenschaften weit überwogen. Engel war redlich, uneigennützig, frei von aller Intrigue, der wahre Freund seiner Freunde, und oft mehr, als man dem ersten Anschein nach hätte glauben sollen, ein strenger Richter seiner selbst. Zuweilen, wenn man zu ihm kam, und ihn in sehr mürrischer Laune fand, hätte man glauben mögen, es wäre etwa Eigensinn oder Unzufriedenheit mit andern, und oft war es doch nur Unzufriedenheit mit sich selbst, weil er es fühlte, er habe etwa in Gesellschafe seiner üblen Laune allzuviel Spielraum gegeben. Sobald er dieß selbst einsah, ward es ihm sehr kränkend, so daß er eine Zeitlang einsam blieb, und zuweilen nur mit Mühe von seinen Freunden wieder auf heitere Gedanken gebracht werden konnte. — Er würde in allen gebildeten Gesellschaften Berlins wohl aufgenommen worden seyn, und würde darin geglänzt haben, wenn er nicht große Gesellschaften, und besonders auch solche, worin er nicht schon vorher bekannt war, möglichst gemieden hätte. Er lebte am liebsten im kleinen Zirkel seiner vertrauten Freunde. Sein Umgang war herzerhebend und lehrreich. Sein treffender Witz, sein heiterer Scherz, seine unnachahmliche Gabe, Anekdoten zu erzählen, waren bei aller reizenden und wirklich bezaubernden Anmuth, doch bei weitem nicht der in-

interessanteste Theil seiner geselligen Unterhaltung. Sein durchdringender Verstand, sein außerordentliches Talent, Gedanken zu entwickeln, die Menge neuer glücklicher Bemerkungen, welche er oft aus ganz unbedeutend scheinenden Gegenständen herzuleiten wußte, seine Leichtigkeit, sich auszudrücken, einen trockenen Gegenstand zu beleben, oder ein gefallenes Gespräch wieder aufzurichten, sein Scharfsinn, die Gedanken eines andern zu fassen, und sie entweder zu widerlegen oder zu bestätigen, machte, daß alles, was er sprach, gewöhnlich das höchste Interesse erweckte. — Es ist merkwürdig, daß er, der nicht immer Widerspruch ertragen konnte, er, der gegen Leute, die Prätension zeigten, oder sich zu ihm drängten, sogar bisweilen unhöflich wurde, dennoch oft über seine Schriften, die er geschrieben hatte, oder noch schreiben wollte, andere Personen sehr bescheiden, ja wohl etwas ängstlich um Rath fragte, und diesen Rath annahm. So legte er nicht nur seinen vertrauten Freunden, sondern auch zuweilen bloßen Bekannten, oft Leuten ohne eigene vorzügliche Talente, denen er entweder irgend einen Sinn für das Schickliche zutraute, oder auch die nur gerade zu ihm kamen, wenn er über Stellen seiner Schriften etwa zweifelhaft war, diese in der Handschrift zur Beurtheilung vor, und gab auch wohl ihrer Entscheidung Beifall. Dagegen wurde Engel sowohl seinen Freunden, als auch andern Schriftstellern durch eine unpartheiische Kritik oft sehr nützlich. So lange er mit Garven in Leipzig zusammenlebte, zeigte ihm dieser allezeit seine Aufsätze. So gut oder vortreflich sie waren, so hatten doch die Eingänge entweder den Fehler der Aengstlichkeit, oder der

Weitschweifigkeit. Engel versicherte, daß er an allen damaligen Aufsätzen Garve's die erste Seite, oder wenigstens die ersten Zeilen geschrieben habe. Der dramatische Schriftsteller Babo, der ihm freie Hand dazu gegeben hatte, rühmt dieß öffentlich in der Vorrede zu seinem Otto von Wittelsbach; welches Engeln nicht einmal angenehm war, da er lieber Gutes im Stillen that.

Die Gemächlichkeit, welche bei Engeln in allen Seiten des bürgerlichen Lebens ein charakteristischer Zug war, wich gleichwohl ganz von ihm, sobald er komponirte. Das Schreiben ward ihm nicht leicht, und er pflegte in seinen ersten Entwürfen sehr viel zu ändern. Er schrieb oft ganze Paragraphen oder Blätter wohl fünf oder sechsmal um, ehe er damit zufrieden war, ehe er ihnen die Deutlichkeit, die beständig mit Anmuth verknüpfte Sprachrichtigkeit, das Ungezwungene, das Vollendete geben konnte, welches das Charakteristische seiner Schreibart ist. Dieß ist vielleicht ein Grund, warum er bei allem seinem dramatischen Talente dennoch ungern fürs Theater schrieb. Da thun große Massen die beste Wirkung, und der dramatische Dialog, wenn sonst die Scene richtig gedacht ist, und in der Handlung des Ganzen an ihrer Stelle steht, gelingt am besten auf den ersten Wurf; das Feilen und Vollenden wird eine dramatische Scene nie eindringender machen. Hieraus ist schon begreiflich, warum Engeln das Umarbeiten seiner Schauspiele nicht gelingen konnte, obgleich seine andern Schriften dadurch eine so hohe Vollkommenheit erhielten; auch wie es zugieng, daß er endlich selbst die Lust verlor, für die Schaubühne zu arbeiten.

Merkwürdig ist noch, daß Engel, der bei einer lebhaften Einbildungskraft auch die Gabe des leichten Versificirens hatte, wie verschiedene gelegentliche versificirte Reden fürs Theater, Epigramme u. s. w. beweisen, sich niemals dadurch verführen ließ, ein Dichter seyn zu wollen. Er verbot auch ausdrücklich, keinen seiner versificirten Aufsätze in die Ausgabe seiner Werke aufzunehmen.

Während seiner Muße zu Schwerin (nachdem er 1793 die Direktion des Berlinischen Theaters niedergelegt hatte) sahe er alle seine alten Papiere durch, und vernichtete fast alles davon; was in der That zu beklagen ist. Außer manchen Entwürfen zu Schauspielen und Romanen, befanden sich auch noch manche Aufsätze und einzelne Ideen zu seinem Philosophen für die Welt, wovon gewiß vieles, aufbewahrt zu werden, verdient hätte. Dieß strenge Gericht über seine unvollendeten und mangelhaften Aufsätze hatte einen sehr edlen Grund, nemlich seine hohe Achtung für das Publikum, verbunden mit der Bedenklichkeit, die ihm beständig eigen war, ob auch, was er liefern könne, des öffentlichen Aufstellens würdig seyn möchte. Wie vielen Schriftstellern wäre nicht eine so zarte Bedenklichkeit zu wünschen! Noch im Jahr 1798 schrieb Engel einem Freunde: „Das Mißtrauen zu meinen Kräften und zu meinem Schicksale ist so alt, als ich selbst; es ist ein Uebel, das ich trage, ohne es jetzt noch zu empfinden, und vielleicht ist es mehr ein Gut als ein Uebel. Ich möchte wenigstens das Vertrauen so manches Schwachkopfs zu seinen Kräften, und das Vertrauen eines * * * zu seinem Schicksale nicht haben."

ben." Engel sprach vom Schicksale der Schriften.

Engel war nur während einer kurzen Dauer von Jahren zu bestimmten Geschäften verbunden, und die wenigen, die er in seinem Leben hatte, waren nie anhaltend, noch weniger drückend. Er war daher gewohnt, ganz nach eigenem Gefallen bald dieß, bald jenes zu thun. In seinen Studien und Betrachtungen flog er, gleich einer Biene, von einer Blume zur andern; aber den größten Theil seines daraus bereiteten Honigs verzehrte er selbst. Er überließ sich gern bloß seinem eigenen Nachdenken, blieb aber auch wohl, wenn er ein wenig unpäßlich wurde, oder mit sich selbst unzufrieden war, wochenlang unthätig. Und so leistete er nicht so viel für die Welt, als er nach seinen großen Talenten hätte leisten können. Er wird von der Nachwelt als Schriftsteller immer sehr geschätzt werden; aber der ganze Umfang seiner Talente ist aus seinen Schriften nicht zu ersehen.

II.

Salomon Geßner.

geb. 1730 zu Zürich, Buchhändler, Maler und Kupferstecher, 1767 Mitglied des täglichen Raths, 1781 Oberaufseher der Hoch- und Frohnwälder des Kantons Zürich, gest. 1788 zu Zürich,

war gleich groß in der Zeichen- und Dichtkunst, und in beiden sein eigener Lehrer. Daß wir in Ansehung der

Idylle

Idylle einen entschiedenen Vorzug vor allen übrigen Nationen haben, verdanken wir hauptsächlich Geßnern. Dieser liebenswürdige Dichter und unnachahmliche Maler der ländlichen goldenen Zeit, machte nicht allein durch die Zärtlichkeit, die Unschuld und die sanften Empfindungen, welche er seinen Hirten lieh, dem Theokrit den Vorrang streitig, sondern gab auch den neueren Nationen die treflichsten Muster für jede Gattung der Schäferpoesie. Die glückliche Schilderung sanfter Naturschönheiten, noch mehr aber die liebenswürdigen Sitten seiner arkadischen Hirten, die treffenden Züge in den Gemälden ihres unverdorbenen Herzens und gesunden Verstandes, die edle Absicht, jene menschlichern Tugenden, Wohlwollen, Mitleid, Liebe, Zärtlichkeit, Ehrfurcht für die Götter und die Alten zu lehren, die Neuheit seiner Bilder, die Frischheit seiner Farben, jenes milde, liebliche Kolorit, welches die Gegenstände hebt, ohne das Auge zu blenden, die glückliche Mischung des Intellektuellen und Sinnlichen, welche die leblose Malerei belebt, das alles hat Geßnern zu einem Lieblingsschriftsteller der neueren Zeit gemacht. Er wählte zu seinen Dichtungen die Prosa; aber sie hat alle die Rundung, und den klangreichen, harmonischen Fall, welcher das Ohr nicht minder entzückt, als der liebliche Wohllaut einer zauberischen Versifikation. Uebrigens sind sich die verschiedenen Arten seiner Gedichte, unter welchen die eigentlichen Idyllen freilich den Vorzug behaupten, in jenen Zügen ungefähr gleich; auch in den epischen und dramatischen lebt und webt der bukolische Geist, der uns in eine verschönerte Vorwelt, in ein Arkadien führt, worin man die

Alltagswelt und sich selbst so gern vergißt. Wie in seinen Gedichten, eben so herrscht auch in seinen Gemälden ein Geist, welcher einzig und unnachahmlich ist. In beiden erscheint er als der glückliche Maler der Natur, und als der Liebling zweier Musen, deren Einfluß in seinem Werke sichtbar ist.

Als einst um seine Gunst
Die Muse des Gesangs und die der Zeichenkunst
Sich stritten, hieß Apoll, um ihren Streit zu schlichten,
Ihn malen im Gesang, und im Gemälde dichten.

Salomon Gessners Schriften. Erster, zweiter Band. Zürich 1777. 1778. gr. 4. (16 Thlr.) Prachtausgabe mit Kupfern und Vignetten. Sal. Geßners Schriften. Erster, zweiter Band. Zürich 1782. 8. (1 Thlr.) Sal. Gessners Schriften. Erstes, zweites, drittes Bändchen. Zürich 1801. 16. (1 Thlr. 12 Gr.) mit Geßners Bildnisse. Sal. Gessners Schriften. Erster, zweiter, dritter Band. Zürich 1810. 8. ( ) mit Vignetten von dem Verfasser.

Geßners früheste Jugend erregte eben keine großen Erwartungen von ihm. Seine ersten Verhältnisse legten der Entwickelung seines Geistes nicht geringe Hindernisse in den Weg. Sein häuslicher Unterricht war einem Geistlichen anvertraut worden, der selbst wenig Kenntnisse und Politur besaß. Ausserdem besuchte er die öffentliche Stadtschule, wo aber der Unterricht damals sich bloß auf die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache er-

erstreckte, und übrigens nach einer sehr steifsinnigen und pedantischen Methode betrieben wurde. Der junge Geßner wußte sich indessen für die Trockenheit und Langeweile des Schulunterrichts durch die süssen Träumereien seiner regen Einbildungskraft schadlos zu halten. Er verfertigte heimlich in den Lehrstunden allerlei Bilder und Figuren von Menschen, Thieren und andern Wesen aus Wachs, und kam gewöhnlich mit einer schönen Ausbeute, nicht sowohl von Vokabeln und Regeln, als vielmehr von wächsernen Gestalten nach Hause. Zwar wurde er jedesmal bei der Entdeckung empfindlich gestraft; aber umsonst. Der Befriedigung dieses Triebes wurde jede Stunde seiner Muße, jeder seinen Geschäften entwendete Augenblick, so wie sein ganzes Taschengeld gewidmet. Zu dieser Beschäftigung gesellte sich bald noch eine zweite. Ein Zufall hatte ihm den Robinson Crusoe in die Hände gespielt, und sogleich wurde der junge Künstler auch Schriftsteller. Eine Robinsonade nach der andern gieng jetzt aus seinem Kopfe hervor, und seine Hände schrieben, so viel das Papier nur zu halten vermochte. Aber auch diese Uebung seiner Kräfte wurde ihm bald verkümmert, und er fuhr zu Hause bei der neuen Autorschaft nicht besser, als in der Schule bei seinem Kunsttriebe. Sein Lehrer benutzte diese Entdeckung nicht so, wie ein Mann von Verstande und Einsichten sie benutzt haben würde. Anstatt sich dieser Aeußerung von Thätigkeit bei einem bis dahin für träge und arbeitsscheu gehaltenen Knaben zu freuen, statt daher die nöthigen Data zur Schätzung seiner Fähigkeiten und zur weisen Leitung seiner Neigungen zu ziehen, erwog er nur den gewaltigen Eintrag, den ei-

ne solche Liebhaberei dem Studium der alten Sprachen, oder vielmehr der mühsamen Erlernung der Regeln und Vokabeln thun mußte. Er beschloß daher, diesen Hang durch das Uebergewicht unangenehmer Empfindungen niederzuschlagen. Aber das Mittel war nicht für einen Kopf, wie Geßners, berechnet. Er trieb hinfort sein Werk nur vorsichtiger, nicht lässiger. Der Einfluß dieser Nebenbeschäftigungen auf seine Sprachstudien wurde aber von Tage zu Tage sichtbarer, und der Nachtheil einer völligen Versäumniß der Sprachelemente bei seinem Fortrücken in eine höhere Klasse immer auffallender. Die Klagen über seine Unfähigkeit und Stupidität wurden immer häufiger und lauter, und man gab zuletzt schon alle Hoffnung auf, daß jemals aus dem Knaben etwas werden würde, bis ein gewisser Gelehrter die, ihres Sohnes wegen bekümmerten, Eltern aufrichtete, und behauptete, es lägen in dem Knaben Talente verborgen, die sich früher oder später gewiß entwickeln und ihn weit über die Mittelmäßigkeit seiner gelobtesten Mitschüler erheben würden. Auch Geßners Altersgenossen und Mitschüler dachten bei weitem nicht so verächtlich von ihm, als seine Lehrer und Eltern. Sie fanden, daß der Knabe, mit welchem jene nichts anzufangen wußten, bei ihren Spielen schon zu gebrauchen wäre, und schämten sich nicht, demjenigen den ersten Platz zu lassen, der in der Schule immer sich mit dem letzten begnügen mußte.

Hieher gehört folgende Anekdote. Ein Trupp von Knaben, die sich mit Geßnern an einem Abende zusammen gefunden hatten, gerieth auf den Einfall, sich, so wie jeder es aufzubringen wußte, mit Flinten, Stöcken

und

und Pistolets zu bewaffnen, und so einen militärischen Zug durch die benachbarten Gegenden der Stadt zu machen. Geßner wurde von ihnen zum Anführer gewählt. In der festen Zuversicht, sich selbst und seiner Stelle Ehre zu machen, trat er an der Spitze seiner kleinen Heldenschaar einher. Seine Augen waren viel mit den Fenstern der Häuser, an welchen er vorüberzog, noch mehr aber mit seinen kleinen Füßen beschäftigt, die er, um recht militärisch auszuholen, bis an die Mitte des Leibes emporhob. Der Zug gieng durch eine der Hauptgassen der Stadt, in welcher mehrere Dienstmägde bei einem Brunnen versammelt waren. Geßner, der sich freute, für seine Rolle ein Theater gefunden zu haben, warf sich nun erst in die Brust, und nahm sich ganz zusammen, um sich ein recht martialisches Ansehen zu geben. Mit Vergnügen bemerkte er in den Gesichtern seiner Zuschauerinnen ein zufriedenes Lächeln, welches sich, als er näher kam, mit einmal, zu seinem nicht geringen Erstaunen, in ein lautschallendes Gelächter auflöste, und, ehe er noch Zeit fand, nach der Ursache desselben zu forschen, durch ein eben so schallendes Gelächter in einiger Entfernung hinter ihm beantwortet wurde. Er wendete sich um, und erblickte sein kleines Heer, welches er sich auf der Ferse geglaubt hatte, eine beträchtliche Strecke weit hinter sich. Die Schälke hatten bemerkt, daß ihr Hauptmann, über dem Gedanken an seine militärische Würde, seine Truppen völlig vergessen hatte, und fanden es belustigend, ihn auf diese Weise an sie zu erinnern.

Geßners Hang zur Wachsbildnerei wurde in der Folge bald von dem bequemeren Gebrauche des Bleistifts

und der Reißfeder abgelöst. Es war und blieb jedoch lange Zeit hindurch nichts, als bloßer Nachahmungstrieb, und reines Wohlgefallen an der Uebung und Ausbildung seiner Kräfte. Ein Umstand indessen, welcher sich im Jahre 1749 ereignete, bestimmte ihn beinahe schon damals, aus dieser Liebhaberei sich ein ernsthaftes Geschäft zu machen, und sich der Kunst für immer zu widmen. Er trat nemlich in diesem Jahre eine Reise nach Berlin an. Sein Vater, selbst Buchhändler, hatte ihn zur Buchhandlung bestimmt, und in einer berühmten Berlinischen Buchhandlung untergebracht, in welcher er zu seinem künftigen Berufe angeführt werden sollte. Seine Principale deuteten diesen Auftrag ein wenig zu pünktlich, und fanden für gut, ihn alle Stufen ihres Gewerbes von unten auf durchlaufen zu lassen. Sie stellten ihn fleißig zum Packen an, und beladeten ihn mit jedem Geschäfte, welches einem brauchbaren Lehrburschen zukommt. Geßner, welcher sich zu etwas Besserem tauglich fühlte, fand diese Beschäftigungen sehr wenig nach seinem Geschmacke; und da er bei jeder Verrichtung, wozu weiter nichts, als ein paar starke Hände und körperliche Gewandheit erfordert wird, immer ein wenig unbeholfen war, so entledigte er sich auch solcher Aufträge gewöhnlich nicht mit dem glänzendsten Erfolge. Von einer andern Seite lockten die blendenden Auftritte und reizenden Lustbarkeiten dieser Königsstädt sein lebhaftes Temperament zur Zerstreuung; und der öftere Umgang mit einigen seiner jungen Landsleute, welche nach Berlin gekommen waren, nicht um sich zu beschäftigen, sondern um die Welt zu sehen und zu genießen, machte ihm seine Lage vollends unerträg-

träglich. Nun brauchte es wenig Ueberlegung, und sein Entschluß war gefaßt. Er verabschiedete sich von seinen Aufsehern, und miethete sich ein eigenes Zimmer, um bis auf weiteren Austrag seinem Hange für die schönen Künste und das gesellschaftliche Vergnügen unbekümmert sich zu überlassen. Uebrigens säumte er nicht, seinem Landsmanne Sulzer den gefaßten Entschluß, und die Gründe, welche ihn dazu bewogen hatten, kund zu thun, um auf seine Vermittelung rechnen zu können, wenn seine beleidigten Aufseher, wie leicht zu vermuthen war, seine plötzliche Trennung von ihnen, eben nicht zu seinem Vortheile, nach Hause berichten würden. Geßner hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Seine Eltern mißbilligten sehr den raschen Schritt ihres Sohnes, und ihre Unzufriedenheit wurde wahrscheinlich durch die zurückgebliebenen Eindrücke von den ehemaligen Klagen über seine Unfähigkeit, durch die Kenntniß seiner jugendlichen Lebhaftigkeit und entschiedenen Abneigung vor aller geistlosen Beschäftigung nicht wenig vermehrt. Vermuthlich sahen sie seinen gefaßten Entschluß als einen überlegten Versuch an, die unangenehme Last der Geschäfte vom Halse zu werfen, sich aller Aufsicht zu entziehen, und der Vergnügungen, die ihm sein jetziger Aufenthalt darbot, ungestört und im Uebermaße zu genießen. Um ihn zur Ordnung zurück zu führen, hielten sie es für das Beste, ihn seine Abhängigkeit empfinden zu lassen. Die Wechsel zögerten, und Geßner gerieth in Verlegenheit. Es gab ein sicheres Mittel, die Stockung zu heben, und auf dieses Mittel hatte man gerechnet. Aber Geßnern erlaubte weder seine Neigung, noch sein Ehrgefühl, davon

Gebrauch zu machen. Er gieng mit seinem Kopfe zu Rathe, und dachte auf einen Ausweg, ohne fremde Hülfe und ohne Erniedrigung. Nachdem er einen solchen gefunden zu haben glaubt, verschließt er sich auf sein Zimmer. Alle seine Freunde sehen und hören nichts von ihm. Seine munteren Landsleute erwarten ihn vergebens. Sie suchen ihn zu Hause auf, und finden die Thüre verschlossen. Sie lauern in Kaffeehäusern und auf öffentlichen Spaziergängen auf ihn, und entdecken nicht eine Spur. Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Nachdem einige Wochen vorüber sind, geht er zum Hofmaler Hempel hin, dessen Freundschaft er schon vorher gesucht und gefunden hatte, und bittet ihn, mit auf sein Zimmer zu kommen. Alle Wände hiengen voll frisch gemalter Landschaften. Nun bittet und beschwort er Hempeln, bei seiner Freundschaft und bei der Treue eines redlichen Mannes, ihm zu sagen, ob er ihn nach diesen Versuchen für fähig hielte, in der Kunst einen solchen Grad zu erreichen, der ihm nicht nur Brodt, sondern auch Achtung und Ehre verschaffen würde. In der That war er fest entschlossen, wofern er die Unterstützung seiner Eltern durch die Rückkehr zu seinem vorigen Verhältnisse erkaufen müßte, sich der Kunst zu widmen, und in dieser Absicht eine Reise nach Holland zu machen. Hempel betrachtet die Gemälde lange mit stummer Aufmerksamkeit. Sein gespannter Blick und sein Kopfschütteln scheinen eine Befremdung auszudrücken, deren Aufklärung Geßner nicht ohne bange Unruhe erwartet. Endlich fragt ihn der Künstler, nach was für Originalen er denn gearbeitet hätte. Geßner versichert ihn, daß alles von seiner eige-

nen

nen Erfindung sei, und klagt ihm zugleich seine Verlegenheit, daß die Gemälde durchaus nicht trocknen wollten. Er hatte nemlich die Farben nicht mit Leinöl, sondern mit Baumöl gerieben. Hempel schlug ein lautes Gelächter auf, und sagte: „Nun gut, ich sehe, daß Sie noch nicht lange bei der Kunst sind. Aber ein Anfänger, der solche Sachen nicht weiß, und solche Stücke erfindet, was für Stücke wird uns der in zehn Jahren aufstellen!“ Geßner sahe sich jedoch weder genöthigt, zu einem solchen Mittel seine Zuflucht zu nehmen, noch auch den Schritt, den er gethan hatte, zu bereuen. Seine Eltern ließen sich mit ihm aussöhnen, und bewilligten ihm noch einen Aufenthalt in Berlin, den er nach seinem Gutdünken benutzen konnte. Nun sah er seine Wünsche erfüllt. Er genoß der Freuden des Lebens, und der Ergötzlichkeiten der großen Welt, mit aller der Lebhaftigkeit eines feuervollen und sich frei fühlenden Jünglings, aber mit mehr Klugheit, als es die meisten thun, und nicht ohne stete Hinsicht auf einen edleren Zweck. Seine fröhlichen Altersgenossen besaßen ihn nicht ausschließend, und man fand ihn eben so oft da, wo er sich belehren, als wo er sich belustigen konnte. Er hatte vielen Umgang mit Gelehrten und Künstlern, den meisten mit Krause*), Hempel, Ramler und Sulzer. Mit Ramlern lebte er ganz auf freundschaftlichem Fuße. Sie sahen ein-

*) Christian Gottfried Krause, Advokat bei den Stadtgerichten zu Berlin, st. 1770. Er ist rühmlichst bekannt durch sein Buch: Von der musikalischen Poesie. Berlin 1753. 8. durch Herausgabe der Melodien zu Ramlers Liedern der Deutschen ꝛc.

einander oft, aßen nicht selten zusammen, und Geßner genoß häufig das Vergnügen, das zarte Ohr, das feine Gefühl, und die damals so gerühmte Deklamation dieses geschmackvollen Dichters und unerbittlich strengen Kunstrichters zu bewundern. Nicht ohne zaudernde Schüchternheit wagte er es, diesem kritischen Freunde einige seiner dichterischen Versuche vorzulegen. Dieser fand einen solchen Anfänger der Ermunterung im höchsten Grade würdig; aber sein durch keine Schönheit der Dichtung bestechliches Ohr lauschte mit feindlicher Wachsamkeit auf jede Sylbe und jeden flüchtigen Laut. Nicht blos einzelne Unrichtigkeiten des Sylbenmaßes und Härten im Versbau wurden bemerkt; es kamen Verse zum Vorschein, welche man bloß zur Hälfte, und solche, welche man durchaus nicht für Verse erkennen wollte. Geßner war sehr betroffen. Er hatte darauf gerechnet, mit der Feile durchzukommen, und wurde häufig zum Ambos verwiesen. Bei den ungemeinen Schwierigkeiten, welche dem Schweizer seine von dem reindeutschen Tonmaße so sehr abweichende Mundart in den Weg legte, verzweifelte er auf immer, so strenge Forderungen befriedigen zu können. Ramler nahm seine Verlegenheit wahr, und rieth ihm, seine Verse in eine wohlgefügte, harmonische Prosa umzugießen.

Auf seiner Rückreise von Berlin nach Zürich wiederfuhr Geßnern eine ziemlich drolligte Begebenheit. Er hatte, da er in Berlin war, einen jungen Mann voll Witz und Geist und origineller Laune kennen gelernt, an dessen Unterhaltung er das größte Behagen fand. Dieß war Dancourt, der Harlekin vom französischen Thea-

ter,

ter, der durch eine Streitschrift gegen Rousseau bekannt ist. Sie hatten sich ein paarmal bei Ramler und Sulzer zufälliger Weise getroffen, und empfanden bald das Bedürfniß, sich öfter zu sehen, als es dem Zufall beliebte, und sich nicht nur da zu sehen, wo die billige Rücksicht auf Alter und Verdienste ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit den Zügel allzustraff anhielt. Sie sahen sich bald täglich, ohne sich jemals satt zu lachen; und beim Abschiede flossen ihre Thränen reichlich, in der sicheren Voraussetzung, daß sie nie wieder zusammen lachen würden. Der Zufall meinte es mit ihnen über ihre Erwartung gut. Geßner besuchte in Straßburg bei seiner Durchreise das Theater. Als der maskirte Harlekin auftrat, schlich er ihm hinter die Kulissen nach, um ihn recht in der Nähe zu haben. Sogleich die ersten Töne frappirten sein Ohr. Er glaubte Dancourt zu hören, und hielt es gleichwohl für Täuschung, weil er ihn vor wenigen Wochen noch in Berlin gelassen hatte. Sein Erstaunen wuchs mit jedem Worte, und führte ihn unvermerkt einige Schritte hinter den Kulissen hervor aufs Theater. Dancourt erblickte ihn kaum, als er, seiner Rolle uneingedenk, sich ihm um den Hals warf, und ihn fast in seinen Armen erdrückte. „Ah, vous voila donc aussi, mon cher Gessner! comment va?“ Geßner, welchem die Umarmung nicht ganz am gelegenen Orte kam, fand gleichwohl für gut, sich nach den Umständen zu fügen, und, wie man zu sagen pflegt, de faire bonne mine à mauvais jeu, ungeachtet die Zuschauer vor Lachen beinahe zerplatzten.

Geßner besaß einen großen und hellen Verstand, und eine Beurtheilungskraft, welche mit seltener Richtigkeit in allem gerade zum Ziele traf. Sein Scharfsinn bemerkte leicht jede kleine Verschiedenheit, und keine noch so feine Nüance entgieng seiner Wahrnehmung. Aber sein Geist war mehr eindringend, als umfassend, mehr strebsam, als lebhaft. Er entwickelte nicht ohne Mühe seine Ideen, und um die Begriffe zu einer leichten Uebersicht zu ordnen, mußte er sie vorher einzeln gemustert haben. Daher waren seine Urtheile in Sachen, welche nicht vor sein Forum gehörten, zwar immer treffend, aber kurz, und wenn er sich ja auf eine Deduktion einließ, so gerieth er leicht ins Stocken. Daher kam auch ein gewisses Mißtrauen in die Richtigkeit seiner Einsichten, welches zuweilen an Blödigkeit grenzte, und die geringe Fähigkeit, die Rolle eines Geschäftsmannes zu übernehmen. Von der Feinheit seines Geschmacks und der Zartheit seiner Empfindungen zeugen seine Schriften. Auch äußerte sich diese Feinheit nicht bloß in der Poesie und Malerei, sondern selbst in der Musik, die er doch nicht ausübte. Um desto auffallender muß es scheinen, daß er bei der Beurtheilung fremder dichterischer Produkte nicht immer der zuverlässigste Richter war. Indeß verschwindet das Befremdende dieser Erscheinung, sobald man weiß, daß ihm meistentheils entweder die Arbeiten seiner Freunde, oder die Versuche angehender Dichter mitgetheilt wurden, und so in dem einen Falle die Freundschaft, und in dem andern die Hoffnung, sein wohlwollendes Herz zur Nachsicht und Gelindigkeit stimmte. — So wie sein Verstand und Geschmack allgemein war, so war es auch sein Gefühl.

Eben

Eben der Mann, welcher uns die kleinsten Schönheiten der Natur und die sanften Reize der Tugend und Unschuld in seinen Gedichten so treu und wahr schildert, hatte auch einen äußerst feinen Takt für das Lächerliche, ja sogar ein ausgezeichnetes Talent zu komisch grotesker Darstellung, von dem er in jüngeren Jahren und in dem geschlossenen Zirkel ausgewählter Freunde zuweilen Gebrauch machte. Er wählte sich dann ein Thema, oder ließ sich eine Aufgabe vorlegen, worüber er die Gesellschaft in einem von Witz und komischer Laune überfließenden Vortrage belustigte. Bald war es eine drollige Erzählung, bald die Vorstellung eines komischen Originalcharakters, in einer zur Beleuchtung seiner Lächerlichkeit vorzüglich gut gewählten Situation, bald die Parodie eines durch unächten Witz, falschen Schimmer, Schwulst und plumpe Schmeichelei sich auszeichnenden und hochbewunderten Volksredners, oder irgend eines andern, der Satire würdigen, Gegenstandes. Dabei wußte er sich in den Geist und die ganze Denk- und Handlungsart der Person, welche er vorstellte, so gut zu versetzen, daß jeder Gedanke und jeder Ausdruck aus ihrer Seele entwendet schien. Der Vortrag wurde durch eine mimische Aktion gehoben, die dem Inhalte durchaus angemessen war. Er hatte den pathognomischen Ausdruck zum Erstaunen in seiner Gewalt. Jede Muskel und jeder Nerve stand ihm vollkommen zu Gebote. Blödsinn, Albernheit, und der kalte Stolz einer dummen Genügsamkeit sprachen, sobald er nur wollte, aus allen seinen Zügen, und boten seinen Freunden Trotz, irgend eine Spur seines Geistes und Herzens aus seinem Antlitze herauszufinden. Indeß spielte er auch hier sel-

ten den Improvisatore. Er entfernte sich auf einige Augenblicke aus dem Zimmer, und wenn er wieder hereintrat, so gieng es Schlag auf Schlag, daß seine Zuhörer, nachdem er lange ausgeredet hatte, von dem erschütternden Gelächter sich kaum erholen konnten.

Als der verstorbene Herzog von Würtemberg, als Prinz, die Gesellschaft der Helvetier in Schinznach besuchte, kam er in einer Unterredung mit Hirzeln auf Geßner. „Sie kennen ihn noch bei weitem nicht ganz" sagte Hirzel. Dann fieng er an, seinen Freund auch von dieser Seite zu zeichnen. Der Prinz wurde äußerst begierig, eine Probe zu hören, und bat Hirzeln dringend, ihm, wo möglich, dieses Vergnügen zu verschaffen. Geßner weigerte sich standhaft. Er glaubte, daß weder die Rolle eines Spaßmachers seinem Charakter, noch eine solche Unterhaltung dem Zwecke dieser Zusammenkunft angemessen wäre. Als nach dem Abendessen die Helvetier alle, zur Fröhlichkeit mehr als gewöhnlich gestimmt, in dem Saale versammelt waren, wurden die Bitten mit Nachdruck wiederholt. Man drängte sich um den Tisch, an welchem Geßner saß; man bat, man flehte. Geßner schien bereits zu wanken, als er im Hintergrunde des Saales einige nicht sehr diskrete Mitglieder, welche nicht recht wußten, warum es zu thun war, durch die Ferngläser der Eröffnung des Possenspiels (wie sie meinten) mit kalter Gleichgültigkeit entgegen lauern sah. Dieser Anblick stimmte ihn mit einmal wieder um. Alles schien verloren, als der Graf von Dohna in die Mitte des Saales hervortrat. „Nun denn, sprach er, wenn niemand lustig machen will, so will ichs."

Mit

Mit diesen Worten hob er einen sehr possierlichen pantomimischen Tanz an. Geßner hatte ihm kaum einen Augenblick zugesehen, als seine komische Laune plötzlich erwachte. Er sprang von seinem Sitze auf, und fiel in den Tanz ein. Nun half keine Ausflucht mehr; er mußte auch seine Rolle spielen. Kaum hatte er angefangen, als der Saal, wie Homer sagt, von einem unauslöschlichen Gelächter *) erschallte. Geßner war ganz mit sich und seiner Rolle beschäftigt, und schien von dem, was außer ihm vorgieng, nicht das mindeste weder zu sehen, noch zu hören. Er fuhr wie aus einem Traume auf, da Hirzel ihm zurief: „Um Gottes Willen, lassen Sie es genug seyn! Sehen Sie denn diesen Menschen hier nicht?" Wirklich lag einer der Anwesenden am Boden, und war dem Ersticken nahe. Der Prinz, welcher beinahe alle Länder und Höfe in Europa bereist hatte, betheuerte, eine so komische Scene nirgends gesehen zu haben.

Auf Gelehrsamkeit, im strengen Sinne des Worts, machte Geßner keine Ansprüche. Die gründlichsten und tiefsten Einsichten, welche er besaß, betrafen die Grundsätze der Malerei und Dichtkunst. In seiner Jugend studirte er die Blätter des Englischen Zuschauers, sammt den Werken von Bodmer und Breitinger. Ueberhaupt ergriff er alles begierig, was er von den besten kritischen Schriften nur immer erhalten konnte. Ein Buch, woran er sich nie satt lesen konnte, und was er jährlich einmal las, war Don Quixote. —

Die

*) Ἀσβεστος γελως. Hom. Il. 1, 599.

Die Grundlage seines sittlichen Charakters war eine seltene Herzensgüte, und ein froher, zufriedener Sinn, der sich in jeder Lage gefiel. Er nahm herzlichen Antheil an fremdem Glücke, freute sich immer, etwas dazu beizutragen, und leitete und unterstützte das aufkeimende Genie durch seinen Einfluß. In früheren Jahren lebte er beinahe einzig sich selbst und den Musen, und suchte und liebte keinen Umgang, als den mit Männern von Kenntnissen, oder mit Frauenzimmern von Geist. In späteren Jahren wurde er auch von der Seite duldsamer, und lernte sich mit allen Klassen von Menschen vertragen, den Faden einer wenig anziehenden Unterredung verfolgen, und unversehens eine köstliche Perle daran reihen. Das größte Behagen fand er an den Gesprächen treuherziger Ehrlichkeit, oder an dem süssen Geschwätze kindlicher Einfalt und Unschuld. Im Umgange war er der liebenswürdigste Gesellschafter, immer aufgelegt, durch treffenden Witz, heitere Laune, und feinen Scherz die Unterhaltung zu beleben; voll vertraulicher Offenheit gegen seine Freunde, voll zuvorkommender Gefälligkeit und delikater Behandlung gegen den minder Bekannten und Fremden. Wer hätte je in ihm den Mann geahnet, vor dem jeder kleinste Zug von Schiefheit, jede feine Nüance des Lächerlichen, sobald er nur wollte, zur frappantesten Nachbildung im hellesten Lichte lag. Nie ertappte jemand sein Auge auf der Lauer; nie hörte jemand von ihm ein beleidigendes Wort. Im Gegentheil zeigte er für das Gute den feinsten Bemerkungsgeist, und schien für die Blößen der Schwachheit weder ein Auge, noch ein Ohr zu haben. Der anmaßende Stolz und die unverschämte Dreistigkeit muß-

mußten es hoch treiben, um seine Geduld zu ermüden. Sein Unmuth äußerte sich selten anders, als durch eine auffallende Verlegenheit, worein die Besorgniß, seine Verachtung sichtbar werden zu lassen, ihn zu versetzen schien. Nur dann ward er etwa zum Unwillen gereizt, wenn plumper Unverstand seine kaum zu ermüdende Gutmüthigkeit und anmaßungslose Simplicität mißdeutete, und ihn zum Ziele eines schaalen Witzes und einer armseligen Neckerei zu machen wagte. In diesem Falle warf ein redender Blick, und ein schneidendes Wort den Thoren unfehlbar in sein wahres Verhältniß zum großen Manne zurück. — Es versteht sich von selbst, daß ein Mann von dem bisher beschriebenen Charakter, zu seinen übrigen Verdiensten, auch die Bescheidenheit zählte, eine Tugend, welche von wahrer Größe selten, von der Weisheit niemals getrennt ist. Geßner besaß sie in einem außerordentlichen Grade. Wer ihn nicht kannte, der konnte Wochen und Monate lang mit ihm umgehen, ohne auf einen Schriftsteller, geschweige auf einen von allen Großen gefeierten, von allen Nationen gelesenen und bewunderten Schriftsteller zu rathen. Sein Ruhm war schon lange fest gegründet, als er noch immer die Kritiken seiner Freunde mit der gespanntesten Aufmerksamkeit eines Anfängers, der sich selbst noch nicht kennt, abhorchte. Auch baute er nicht auf ihre Worte allein. Wenn er etwas vorlas, so warf sein Auge von Zeit zu Zeit scharfforschende Blicke auf die Miene des Horchenden. Wenn er seine Gemälde vorzeigte, so that er es schweigend, und hörte gern nicht nur das Urtheil der Kenner, sondern die unkunstmäßigen Bemerkungen eines jeden, der Geschmack

und ein natürliches Gefühl des Schönen besaß. Von seinen Schriften sprach er selten oder nie, so ungesucht sich auch dazu die Gelegenheit anbot.

Herr Klamer Schmidt in Halberstadt, selbst ein liebenswürdiger Dichter, verfertigte auf Geßners Tod, des lieblichen Idyllendichters, folgendes schöne Epigramm:

Grabschrift auf Geßner.

Hier ruht der sanfte Hirt Elpin.
Was stehst du, Wanderer, und laurst auf süsse Lieder?
Sein Flachenet, ihm nur geliehn,
Nahm Pan zurück. Er leiht es keinem wieder.

III.

Johann Samuel Patzke

geb. 1727 zu Frankfurt an der Oder, 1755 Landprediger bei dem Markgrafen von Schwedt zu Wormsfelde, 1759 Prediger zu Liezen, einem Dorfe in der Churmark, 1762 Prediger an der h. Geistkirche zu Magdeburg, 1769 Prediger und Senior der Altstadt Magdeburg, gest. 1786,

war ein zu seiner Zeit sehr beliebter Kanzelredner und geschätzter Schriftsteller in verschiedenen Zweigen der Literatur. Wir haben von ihm unter andern:

Musikalische Gedichte, nebst einem Anhange einiger Lieder für Kinder.

Mag:

Magdeburg und Leipzig 1780. kl. 8. (14 Gr.) die sämmtlich (Der Tod Abels; Davids Sieg im Eichthale; Orest und Pylades; Saul; Herrmanns Tod u. s. w.) von dem Musikdirektor Rolle komponirt wurden. — Des Publius Terenzius Lustspiele, aus dem Lateinischen übersetzt, und theils mit den wichtigsten Anmerkungen der Frau Dacier, theils auch mit eigenen Anmerkungen begleitet. Halle 1753. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Die erste deutsche Uebersetzung dieses Dichters, welche sich lesen ließ. — C. Cornelius Tacitus Werke, aus dem Lateinischen übersetzt und mit den nöthigsten Anmerkungen begleitet. Sechs Theile. Magdeburg und Halle 1771. 1777. gr. 8. (2 Thlr. 6 gr.) — Der Greis (eine Wochenschrift) Sechzehn Theile. Magdeburg 1763 — 1769. 8. Neue Auflage. Vier Bände. Leipzig 1781. gr. 8. (4 Thlr.) — Mehrere Predigtsammlungen, welche sich durch einen populären und fließenden Vortrag auszeichnen.

Patzke lebte auf Schulen und der Universität in sehr dürftigen Umständen; doch zeichnete er sich durch seine guten Fähigkeiten, Fleiß und erworbenen Kenntnisse aus. Als er seinen akademischen Kursus vollendet hatte, kehrte er wieder nach seiner Geburtsstadt zurück, predigte, so oft sich nur Gelegenheit dazu fand, und erwarb sich schon damals durch seine Vorträge vielen Beifall. Er

hat-

hatte das Glück, dem großen Preußischen Generalfeldmarschall von Schwerin, der ihn öfters hörte, bekannt zu werden, und erhielt von demselben die Zusicherung der Feldpredigerstelle bei seinem Regimente auf den Fall der Erledigung. Da indessen diese Aussicht noch entfernt, und Patzke's Bedürfnisse zu dringend waren, so gieng er nach Berlin, um sich dort dem menschenfreundlichen Oberhofprediger Sack zu empfehlen. Dieser hatte damals von dem Markgrafen Heinrich von Schwedt den Auftrag erhalten, ihm einen geschickten und rechtschaffenen Kandidaten zu der erledigten Pfarrstelle in Wormsfelde vorzuschlagen. Sack fand Patzken dieser Stelle vollkommen würdig, und schickte ihn mit einem Empfehlungsschreiben zum Markgrafen. Nie war Patzke in einer größeren Verlegenheit gewesen, als jetzt. Er, den Geburt und seine bisher so beschränke Lage in einer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Tone der großen Welt gelassen hatten, sollte jetzt vor einem Königlichen Prinzen erscheinen, und von dem Eindrucke, den diese seine Erscheinung machen würde, sollte er das Glück seines künftigen Lebens erwarten. Sein Herz schlug immer ängstlicher, je mehr er sich dem Schlosse des Prinzen näherte. Der wirkliche Anblick des Pallastes, der Hofbedienten u. s. w. erschütterte seine Seele aufs neue. Er machte mehr als einmal die Runde um das Schloß, war mehr als einmal im Begriffe, in dasselbe einzutreten, wurde aber immer von der Furcht wieder zurückgehalten, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er unverrichteter Sache gänzlich wieder umgekehrt. Der Gedanke indeß an seine traurige Lage, aus welcher er sehnlichst Errettung wünsch-

wünschte, machte doch endlich, daß er die hohen Stufen des Schlosses, wiewohl mit unbeschreiblicher Angst und einer fast gänzlichen Hoffnungslosigkeit, hinanstieg. Er wurde dem Markgrafen gemeldet, und erhielt den Befehl, zu erscheinen. Als ihm die Thüren des Markgräflichen Zimmers geöffnet wurden, hätte der Anblick des Glanzes und der Pracht, und noch mehr der Anblick einer sich dort befindenden zahlreichen Versammlung, ihn beinahe in eine noch größere Angst gestürzt. Er übergab dem Prinzen sein Empfehlungsschreiben, und der huldvolle Blick desselben schien ihn mit einmal neu zu beleben. Die treuherzige Herablassung, mit welcher der Markgraf ihn anredete, und die gnädige Versicherung, daß er die Pfarre zu Wormsfelde haben solle, gaben ihm die Sprache wieder, und erfüllten sein Herz mit dem uneingeschränktesten Vertrauen. Er würde sich ganz glücklich gefühlt haben, hatte er nur sogleich zurückeilen, und in der Stille sein Herz für die ausgestandene Angst, durch das frohe dankbare Gefühl seines Schicksals, entschädigen und beruhigen können. Aber er erhielt den Befehl, zur Tafel zu bleiben, und wurde dadurch in neue Angst und Verlegenheit gesetzt. Nie hatte er an der Tafel eines Vornehmen gespeist, und jetzt sollte er an der Tafel eines Fürsten speisen. Indeß der Befehl war einmal da, und Patzke mußte gehorchen. In der Zeit bis zur Tafel unterhielt sich der menschenfreundliche Prinz, auf das liebreichste mit ihm von seinen bisherigen Umständen. Und dies war die Gelegenheit, wo Patzke durch die treuherzige Offenheit, mit welcher er seinem hohen Gönner erzählte, auf was für rauhen Wegen ihn bisher die Vorsehung geführt, den

Grund zu der Gnade desselben und zu seinem künftigen Glücke legte. Nachdem Patzke auf eine, für ihn sehr ehrenvolle, Art die Prüfungen des Konsistoriums bestanden hatte, trat er sein Amt mit allem dem redlichen Eifer und allen den frommen Vorsätzen an, welche die Wichtigkeit desselben jedem Redlichdenkenden zur Pflicht macht. — Auf der Pfarre zu Wormsfelde, bildete er sich nun zu dem ausgezeichneten Kanzelredner, der er in der Folge wurde. Die größte Stärke erhielten seine Vorträge zugleich durch das Beispiel, welches er der Gemeine durch seine musterhafte Denkungs- und Handlungsweise gab. Der Markgraf, ein wahrer Vater seiner Unterthanen, suchte jedes Mitglied derselben genau kennen zu lernen; um so vielmehr hatte er ein wachsames Auge auf das öffentliche und häusliche Leben seiner Geistlichen. Auf diese Weise geschah es, daß, so wenig ihm Patzke's Verdienste als Kanzelredner verborgen blieben, eben so wenig ihm auch die dürftige ökonomische Lage desselben entgieng, indem die Pfarre zu Wormsfelde nur mit geringen Einkünften verbunden war. Ueberzeugt, daß Patzke seiner Unterstützung vollkommen würdig sei, beschloß er, das Haus desselben mit den nothwendigsten Bedürfnissen zu versehen. Er hatte aber nicht nur, Wohlthaten zu erweisen, gelernt, sondern verstand auch zugleich die Kunst, sie auf die beste Art zu erweisen. Nachdem also das, was er für Patzken bestimmt hatte, bereits angeschafft war, ließ er einstens schon früh Morgens Patzken zu sich bescheiden, und erklärte ihm bei seiner Ankunft, daß er in Erfahrung gebracht, Patzke führe einen sehr guten Tisch; er sei daher entschlossen, sich diesen Mittag selbst davon

zu

zu überzeugen, und wolle bei ihm in der Pfarre zu Wormsfelde speisen. Patzke hielt dieß anfangs für einen bloßen Scherz des Markgrafen, fieng aber doch an, als derselbe bei seinen Aeußerungen blieb, etwas unruhiger zu werden, indem er die Art des Fürsten schon einigermaßen kannte, und versicherte, daß er bei dem dankbarsten Gefühle, mit dem er eine solche ihm zugedachte Ehre zu schätzen wisse, doch bekennen müsse, daß weder seine Küche, noch sein ganzes Haus in der Verfassung sei, einen so erhabenen Gast aufzunehmen, um so weniger, da nicht die geringsten Anstalten dazu hätten gemacht werden können; daß er wenigstens für heute es sehr widerrathen müsse, es sei denn, daß Se. Königliche Hoheit etwa einen Fasttag hätten u. s. w. Der Markgraf fiel ihm ins Wort, seine Köchinn werde doch für ihn selbst etwas zum Mittage bereiten, und mit dem wolle auch er vorlieb nehmen. Mit dieser Erklärung wurde von der Materie abgebrochen, und Patzke fieng an, freier zu athmen, weil er die ganze Sache für einen bloßen Scherz hielt. Indeß kam die Zeit der Tafel näher, die gewöhnliche Tischgesellschaft fand sich ein, es fuhren Wagen vor, und mit einemmale hieß es, der Herr Prediger Patzke habe ihn, den Markgrafen, und seine Tischgesellschaft heute zum Mittagsessen in Wormsfelde eingeladen, und er hoffe, es werde niemand dem Herrn Prediger diese Bitte abschlagen, da er selbst mit Vergnügen diese Einladung angenommen habe. Mit diesen Worten nahm der Markgraf Patzken bei der Hand, und fuhr mit ihm in einen, so wie die übrige Gesellschaft in einem andern Wagen, ab. Der ehrliche Patzke, der nun nicht mehr

zweifeln konnte, daß das, was er bisher für Scherz gehalten hatte, Ernst werden möchte, der recht gut wußte, in was für einer traurigen Verfassung er sein Haus verlassen hatte, war ganz außer sich, versicherte einmal über das andere, in seinem Hause sei nichts, gar nichts, was er so erhabenen Gästen vorsetzen könne, er zweifele, ob er genug Stühle haben werde u. s. w. Alles vergebens! Es gieng nach Wormsfelde, und ehe Patzke es sich versah, hielten die Wagen vor der Pfarre. Es wird ausgestiegen, und der Markgraf wünscht zuerst das Studierzimmer und die Bibliothek zu sehen. Patzke's Entschuldigungen, seine Studierstube sei in großer Unordnung, und die Bibliothek sehr unbedeutend, werden nicht angenommen. Zitternd öffnet er die Thür, und — welch ein Anblick! — Das Zimmer ist rein, sauber ausmeublirt, und an den Wänden befindet sich eine Sammlung der neuesten und besten Werke aufgestellt. Patzke traut seinen Augen nicht. Er im wirklichen, der Markgraf im vorgeblichen Erstaunen, stehen da — jener will danken, dieser läßt ihn nicht zum Worte kommen, sondern fließt in ein Lob seines feinen Geschmacks über; die übrige Gesellschaft mit ihm. Patzke zweifelt, in seinem Hause und in der wirklichen Welt zu seyn; Freude und Erstaunen haben ihn stumm gemacht. Jetzt heißt es, das Zimmer sei zu enge, ob er nicht ein Besuchzimmer habe? — Nein! — Ob denn nicht oben noch ein Zimmer sei? — Ja, aber es sei ganz leer. — Er solle es zeigen; denn man wolle nun alles selbst sehen, da man merke, daß man seinen Versicherungen nicht so geradehin trauen könne. Man geht die Treppe hinauf, die Thür

wird

wird geöffnet — da zeigt sich Patzke's Augen abermals ein schön ausmeublirtes Zimmer. Sein Erstaunen, seine Rührung ist grenzenlos. Sein Herz kann den Dank nicht mehr fassen. — Der Markgraf und seine Gesellschaft wie unten, finden alles recht sehr gut, loben seinen Geschmack u. s. w. Patzke ist betäubt und sprachlos, wie unten. — Der Markgraf sagt: Sie sehen, meine Herren, wie uns Patzke hintergeht! Erwarten Sie nicht auch, daß der Mann, dessen Haus so elegant ist, uns mit Geschmack bewirthen werde? — Die Antwort, wie leicht zu vermuthen. — Der Markgraf zu Patzken: Aber noch seh' ich keine Anstalt. In welchem Zimmer werden wir essen? Sie haben ohne Zweifel außer diesem noch eins? — Patzke: Ein Zimmer sei zwar noch unten, aber in Ansehung der Bewirthung müsse er mit Bedauern seine erste Versicherung wiederholen. — Die Gesellschaft geht hinunter, das Zimmer wird geöffnet, und — es zeigt sich eine schön servirte Tafel; der erste Gang von Speisen ist bereits aufgetragen. Man setzt sich, speist, scherzt; alles ist munter und fröhlich. Die Bedienten erhalten Befehl, Patzke's Weinkeller zu untersuchen, kommen mit Flaschen und der Versicherung zurück, einen reichen Vorrath gefunden zu haben. Man schreit über den kargen Priester, der sich arm nenne, und doch alles im Ueberfluß habe. Man trinkt und ist fröhlichen Muthes. Die Tafel wird nach einigen Stunden aufgehoben. Alles, was herbeigeschaft war, bleibt Patzke's Eigenthum. Der Markgraf verläßt seinen Wirth mit aller der inneren Zufriedenheit und Heiterkeit, die das Bewußtseyn, eine gute That verrichtet zu haben, gewährt, und

Patzke blickt seinem großmüthigen Wohlthäter mit Thränen des Danks und der Freude nach.

IV.

Abraham Gotthelf Kästner

geb. 1719 zu Leipzig, studirte von seinem zwölften Jahre an auf der Universität zu Leipzig die Rechte, wurde 1733 Notarius, 1735 Baccalaureus, 1737 im achtzehnten Jahre seines Alters Magister der Philosophie, 1739 fieng er an, philosophische und mathematische Vorlesungen zu halten, wurde 1746 ausserordentlicher Professor der Mathematik zu Leipzig, 1756 ordentlicher Professor der Mathematik und Physik zu Göttingen, Mitglied der Götting. Societät der Wissenschaften u. s. w. 1765 Königl. Großbritannischer und Braunschweig-Lüneburgischer Hofrath, gest. 1800.

war einer der größten Mathematiker seiner Zeit, der die Kunst verstand, tiefsinnige Wahrheiten nicht allein zu erfinden, sondern auch einleuchtend vorzutragen. Seine Lehrbücher der Arithmetik, Geometrie, der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der Analysis endlicher Größen, der Analysis des Unendlichen, der angewandten Mathematik, der höheren Mechanik u. s. w., welche alle mehrmals aufgelegt werden mußten, und jedesmal neue Zu-

sätze und erhebliche Verbesserungen erhielten, verdrängten allmählig durch ihre größere Vollständigkeit, durch innigern Zusammenhang und Konsequenz der einzelnen Lehren, durch weiteres Fortschreiten derselben, durch Verbesserung der bis dahin geltenden, und Aufstellung neuerer strengerer Beweise, die Wolfischen Lehrbücher, die sich bis zu Kästners Zeiten im Besitz der mathematischen Lehrstühle erhalten hatten, und man kann bei der großen Verbreitung, welche die Kästnerschen Anfangsgründe gehabt haben, ihnen mit dem vollkommensten Rechte einen entscheidenden Einfluß in die Vervollkommnung und Erweiterung des mathematischen Studiums zuschreiben. Seine einzelnen Abhandlungen, stehen mit gleichem Anspruche, auf Anerkennung ihres Werthes und ihres günstigen Einflusses auf die Fortschritte der Wissenschaft, den größeren Werken zur Seite. Das Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften, der eigenen und der Uebersetzungen aus fremden Sprachen, erregt Verwunderung, wenn man die Mannigfaltigkeit der Gegenstände betrachtet, auf welche seine Aufmerksamkeit gerichtet war. Noch mehr Verwunderung indessen erregt es, daß eben der Mann, welchen Deutschland als einen seiner tiefsinnigsten Denker und Mathematiker verehrt, zugleich auch zu den witzigsten Köpfen und schönen Geistern seines Jahrhunderts gehörte, und während er die Tiefen der abstraktesten Disciplinen zu ergründen strebte, auch auf den Gefilden der Poesie und Beredsamkeit lustwandelte, seiner Prosa nicht nur Licht und Kraft, sondern auch Reiz und Anmuth zu geben wußte, und unter den Dichtern seiner Nation, als Epigrammatist, sich einen bes-

deutenden Nahmen erwarb. Aber in diesem, ganz besonders organisirten, Kopfe paarte sich mit dem schärfsten Abstraktionsvermögen zugleich eine seltene Kombinationsgabe, für die Ansichten des Lebens und ein stets gegenwärtiger, seines Ziels nie verfehlender Witz. Witz und Laune machten die Würze seiner schriftlichen und mündlichen Unterhaltungen, und waren dem durch angestrengtes Denken ermatteten Geiste, als ein erheiterndes Spiel, fast zum diätetischen Bedürfniß geworden.

Vermischte Schriften von Abraham Gotthelf Kästner. Zwei Theile. Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Altenburg 1783. 8. (1 Thlr. 14 Gr.) mit Kästners Bildnisse von Liebe nach J. H. Tischbein. — Einige Vorlesungen in der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehalten von Abraham Gotthelf Kästnern ꝛc. Erste und zweite Sammlung. Altenburg 1768. 1773. 8. (16 Gr.) — Abraham Gotthelf Kästners zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle. Erste und zweite Sammlung. Frankfurt und Leipzig 1800. 8. (20 Gr.) — Lobschrift auf G. W. Freiherrn von Leibnitz. Altenburg 1769 8. (2 Gr.)

So einfach Kästners öffentliches Leben war, so einfach war auch sein Privatleben. Nur die Beschäftigungen mit den Wissenschaften, und die zahlreichen Verbindun-

dungen, in die sein früh verbreiteter Ruhm ihn seit den ersten Jahren seines öffentlichen Auftrittes in der gelehrten Welt, mit den berühmtesten Gelehrten und mit mehreren, den Wissenschaften gewidmeten Gesellschaften, geführt hatte, brachten Abwechselung und Mannigfaltigkeit in den Lauf seiner Tage. Er hatte bei mancher Sonderbarkeit, die zum Theil aus der orthodoxen Beharrlichkeit bei alten Formen, in der Kleidung, Hausgeräthe, Sitten, entsprang, einen großen Fond von Güte und biederer Herzlichkeit. Dienstfertig, freundlich, unterhaltend in hohem Grade, sah er gern Menschen bei sich, und ergoß sich dann, wenn er sich durch die Umgebungen gereizt fühlte, in die witzigsten, launigsten Einfälle. Er selbst besuchte niemand, und gieng nur regelmäßig alle Sonntage in die Kirche, wo er immer in seinem griechischen Neuen Testamente nachlaß, und in die Sitzungen der Akademie der Wissenschaften, die er bis zu seinem Tode mit treflichen Vorlesungen bereicherte, und um derentwillen er auch einer der fleißigsten Recensenten in den Göttinger gelehrten Anzeigen war. Schon sein Aeußeres kündigte den ungewöhnlichen Mann an. Er war klein und von sehr grosser Beweglichkeit. Besonders ausgezeichnet aber war der Bau seines Kopfs, und namentlich seiner großen, weit vorwärts gewölbten Stirn.

Kästner hatte einst einem guten Freunde eine Summe Geldes vorgestreckt; dieser aber dachte gar nicht an die Wiederbezahlung. Da Kästner in der Folge das Geld selbst brauchte, erinnerte er ihn sehr höflich an die Zurückgabe des Geliehenen. Als der Freund indessen immer

noch

noch keine Rücksicht darauf nehmen wollte, schrieb Kästner folgenden Brief an ihn: „Einem Studirensollenden, der auf der Universität nicht zum ordentlichsten lebte, schrieb seine Mutter deswegen sehr bewegliche Vorstellungen. — Nun, wenn du dich dadurch nicht rühren lässest, sagte sein Stubenbursche zu ihm, so wird dich dieser Brief am jüngsten Tage verklagen. — O! war seine Antwort, da spreche ich, ich habe ihn nicht bekommen. — Wenn Ew. Wohlgebornen von dem Briefe, den ich Ihnen etwa vor drei Wochen zu schreiben mir die Freiheit genommen habe, auch so sagen wollen, so werde ich bitten, solches eher zu thun, als am jüngsten Gerichte u. s. w."

Als einst ein Göttingischer Lehrer der Rechtsgelehrsamkeit bei einem Balle zu einem Menuet aufgefordert wurde, und es verbat, weil er nicht gut tanze, so sagte Kästner: „Ei so tanzen Sie es doch cum clausula codicillari! Wenn es nicht gelten kann als ein zierliches Menuet, so soll es doch gelten, quomodocunque es gelten kann."

Manche der jetzigen Verbesserer theologischer Kenntnisse, sagte Kästner einmal, erinnern mich an einen Mann, der in Leipzig mit einem Kuckkasten herumgieng, und ausrief: „Das Leiden Christi auf eine neue Manier!"

In dem Journal von und für Deutschland (1784. St. 7.) wurde Folgendes bekannt gemacht: „Im Fall unabhängige Fürsten große Anleihen zu machen wünschen, so kann man sich deshalb an den Herausgeber dieses Journals, den Kanzleidirektor Gökingk in Ellrich

rich poſtfrei wenden.“ Käſtner gab ſeine Verwunderung darüber in folgenden Verſen zu erkennen:

Ein Fürſt, der Geld bedarf, ſoll nur bei Gökingk fragen!
Hat ſo was Fürſten noch ein Dichter angetragen?

Ein unter den Heſſiſchen Truppen als Hauptmann in Amerika geweſener Herr H. ſendete von dort aus, manche Nachricht an den Profeſſor Schlözer in Göttingen, welche dieſer in ſeinem Briefwechſel benutzte, und unter H's Nahmen einrückte. Es kam ein Gerücht, daß der Hauptmann H. geblieben oder geſtorben ſei. Schlözer glaubte, ſeine Leſer hiervon benachrichtigen zu müſſen, und ſetzte unter einen noch zurückbehaltenen Aufſatz deſſelben: „Vom ſeligen H.“ Bei der Rückkunft der Heſſen aus Amerika aber zeigte es ſich, daß dieſes Gerücht ganz falſch geweſen ſei. Schlözer war alſo zum Widerruf genöthigt, und that dieſes ſo, daß er in einem der folgenden Hefte unter den Druckfehlern anmerkte: „Vor dem Nahmen H. ſtreiche man das Wort ſelig weg.“ Käſtner äußerte in einem Briefe an einen Freund hierüber, daß Schlözer auf dieſe Weiſe unentſchieden laſſe, ob H. nicht vom Teufel geholt worden ſei.

Käſtner verheirathete ſich im Jahre 1756 mit Johanne Roſine Baumannin aus Leipzig. Aber ſchon 1758 verlor er ſein gelichtes Hannchen durch den Tod. Wie zärtlich er ſie liebte und ſchätzte, ſieht man unter andern aus folgender Strophe eines auf ſie verfertigten Gedichts, welches ſich in ſeinen Vermiſchten Schriften, Th. 1. S. 126 f. befindet:

Was man liebenswerth erkennet,
Nennt man, wenn man Hannchen nennet.
Wie viel Schönes nennt der nicht,
Der nur Hannchens Nahmen spricht.

Er beklagte ihren Verlust in einer Elegie, welche er drucken ließ, setzte ihr auf dem Göttinger Kirchhofe ein Denkmal mit einer rührenden Inschrift, und machte auf den Kirchhof selbst folgende Aufschrift:

Ort, der mir nur Verdruß statt Glück und Ruhe gab,
Nichts Werthes hast du mir, als meines Hannchens Grab.

Als Kästners Bildniß von Tischbein gemalt worden war, verfertigte er folgendes Sinngedicht:

Auf einer Schreibtafel
in der Hand meines Bildes von J. H. Tischbein.

Sorgt ja, daß auch von euren Zügen
Ein gutes Bild der Nachwelt übrig ist:
So sieht sie euch Autoren mit Vergnügen,
Wenn sie euch lange nicht mehr liest.

In ein Exemplar seiner Vermischten Schriften schrieb er folgende schöne Zeilen:

Ein Richter, den nichts blenden kann,
Vor dem Voltaire zittern müssen,
Prüft bald mein Buch und tadelt nichts daran;
Es heißt: Des Sterbenden Gewissen.

Als der bekannte Dichter Gotter (st. 1797.) diese Zeilen gelesen hatte, schrieb er als Antwort darauf:

Nur des Gewissens Spruch lohnt deine Ruhmbegier;
Wohl denen, die nach gleichem Lohne streben!
Doch, wirst du es der Freundschaft wohl vergeben?
Sie streichet bald hinweg, und setzet einst dafür,
Und wünscht auch dieses einst nicht zu erleben.

Der reformirte Prediger Zollikofer in Leipzig faßte im Jahre 1763 den Vorsatz, für seine Gemeine ein neues Gesangbuch zu sammeln. Dieses Unternehmen war damals nicht leicht auszuführen. Von neuen geistlichen Liedern waren nur die Gellertschen, zwei Bände der Schlegelschen, und die Klopstockschen vorhanden. Die Neanderschen erschienen im Druck erst während des Sammlens. Mit der Herausgabe eines zweckmäßig eingerichteten Gesangbuchs war Zollikofern noch niemand vorangegangen. Er forderte daher den Kreissteuereinnehmer Weiße zu seinem Gehülfen auf. Dieser schrieb an alle seine poetischen Freunde, und erhielt gegen zwanzig Lieder von Cramer, zwölf von Funke in Magdeburg, und einige von Adolph Schlegel, Uz u. a. Er selbst verfertigte eine kleine Anzahl neuer, und verbesserte viele der alten. Das neue Gesangbuch, welches Zollikofer auf diese Weise sammelte, war unstreitig das erste, was eine zweckmäßige Einrichtung erhielt, andern Gemeinen zur Nachahmung diente, hier und da Läuterung und Aufklärung religiöser Begriffe, und bei noch mehreren eine vernünftige Andacht und Gottesverehrung beförderte. Zollikofer erwarb sich durch sein Unternehmen ein großes Verdienst um Sachsen, und Weiße freute sich, daß er ihn daran hatte Theil nehmen lassen. Zollikofer rühmte dessen Beistand in der Vorrede zu der ersten Auflage. In eben dieser Vorrede waren aber die Fehler der gewöhnlichen Gesangbücher mit Nachdruck gerügt. Das wollte man damals, wo noch an keinem Orte Sachsens ein verbessertes Gesangbuch vorhanden war, nicht geschehen lassen.

Es ward deswegen dem Verleger befohlen, schon bei dem Verkauf der ersten Auflage diese Vorrede wegzunehmen. Gegen die Lieder selbst konnte um so weniger etwas eingewendet werden, da sie Zollikofer der theologischen Fakultät, deren Dekanus damals D. Crusius war, zur Censur übergeben hatte. Wohl aber brachte der Hofrath Bel eine Klage wider den Titel an, daß auf demselben gesetzt sei: Gesangbuch für die reformirte Gemeine in Leipzig, da die Reformirten nicht das Recht hätten, sich eine Gemeine zu nennen. Zollikofers Sanftmuth ließ es sich gefallen, daß der Titel ohne Weiteres umgedruckt wurde. Noch aber war diesem und seinem Freunde Weiße ein ernstlicherer Angriff zugedacht. D. Georgi, Professor der Theologie und im Jahre 1767 Dekanus der theologischen Fakultät in Wittenberg, schrieb, einverstanden, wie man sagte, mit einem andern dortigen Professor der Theologie, D. Weikmann, in dem Pfingstprogramm der Universität gegen das neue Gesangbuch, und stellte Zollikofern als einen Socinianer, Weißen als einen Kryptokalvinisten dar. Die kritischen Zeitblätter aber nahmen sich beider, zum großen Nachtheil des D. Georgi, an. Bald nach Erscheinung des Georgischen Programms, schrieb Kästner folgenden, der Originalität seiner Gedanken wegen, merkwürdigen, Brief an Weißen:

„Ich wollte, daß ich mit Ihnen über die Wittenberger weinen oder schelten könnte. Aber ich muß wirklich lachen, daß ein Poet und ein Kritikus nicht abgehärteter ist. Ist es nicht besser, in die Hände Weikmanns zu fallen, als in die Hände Klotzens? Wäre ich ein Orthodox,

thodox, ich wollte Sie anders züchtigen. Ich wollte Ihnen auflegen, die Ode auf die heiligen Engel, welche im Nahmen des Rektors gemacht worden ist, so zu verbessern, daß sie in ein vernünftiges Gesangbuch kommen könnte. Ich bin sicher, Sie und Zollikofer sollten zusammen daran arbeiten, wie einmal ein armer Teufel an einem Dache, das er gerade machen sollte. Was werden Sie aber vollends für ein Gesicht machen, wenn Sie lesen, daß der Mathematikus, der Wolfianer, der Satirikus, und was Sie sich sonst alles Unorthodoxe bei dem Nahmen Kästner denken können, dießmal nicht auf der Seite des Witzes, sondern auf der Wittenberger ihrer ist? Ich bin im Ernste der Meinung: Erstlich, man sollte Luthers und andere alte Lieder ungeändert lassen; zweitens, die Aenderungen, welche die Wittenberger angeführt haben, sind, meiner Empfindung nach, keine poetische Verbesserungen. Quoad 1) haben, juristisch zu reden, die Gemeinen, die sich bisher dieser Lieder bedient haben, ein jus quaesitum darauf, und über seine Lieder hat sich D. Luther längst so erklärt, daß er Aenderungen darin verbittet. Das könnte man doch so gelten lassen, wie sonst ein Testament eines ehrlichen Mannes. Am allerwenigsten ist es erlaubt, die Lieder so zu ändern, daß eine andere Sekte sie mitsingen kann. Das heißt die Lieder des Preußischen Grenadiers in usum eines Erzherzogs kastriren. Man lasse jede Parthei von ihren Glaubensmeinungen so gut singen, als sie kann. Ist es den Lutheranern gefährlich, das Stabat des Pergolese anzuhören? davon der Text, mit aller Ehrerbietung für die päpstliche Heiligkeit des Verfassers, unendlich

endlich weit unter Luthers Liedern ist. Sind solche Lieder nicht für die Gemeine, so lasse man sie für die Gemeine ungesungen, wie unsere Prediger Luthers Tomos ungelesen lassen. Quoad 2) muß ich bekennen, daß ich ein großes Vorurtheil für D. Luthern habe, und ihn in Absicht auf die Eigenschaften des Herzens und des Genies für einen der größten Geister halte. Ich vermuthe also nicht, daß jemand, auch mit einem neumodischen feinen Witze und den besseren Einsichten unserer Zeiten, diesen alten Dichter da glücklich bessern wird, wo sein Herz redet; zumal, wenn man in den Prüfungen nicht gewesen ist, die ihn gebildet haben. So gestehe ich, daß mir die Aenderung der zweiten Zeile in dem Liede: Erhalt uns Herr ꝛc. vorkommt, wie ein Vers aus der Aeneis ins Schwarzische übersetzt. Ich denke eben so von den Aenderungen in Herr Gott, dich loben wir ꝛc. Dieses Lied hat durch und durch in Ausdrückungen und im Gange so etwas Feierliches, daß, Neuerungen darin zu machen, mir soviel ist, als von einem alten Wappen die Helme und die Pfauenschwänze wegnehmen, und statt dessen brodirte Hüte mit weißen Federn darauf setzen. — Sehen Sie wohl, so würde ich geschrieben haben, wenn ich Professor Matheseos in Wittenberg wäre, und im Nahmen des Prorektors auf Anordnung der theologischen Fakultät das Programm hätte schreiben sollen. Ich habe über Aenderungen in Kirchenliedern schon, so lange ich in Göttingen bin, Betrachtungen angestellt, weil vorlängst ein unpoetischer Geist ausgegangen ist, die Theologen der hiesigen Lande zu verführen, daß sie ein Gesangbuch gemacht haben, in dem fast alle al-

te Lieder verändert und größtentheils durchwässert sind; wodurch meine Andacht beim öffentlichen Gottesdienste sehr gehindert wird. Denn was es für Poeten gewesen sind, die diese Verbesserungen unternommen haben, können Sie aus dem Anfange eines neuen christlichen Glaubens sehen:

Ich glaub' an einen Gott allein,
Der alle Dinge groß und klein —

Wie sie der Hirt zum Thor austreibt! fiel mir hierbei ein, und ich sang nicht weiter. Das Lustigste ist, daß manchmal dieser neue Glaube nach Luthers altem gesungen wird. — So gab mir einmal jemand, nach einer Tasse Chokolade, ein großes Glas Wasser zum Abkühlen. Nun, wenn Sie mit meinen Gedanken über die Verbesserungen der Kirchenlieder nicht zufrieden sind, so sagen Sie mit Canitzen:

Er schreit: Mein alter Rock! der wird mir besser stehn!
Gebt ihm den alten Rock, und laßt den Narren gehn.

Beim Canitz fällt mir ein, daß es sich Buchka in seinem Muffel zur Sünde anrechnet:

Mich ergötzte Canitz Flöte, die bei Doris Asche klang,
Mehr als Luthers alte Harfe, die der Gottheit Lob besang.

Mir aber hat, ohne Rücksicht auf die Sünde, geschienen, wenn Buchka Empfindungen von der Poesie gehabt hätte, so würde ihm schon deswegen Luther größer als Canitz geschienen haben. — Sehen Sie, so eine Dissertation über die Veränderungen in Luthers Kirchenliedern — wäre das nicht ein Stückchen in die Neue

Bibliothek der schönen Wissenschaften? Ich verharre u. s. w.“

V.

Gottlob Wilhelm Burmann

geb. 1737 zu Lauban in der Oberlausitz, besuchte die lateinische Schule zu Hirschberg in Schlesien, wo er seinen eigentlichen Nahmen Bormann in Burmann umänderte, begab sich 1758 nach Frankfurt an der Oder, um die Rechte zu studiren, kehrte nach Vollendung der akademischen Studien in sein Vaterland zurück, gieng aber in der Folge nach Berlin, wo er als privatisirender Gelehrter sich seinen Unterhalt durch Unterricht, besonders in der Musik, übrigens durch Schriftstellerei, Gelegenheitsgedichte u. s. w. zu erwerben suchte, auch eine Zeitlang die Berlinische Zeitung schrieb, und 1805 in den kümmerlichsten Umständen starb.

Er war von Person klein, hager, hinkend und ungestaltet; aber es wohnte in diesem unscheinbaren Körper ein Geist voll lebendigen Gefühls für alles Edle und Schöne. Er war ein Sonderling in sehr hohem Grade, voll angeborenen und anerzogenen störrischen Eigensinns, ohne Selbstbeherrschung und Stetigkeit, und daher ohne gründliche Studien und reifen Geschmack; aber ein poetischer Geist, mit den seltensten Fähigkeiten und ausgezeichnet-

sten

sten Anlagen zur Musik, einer reichen Ideenfülle und fruchtbaren Einbildungskraft begabt, zugleich ein Mann von warmer, herzlicher Empfindung und Theilnahme an dem Wohl seiner Mitmenschen. Schade, daß er in den Folgen seiner Bizarrerie untergieng, und schon im Leben der Vergessenheit reifte, die, nach der ihm inwohnenden Geisteskraft, ihn nie hätte treffen sollen.

Fabeln und Erzählungen in vier Büchern. Berlin 1773. 8. (12 Gr.) — Kleine Lieder für kleine Mädchen und Jünglinge. Berlin 1777. 8. (10 Gr.) — Lieder in drei Büchern. Berlin 1774. 8. (10 Gr.) — Für Literatur und Herz, eine Wochenschrift. Berlin 1775. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) — Auswahl einiger vermischten Gedichte. Berlin 1783. 8. (10 Gr.) — Gedichte ohne den Buchstaben R. Berlin 1788. 8. (4 Gr.) u. s. w.

Zu seinen besseren Gedichten gehört unter andern folgendes:

Lied an meine Quaterne,

so gut als gewonnen.

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos.

Horat.

Willkommnen, Tochter mystischer Kabale!
Mein baarer Ruhm! mein goldnes Glück!

Vom Strohdach bis zum Göttersaale
Lacht mir nun aller Wesen Blick.

Da bist du ja! o du, die meinen Tagen
Die Freude vor die Stirne prägt,
Und alle meine Börsenklagen
Auf ewig in die Urne legt!

Laß dich umarmen, göttliche Quaterne,
Die den Poet zum Mylord macht!
Ei, ei! so schnell werd' ich zum Sterne?
Das hätt' ich ewig nicht gedacht!

O welche kitzelnde Metamorphose!
Ists möglich? bin ich noch das Ding,
Bei dem sogar die Tobacksdose
Des Stutzers jüngst vorübergieng?

Bin ich das Wesen, das vor wenig Stunden
Nur Dint' und Feder vor sich sah?
Heil mir! die Musen sind verschwunden!
Der Hunger auch! und — Gold ist da!

Und Gold ist da! — Lebt wohl, ihr Pierinnen!
Wir hören auf, vertraut zu seyn.
Denn, wer Quaternen kann gewinnen,
Macht sich mit euch nicht mehr gemein!

Ich habe Tausende zu kommandiren!
Witz, Einsicht und Verstand, lebt wohl!
Nun kann ich mich ganz anders rühren!
Nur hebt mich jeder Schritt zum Pol!

O Schade! daß ich noch so vieles denke! —
Das Denken paßt zum Reichthum nicht.
Genie! altväterisch Geschenke
Des Himmels, wem giebst du Gewicht?

Du, mein elastisch Lehnstuhl, sollst mich tragen,
Und als ein strahlend Nichts mich sehn! —
Und will Verstand und Witz mich plagen,
So laß' es nie mein Schlaf geschehn!

Viktoria! nun kann' ich mich erheben —
Und wär' ich dummer noch als dumm:
Denn Gold und Kleid kann alles geben;
Zum Herrn Johann dreht's Hannsen um.

Hervor mit euch, ihr breitbetreßten Kleider!
Steig' auf, pathetische Frisur!
Ihr Götter, kommt! — euch mein' ich, Schneider! —
Macht mich zum Wunder der Natur!

Eilt, zaubert mir die feinste Garderobe,
Daß Gallier und Britte staunt;
Und daß zu meiner Kleider Lobe
Die Fama Säkula posaunt!

Du Rock von Moll sollst Pudermantel werden!
Zu lang' warst du mein Galakleid! —
Fort mit dem Kittel! O ihr Erden,
Seht mich in seidner Herrlichkeit!

Ha! dieser Rock mit seinem Scharlachfutter
Läßt ein ganz andres Thier mich seyn!
O säh' mich meine sel'ge Mutter,
Sie würde sich zu Tode freun!

„Ach, Junge!" würde sie treuherzig sprechen:
„Nun wird doch noch ein Kerl aus dir!"
Und ich, ich würde schön mich rächen —
Und schenkte die Quaterne ihr!

Lakaien! Kutscher! Sekretäre! Läufer!
Poeten! Hunde! aufgepaßt!
Den Wagen her! ich werde steifer!
Vor Gold und Würden brech' ich fast!

Deckt mir die Tafel! Zwanzig arme Teufel
Verhungernder Genie's, freßt mit! —
Nur tragt an meinem Werth nicht Zweifel,
Der bald auf Marmorpflaster tritt!

Ha! welcher Epopöen Oceane
Verkünden schon der Nachwelt mich!

Zu mancher Ode Riesenplane
Bin ich das hohe Thema — ich!

Nun will ich frei'n! Ein Mädchen! deren Tugend
Ein unbeneidet Strohdach deckt;
Groß durch ein Herz — das Puppenjugend,
Und Stadt und Mode nicht befleckt;

Ein armes Mädchen will ich glücklich machen — —
Was? — ras' ich? — bin ich wohl gescheid? —
Nein, eine Lady soll mir lachen;
Mit einer Göttin Zärtlichkeit!

Drei Zofen sollen ihre Schleppe tragen,
Und rechts und links Bediente gehn!
Heiduck und Mohr soll auf dem Wagen,
Wie Mitternacht und Riese, stehn!

Kein Tag flieh' ohne Ball und ohne Feste
Für mich Glückseligen dahin!
Und denken sollen meine Gäste,
Daß ich der große Mogul bin! —

Zu viel Entzücken! — ich kann's nicht ertragen!
O Pluto! Jupiter! halt ein!
Ich möchte sonst im Glück verzagen,
Und ärmer als ein Dichter seyn! — —

Dank aber sei dir, himmlische Quaterne,
Die mich in frohe Schwindel tunkt! — —
Ihr Eulers! zählt mich unter Sterne!
Respekt! ich bin nicht mehr ein Punkt!

In der Folge schrieb Burmann einen (weniger bekannten) Widerruf, der aber an Werthe dem ersteren Gedichte nachsteht.

Widerruf des Vorigen.

Velut aegri somnia, vanae
Finguntur species.
Horat.

Gewonnen? was? — ich hätte sie gewonnen?
Erstauntes Deutschland, glaub' es nie!
Quaternenglück — ach! schneller ists zerronnen,
Als ein Versuch der Alchymie.

O ruft nur, ruft, ihr schmetternden Trompeten,
Und ihr Genossen meines Harms:
Es ist kein Glück für ehrliche Poeten,
Zumal für deutsche — Gott erbarm's!

Ich bin erwacht aus meinem süssen Schlummer:
Kein Gold ist da, kein Kleid beblecht.
Fortunens Tücke zog mir keine Nummer —
Für eine Göttin herzlich schlecht! —

O schöner Traum! — wie bald bist du verschwunden!
Heiduck und Mohren, gute Nacht!
Der Mylord hat sich schnell von mir entwunden,
Und keine Lady mir gelacht!

Lebt wohl, ihr breitbetreßten Kleider!
Komm her, du treuer Rock von Moll!
Ihr Götter, weicht! jetzt brauch' ich einen Schneider,
Der mir voll Mitleid borgen soll.

Und ihr, ach! ihr verscheuchte Pierinnen!
Sprecht immer wieder bei mir ein.
Ein Elend ists, Quaternen zu gewinnen:
Ihr sollt mir meine Quinen seyn.

Sie kommen schon — O wie wird mein Gefühle
Von ihrem holden Einfluß groß! —
Bei ihrem reubespannten Lautenspiele
Ruh' ich dem Himmel selbst im Schooß.

Und lache nur der mystischen Kabale,
Die mich aus ihrer Rolle streicht,
Indeß mein Geist nach keinem Flitterstrahle,
Nein, zu der Sonne selber fleucht.

Lakaien, Kutscher, Läufer, Sekretäre,
Poeten, Hunde, geht nur, geht!
Ich kehre jetzt zurück zur alten Sphäre,
Und habe nichts — bin ein Poet.

Ihr armen Schlucker hungernder Talente,
Speist anderswo: es ist nichts da,
Als was ihr selbst habt, und man missen könnte,
Als Nektar und Ambrosia.

Faßt euch, wie ich: bei einer Kaffeetasse
Sind Dichter oft, wie Schulzen, fett;
Denn Gram und Noth stärkt die Poetenmasse,
Bewiesen durch X. Y. Z.

Ich aber will dem Himmel ewig danken,
Daß ich der arme Burmann blieb.
So lange mir nur Kopf und Herz nicht wanken,
Bleibst du mir, Armuth, lieb.

Vielleicht daß ich wohl gar in stolz'rer Sphäre,
Zu welcher mich mein Glückstraum schwang,
Ein reicher Taugenichts geworden wäre,
Wie scherzhaft ihn mein Lied besang!

Schwer ists, im Glück, bei lauter guten Tagen,
Ein Weiser stets, stets gut zu seyn.
Wie mancher weiß sein Glück nicht zu ertragen,
Und muß zuletzt es nur bereun!

Laß du mich nur, lobwürdigste Quaterne,
O Weisheit, nicht an deinen Gütern leer!
Daß in mir selbst den Schatz ich finden lerne,
Und nicht beim blinden Ohngefähr.

Nie werd' alsdann, o Glück, ich vor dir kriechen,
Nie deinem Altar Weihrauch streun;

Und hat sich Laura erst mit mir verglichen,
O dann sind hundert Lady's mein!

Ein Sonderling war Burmann schon in seinen Jünglingsjahren. Als er sich noch auf der Schule in Hirschberg befand, überreichte er einst einem Gönner an dessen Geburtstage ein Gedicht, und erhielt dafür zum Geschenk einen Dukaten. Beim Heruntergehen begegnete ihm auf der Treppe ein Bettler, welcher ihn um ein Almosen bat. Sogleich griff Burmann in die Tasche und gab ihm den Dukaten, so nothwendig er ihn selber brauchte. Mit vieler Freude erzählte er darauf, wie glücklich er sich fühle, daß er doch auch einmal einem Armen eine so reichliche Gabe habe mittheilen können.

In Berlin war Burmann ein großer Antagonist der Karschin, so wie diese gegenseitig auch ihn wiederum haßte. Nachtheilige Kritiken der Werke des andern hatten von beiden Seiten diese Feindschaft erzeugt, welche durch eine lange Reihe von Jahren fortgesetzt wurde. Die Sache war so arg, daß sie beide einst auf öffentlicher Straße in Zank geriethen, wo denn Verwünschungen, in dichterischem Schwunge mit plebejischer Terminologie, sonderbar genug abgewechselt haben sollen. Zuletzt aber machte die Karschin die Großmüthige, und beschloß, glühende Kohlen auf Burmanns Haupt zu sammeln. Sie hatte gehört, daß seine Glücksumstände gewaltig zerrüttet wären, und brachte durch Bitten bei Freunden der Wissenschaften eine nahmhafte Summe für ihn zusammen. Nun war aber die Schwierigkeit, wie das Geld anzubringen seyn möchte, da man erwarten mußte, daß Burmann es auf keine Weise annehmen würde, wenn er

hörte,

hörte, daß es von der Karschin käme. Allein, wider alles Vermuthen, sagte er, als man es ihm entdeckte: „Käme es von einem Freunde, oder überhaupt von jemandem, den ich hochschätzte, keineswegs würde ichs annehmen; aber so ists meine Feindinn, und da will ich mirs, ihr zum Possen, recht wohl behagen lassen. Burmann wurde nun von diesem Gelde von Kopf zu Fuß gekleidet, seine nöthigsten Bedürfnisse wurden bezahlt, und ihm sodann das Uebrige eingehändigt. Diesen Ueberschuß deponirte Burmann sogleich bei einem Konditor, weil ihm einfiel, er habe sich in seinem Leben noch nie recht satt in Konfitüren gegessen. Er verzehrte nun so lange ein tägliches Quantum von Leckereien, bis die Summe zu Ende gieng.

Einstens kam der bekannte Volksdichter, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote genannt, nach Berlin, und eilte, auch den damals noch etwas gelten: den Burmann persönlich kennen zu lernen. Er klopft an sein Zimmer. Burmann ruft: „Herein!“ Als Claudius eintritt, fragt Burmann: „Wer sind Sie?“ — „Ich bin der Wandsbecker Bote“ erwiedert Claudius. Burmann geräth so außer sich vor Freude, daß er sich auf die Erde wirft, und sich jauchzend um den Tisch wälzt. Claudius glaubt, diesen solennen Empfang auch nicht frostig erwiedern zu dürfen, sondern streckt sich gleichfalls auf den Fußboden, und kollert sich nach. Erst nachdem die Runde um den Tisch ein paarmal vollendet ist, sinken sich die beiden Schöngeister in die Arme.

Burmann wohnte mehrere Jahre vor seinem Tode in Berlin bei einem Handschuhmacher, dessen Lehrbursche zuweilen dem Miethsmanne allerhand kleine Dienste leistete. Unter andern hatte Burmann mit diesem Burschen die Uebereinkunft getroffen, daß er Abends auf seine Zuhausekunft warten, und ihm die Hausthür öffnen sollte, wofür er ihm denn ein jedesmaliges Trinkgeld versprach. Eines Abends läßt der junge Mensch ihn auch gewohntermaßen ein, und begleitet ihn auf sein Zimmer, um die akkordirte Gratifikation zu empfangen. „Ich habe dir ein Trinkgeld gelobt — spricht Burmann verlegen — nun habe ich aber leider! kein Geld. Was ist zu thun? Wort muß ich halten. Da nimm (indem er auf einen Haufen Zucker, welcher auf dem Tische lag, zeigte) nimm und iß!"

Er speiste gewöhnlich bei seinem Wirthe, und der Bursche rief ihn, wenn es Zeit war, zu Tische. Eines Tages kommt derselbe in dieser Absicht auf Burmanns Zimmer, und findet den Einzuladenden noch im Bette, was sonst seine Gewohnheit nicht war. Er erwiederte auf die Anzeige, daß er nicht zum Essen kommen werde. Bald aber entdeckte sich der Grund des Außenbleibens. Am Morgen war ein halbnackender Handwerksgesell bei Burmann gewesen, hatte ihn um Kleidungsstücke angesprochen, und der Freigebige hatte ihm — seinen einzigen Ueberrock gegeben.

Man machte ihn einstens aufmerksam darauf, daß seine Aufwärterinn ihm Holz entwende. „Hm! entgegnete er gelassen — wenn sie es nicht hochnöthig brauchte,

te, würde sie es nicht nehmen; sie wird ihre Kinder nicht frieren lassen wollen.“ Man drang darauf in ihn, sie wenigstens zu entlassen. „Das werde ich bleiben lassen — sagte er heftig — wo soll sie Holz hernehmen, wenn ich sie fortjage?“

Eins der gelungensten Gedichte von Burmann ist seine Parodie folgenden Liedes von dem Kriegsrathe Büchler in Berlin:

Lob der blauen Farbe.

Von allen Farben auf der Welt
Mir doch am meisten Blau gefällt:
Blau ist des Himmels lichter Bogen,
Hat ihn kein Nachtgewölk umzogen.

Blau ist des holden Veilchens Kleid,
Wenn es sich voll Bescheidenheit
In dunkelgrüne Blätter hüllet,
Und doch die Luft mit Balsam füllet.

Blau ist das Blümchen, welches spricht:
„Ich bitte dich, vergiß mein nicht!“
Das sich die Freundschaft auserfehen,
Für Liebe, Liebe zu erflehen.

Aus blauen Augen strahlet rein
Der Huld und Liebe sanfter Schein:
Drum haben immer auch vor allen
Die blauen Augen mir gefallen.

Blau ist schon seit der Fabelzeit
Die Farbe der Beständigkeit,
Das Roth der Liebe zu erheben,
Und schön're Dauer ihm zu geben.

Drum soll die blaue Farb' allein
Stets meine Lieblingsfarbe seyn;
Drum will ich nur in Blau mich kleiden,
Und mich an blauen Augen weiden.

Und führt mich Hymen einst zur Trau,
Sey meine Braut geschmückt in Blau;
Wünsch' ich, aus himmelbauen Augen
Der Treue schönsten Lohn zu saugen.

Karl Müchler.

Lob der grauen Farbe.

Paroli
auf das Lob der blauen Farbe.

Nicht Roth und Grün und Gelb und Blau,
Die allerschönste Farb' ist Grau:
Grau sind die Weisen — und die Weisen
Sind doch nur ganz allein zu preisen.

Grau ist der Himmel, wenn sein Zelt
Im Sterngewand die Nacht erhellt;
Und grau sind hinter den Gardinen
Auch die Brünetten und Blondinen.

Grau ist des Philosophen Rock;
Grau ist Silen und auch sein Bock;
Und ist nicht ein Silengesichtchen
Weit mehr, als ein Vergißmeinnichtchen?

Grau ist die sanfte Dämmerung,
Der Zeitpunkt der Beseligung,
Wenn (weiß der Himmel!) Eren, Sieen
Ins holde Grau von Cypern fliehen.

Grau ist das Thier, das mit Bedacht
Jedweden seiner Schritte macht.
O, dessen Tugend nachzuahmen,
Muß man das Grau mit Gold verbramen.

Grau ist die Farbe, wie ihr wißt,
Die just am wenigsten verschießt:
Welch Blau wird in der Sonne blauer?
Doch grau wird in der Sonne grauer.

Grau ist des Alters Silberhaar,
Weil Grau stets Silber ähnlich war:
Und wer nimmt nicht das kleinste Theilchen
Desselben für ein Feld voll Veilchen?

Grau sind wir, wenn Unsterblichkeit
Erst spät uns ihren Nektar beut —
Und wer wünscht nicht ins Grau zu dringen,
Bald diese Ehre zu erringen!

Drum soll die graue Farb' allein
Auch meine Lieblingsfarbe seyn!
Drum will ich stets in Grau mich kleiden,
Doch nie die blauen Augen meiden.

Rühmt Roth und Grün und Gelb und Blau:
Ich rühme mir das werthe Grau!
Denn ach! wie stolz kann es behagen,
Mit Ehren graues Haar zu tragen!

Die seltenste Stärke besaß Burmann im Improvisiren. Bei heiterer Laune hüllte er nicht nur jedes gegebene Thema in ein poetisches Gewand, sondern war auch im Stande, während einer gesellschaftlichen Unterhaltung von vier bis fünf Stunden, das ganze Gespräch immerfort in Versen zu führen. Freilich hörte man meistens nur Reime, mitunter auch sehr überraschende Gedanken und frappante Wendungen, was besonders der

Fall

Fall war, wenn ihn der Wein zur Hälfte begeisterte, und mehr noch, wenn sich eine Dame, die auf den Empfänglichen Eindruck machte, in dem Zimmer befand. Bestand die Gesellschaft nur aus Männern, so lief denn wohl auch ein ziemlich roher Cynismus mit unter.

Burmann befand sich einst in einer Gesellschaft, die größtentheils aus jungen Officieren bestand. Bei Tische kam man auf den Einfall, sich mit Reimen aus dem Stegereif zu unterhalten. Ein jeder mußte, so wie die Reihe ihn traf, sogleich mit seinem Reimvers bei der Hand seyn. Burmanns Vordermann wendete sich an diesen mit den Worten:

Reime weiter,
Bärenhäuter!

Burmann erwiederte sogleich:

Für dich hat meine Muse keine Flügel,
Du Schw — igel!

Burmann besaß große, ausgezeichnete Anlagen zur Musik. Er war auch selbst in früheren Jahren einer der fertigsten und kunstreichsten Klavierspieler in Berlin, hatte gleichwohl nie einen Lehrer gehabt, und — was wohl zu merken ist — an der linken Hand nur vier Finger. Er erfand für diese Verkrüppelung eine eigene Applikatur, die ihn in Stand setzte, mehr als die meisten Virtuosen mit fünf Fingern zu leisten. Ein anerkannt großer Meister war er in der Fuge und im figurirten Choral, und die öffentlichen Orgelkonzerte, die er bisweilen gab, wurden von den Kennern der Musik mit großem

Enthu-

Enthusiasmus besucht. Man zog ihn auch oft in Gesellschaft, um ihn auf dem Fortepiano zu hören; dann aber war es, seiner genialen Bizarrerie halber, nicht leicht, den vorgenommenen Zweck zu erreichen. Denn Burmann spielte nie, wenn er darum gebeten wurde, mochte es auch von der liebenswürdigsten Dame geschehen. Man mußte ihn vernachläßigen, oder gar verächtlich von der Tonkunst reden; dann setzte er sich von selbst an das Instrument. Fremde Sachen spielte er nicht, sondern er phantasirte, und das, wenn er bei Laune war, zum Bewundern. Eine seltene Stärke besaß er auch darin, den Styl anderer Tonsetzer z. B. eines Händel, Seb. Bach, Grauns, Glucks, Haydn's überaus richtig nachzuahmen. Mit eigenen Kompositionen für den Druck gab er sich nicht viel ab, ob er gleich, wenn er es ernstlich gewollt hätte, etwas Vorzügliches geleistet haben würde.

Bei aller seiner Armuth hatte er einen immer frohen, heiteren Sinn. Dieß sagte er selbst in folgendem Gedichte:

Gedankenspäne.

Wie doch unter dem Mond alles so niedlich ist,
Männer und Weiber sich freun, Mädchen und Jüngling sich küßt,
Dichter und Prosaisten
Unter dem blauen Himmel nisten!

Und doch macht sich der Thor seiner Grillen so viel!
Und hat Freuden und Wein, Mädchen und Saitenspiel!
Seufzet beim hohen Falerner,
Dürstet beim Cäkuber, und so ferner.

Ist

Ist die Erde nicht da, irdisch sich zu erfreun?
Lächelt nicht immer die Welt? hat sie nicht immer viel Wein?
Sind es nicht Narrenspossen,
Unter dem blauen Himmel glossen? *)

Grämle, wem es beliebt; unser einer thut's nicht!
Meine Leier hat Ton, Minchen ein Lenzgesicht:
Diese verschwisterten Beide
Scheuchen die Grillen von meiner Freude.

Traut umarmt mich der Schelm Wonnereich Immerfroh!
(Ohne zureichenden Grund nannt' ihn mein Vater nicht so)
Bleibe, du guter Junge!
Halte mein Leben hübsch im Schwunge.

Löst dich endlich Freund Hain mit dem Stundenglas ab,
Husch! so führ' mich hinein in das stille trauliche Grab.
Stolz, daß die Nachwelt wird lesen:
Burmann ist arm, aber froh gewesen.

Gegen das Alter gieng es diesem Sonderling überaus schlimm. Sein Pegasus begann zu erlahmen, und kam aus der Mode. Kränklichkeiten befielen ihn und der drückendste Mangel. Lichtenberg hat in seinen Erläuterungen Hogarths wohl Recht, wenn er die Treulosigkeit der Musen im Alter rügt. Burmann erfuhr sie nur zu sehr. Er war genöthigt, seine Wohnstätte bei einem Reuterunterofficier zu nehmen. Doch muß man diesem Manne nachrühmen, daß, obgleich sein Stand sich so wenig zur Mäcenschaft eignete, er doch dem invaliden Dichter mehr Pflege und Sorgsamkeit angedeihen ließ, als seine vormaligen Gönner. Burmann wurde vom

Schlage

*) Glossen d. i. Glossen machen. Glosse, eine Anmerkung, Bemerkung, meist im nachtheiligen Verstande.

Schlage getroffen, und brachte die letzten zehn Jahre seines Lebens höchst elend zu. Aus dem Publikum war er wie verschwunden, und die meisten seiner Bekannten hielten ihn für todt; sonst hätte er in seiner so bedrängten Lage doch wohl mehr Hülfe gefunden. Sein Ehrgefühl litt nicht, sich selbst darum zu bewerben, bis am 5. Januar 1805 ein kleines Gedicht von ihm in den Zeitungen erschien, worin er sich sterbend und in der äußersten Noth schilderte. Sogleich eilten mehrere nach seiner Wohnung, aber sie fanden ihn — todt. Er war bereits am Morgen verschieden.

VI.

Johann Christoph Rost

geb. 1717 zu Leipzig, 1744 Sekretär und Bibliothekar des Grafen von Brühl zu Dresden, 1760 Obersteuersekretär daselbst, gest. 1765.

Als er zu Leipzig die Rechte studirte, veranlaßte ihn seine Neigung zu den schönen Wissenschaften Gottscheds Unterricht zu suchen, und nach dem Beifalle dieses Mannes zu streben, dessen Aussprüche man damals in Sachen des Geschmacks beinahe für Orakelsprüche hielt. Er lernte indessen bald einsehen, daß die Poesien seines Lehrers nichts weiter, als wässerichte Reime waren, und gieng seinen eigenen Weg. Mit Glück begann er ein Feld zu bearbeiten, welches damals noch ganz unangebaut und voller Disteln war, die Schäferpoesie. In seinen

Schä-

Schäfererzählungen, die noch immer als eine in ihrer Art seltene und einzelne Erscheinung merkwürdig bleiben, wenn sie gleich in neueren Zeiten, durch andere dichterische Produkte ähnlicher Art, in allem Betracht gar sehr übertroffen worden sind, herrscht mehr Witz, als Einbildungskraft; die Erfindungen sind neu und dem Dichter eigen; die naiven Scherze, die muntern und schalkshaften Einfälle, die natürliche Sprache und eine fließende Versifikation geben ihnen Vorzüge, die nur durch die Menge leichtfertiger Bilder und lockerer Gemälde der Wollust gemindert werden. Rosts Schäfer sind lustige Kinder der Natur, die den Reizungen der sinnlichen Liebe bei jedem Anlasse folgen. Von der Schäferpoesie gieng Rost zur Satire über, und der erste Gegenstand derselben war sein ehemaliger Lehrer Gottsched. Dieser zerfiel im Jahre 1739 mit der damaligen Prinzipalin des Leipziger Theaters, der Neuberin, mit welcher er bisher gemeinschaftlich an der Reformation der deutschen Schaubühne gearbeitet hatte. Er suchte nun bei jeder Gelegenheit den Ruhm der Neuberin zu schmälern; sie rächte sich durch ein satirisches Vorspiel, und suchte ihn vom Theater herab lächerlich zu machen. Rost wählte diese Begebenheit, die in Leipzig viel Aufsehen machte (wie man sagte, durch verschiedene Personen des Hofes dazu ermuntert) zum Stoff einer witzigen Satire, welche er Das Vorspiel betitelte, und die zu unsern besten komischen Epopöen gehört.

Schäfererzählungen. (Berlin) 1744. 8. (4 Gr.) — Das Vorspiel. Ein epi-

sches Gedicht in fünf Gesängen. Bern 1772. 4. (6 Gr.) — Vermischte Gedichte von Herrn J. C. Rost. 1769. 8. (6 Gr.) Sie wurden von einem Ungenannten herausgegeben, und enthalten unter andern die berüchtigte Erzahlung, welche vorher, ohne Rosts Vorwissen, einzeln unter dem Titel: Die schöne Nacht. (Berlin 1763.) 8. (12 Gr) ganz in Kupfer gestochen, und mit dreizehn, theils größeren theils kleineren Vignetten verziert, erschienen war.

Im Jahre 1752 wurde Weißens komische Oper: Der Teufel ist los, zum erstenmale auf die Leipziger Bühne gebracht. Der ungemeine Beifall, den sie fand, erregte die ganze Gottschedische Schule, die nach dem Vorgange ihres Meisters durchaus sich wider die Opern erklärte. Gottsched selbst schrieb in der Hitze seines kritischen Eifers einen französischen Brief an den damaligen Maitre des Plaisirs, den Herrn von Dieskau, worin er, Kraft seines kunstrichterlichen Amtes, sowohl gegen diese Operette, als auch gegen die Furien in den Dresdener Operballetten, sehr bittere Klage führte. Allein zum Unglück war der Herr v. Dieskau ein Gönner der Kochschen Gesellschaft, und ließ es also geschehen, daß von diesem Briefe eine Menge Abschriften genommen wurden, die Gottscheden zugleich wegen der französischen Sprachschnitzer desselben keine Ehre machten. Gottsched glaubte, Koch und seine Schauspieler hätten diese Abschriften verbreitet, und fieng deswegen einen Prozeß an. Diese Händel veranlaßten Rosten

im

im Jahr 1753 folgende Epistel des Teufels an Gottsched in Knittelversen drucken zu lassen:

Der Teufel
an Herrn G. Kunstrichter der Leipziger Schaubühne.

Herr Professor, hör' Er doch an!
Was hab' ich armer Teufel gethan,
Da ich jüngst einmal los gewesen,
Daß Er mit sein'm Kunstrichterbesen,
Als ein großer, baumstarker Knecht, *)
Nach mir geworfen. Das ist nicht recht.
Zweierlei wird Er hier auf Erden,
Gelehrt und klug, wohl niemals werden.
Denn in Alles mengt Er sich keck,
Wie unter'n Pfeffer der Mäusedreck; —
Dieses mit allem Respekt zu sagen,
Wie es gewöhnlich in unsern Tagen.
Aber, wer Ihn will machen gescheid,
Will wiederbringen vergangne Zeit,
Oder schneeweiß waschen den Mohren,
Der hat Müh' und Arbeit verloren.
Drum hab' ich noch zu guter Letzt
Reimweis dieß an ihn aufgesetzt.
Seine Kolb' ihm einmal zu lausen,
Bevor ich komm', Ihn recht zu zausen.
Er schreibt und schmiert wider Groß und Klein
Ohn' Verstand in den Tag hinein:
Hebet an, mit schnaubender Nasen,
Zu wüthen, toben, lästern, rasen
Auf mich und meine Familia,
Meine Kind' in der Opera.
Kömmt da hinter dem armen Kochen

Kro-

*) Gottsched war von großer, ansehnlicher Leibeslänge.

Krokodilisch einher gekrochen;
Ihm nach desselben Weiblein zart
Wässert das Maul, wackelt der Bart.
Umsonst! Er thut ob dem Verführen
An dem Weiblein Verachtung spüren.
„Pfui dich an!“ spricht sie: „könnt' ich auch nun
„An meinem Mann solch Uebel thun,
„So würd' ich doch dich garst'gen Riesen
„Zu meiner Buhlschaft nicht erkiesen!“
Er sagt kein Sylb', geschweig' ein Wort,
Geht grimmig voller Rache fort;
Sträubet sich wie Murner der Kater,
Lauert auf Kochen und sein Theater.
Auf demselben sah Er nun mich
Herumspazieren; das merkt Er sich,
Machet — ist das nicht Sünd' und Schande? —
Darüber ein'n Lärm im ganzen Lande,
Schreit: „Lieben Leut, welch Unglück groß!
„Allhier bei Kochen der Teufel ist los!“
Nicht genug. Meine Kind' in Opern
Von hinten und vorn thut Er beschnopern;
Schnauzt sie an, als wären sie Pack,
Wie der Eber den Bettelsack.
Die armen Kind'! Soll's mich nicht schmerzen?
Sie kommen von, und gehn zu Herzen.
Aber ihm soll das Licht dafür
Halten mein Bruder nach Gebühr.
Ihn ganz zu hol'n, ist noch zu frühe,
Ist auch kein' Kunst, lohnt nicht der Mühe.
Fuhren mein' Ahnherrn ohne Scheu
Einst in der Gergesener Säu:
So kann ja wohl mit Haut und Haaren
Mein Bruder in ein'n Professor fahren.
Der soll Ihn dann unter der Perück'n
Ganz erbärmlich nagen und zwick'n;
Ja Ihn zeitlebens reiten, und treiben,
Bald Lateinisch, bald Deutsch zu schreiben,

Durch tolle Schrift'n und Schnitzer viel
Noch zu werden zum Kinderspiel;
Damit das liebe Herr Patrönchen
Sich gar bring' ums Reputaziönchen,
Bis die Jungen vom Sperlingsberg *)
Hinter dem Herrn von Königsberg **)
Groß und kleine kommen zu Haufen
Auf der Gassen einher gelaufen,
Schreiend: „Wie grimmig ist der Bär,
„Wenn er von Zotens Hof ***) kömmt her!"
Denn, wenn man den Professor nähme,
Und thät' ihn in ein' Schul', so käme
Der so gelehrte Herr Hopsasa
Kaum zu sitzen in Tertia.
Der Mann denkt aber doch indessen,
Er hab' die Weisheit all' gefressen,
Schimpft, tadelt ungeschliffen; drob
Ich auch mit ihm jetzt red' sehr grob,
Als einem Gelehrten vom Stamm-Ende; ****)
Dessen Kopf' ich in beide Hände!
Hol' ich Ihn einst, so soll Er mir
Mein'n Braten wenden für und für.

Denn

*) Gottsched wohnte zu Leipzig im Breitkopfschen Hause, am Ende des alten Neumarkts. Dessen oberer Theil heißt der Sperlingsberg.

**) Gottsched war aus Königsberg in Preußen gebürtig.

***) Zotens Hof, ein großes Gebäude, welches zwei Eingänge von der Nikolai- und von der Reichsstraße hat, heißt jetzt Quands Hof. In einem Seitengebäude desselben, auf dem Hofe, war das Theater, bis das jetzige Schauspielhaus am Ranstädter Thore erbauet ward.

****) Stamm-Ende (hier komisch wegen des Reims getrennt) das dickere Ende eines Baums, zunächst an der Wurzel; wogegen der oberste Theil mit dem Wipfel forstmännisch das Zopfende heißt. Es bedeutet also wohl, was man sonst einen groben Knollen nennt.

Denn wir brauchen in unsrer Höllen
Ohndieß hiezu ein'n starken Gesellen,
Der nicht viel denkt, und mit der Hand
Fix und recht tüchtig ist gewandt. *)
Sei Er ruhig, eß' Er und trink' Er,
Den hübschen jungen Mädchen wink' Er! **)
Schreib' Er fleißig Bücher, mein Sohn!
Endlich aus Desperazion
Kömmt Er, deß hab' ich kein'n Zweifel,
Noch in mein' Händ'. Ich bin

Sein

Teufel.

Gottsched hatte damals gerade eine Reise vor, und so wurde es veranstaltet, daß er auf allen Stationen, wo er einkehrte, dieses Schreiben vorfand. Zufälliger Weise bereitete diese Satire indeß dem ehrlichen Professor eine noch viel härtere und in ihrer Art einzige Strafe. Rost war damals Sekretär des Premierministers Grafen von Brühl, welcher gewöhnlich in jeder Messe mit dem Könige von Polen nach Leipzig kam. Ein paar Wochen vor der Messe wurde die Satire zu Dresden gedruckt, daselbst und in Leipzig unentgeldlich ausgegeben, gieng aus Hand in Hand, wurde allgemein belacht, und — brachte Gottscheden vor Zorn außer sich. Er eilte, sobald der Minister in Leipzig angekommen war, schon

*) Gleim sagte einmal von ihm, in einem, bis jetzt ungedruckten Epigramm:

Er könnte Gellerts Sänftenträger,
Er könnte Kleistens Trommelschläger,
Er könnte Breitkopfs Drucker seyn u. s. w.

**) Es giengen damals allerlei Geschichtchen in Leipzig von Gottscheds verliebten Abentheuern herum.

schon am andern Morgen zu demselben, um seine Beschwerde über Rosten anzubringen, den er sofort als Verfasser errathen hatte. Dieser war indessen so vorsichtig gewesen, sein Gedicht dem Grafen ungedruckt vorzulesen, und hatte von ihm eine stillschweigende Erlaubniß erhalten, es drucken zu lassen. Als sich Gottsched melden ließ, arbeitete der Minister eben mit seinem Sekretär, und hieß diesen bleiben, weil er schon vermuthete, was ihm vorgetragen werden sollte. Gottsched, da er Rosten im Zimmer erblickte, gerieth noch mehr in Wuth, und fast außer Fassung. Der Minister empfieng ihn sehr freundlich und behielt die ganze Zeit hindurch eine absichtliche Gelassenheit. Jener fuhr sogleich heraus: „Ew. Excellenz werden wohl gehört haben, was für ein abscheuliches Pasquill ein ehrvergessener Mensch (hier sah' er Rosten mit funkelnden Augen an) wider mich hat drucken lassen.“ Der Minister that ganz befremdet, und antwortete dem Professor, der immer fortfuhr, wegen des entsetzlichen Attentats Genugthuung zu fordern, daß er in einer Sache, die er nicht kenne, nichts zu verfügen im Stande sei. Auf diesen Fall hatte Gottsched die Satire zu sich gesteckt, und überreichte sie. Der Minister sagte gleichgültig: „Lesen Sie mir das Ding doch vor, damit ich weiß, was es ist.“ Gottsched trat zwei Schritte zurück, und bat, Se. Excellenz möchten ihn damit verschonen. „Mein Sekretär, versetzte der Minister, könnte es auch wohl vorlesen; aber er liest nicht so gut, wie Sie. Lesen Sie nur, Herr Professor.“ Der arme Mann trauete sich nicht, dem allgebietenden ersten Minister ungehorsam zu seyn, und las also die Satire

auf

auf sich selbst, dem Verfasser derselben mit verbissener Wuth, aber mit größter Emphase vor, um die stärksten Stellen dem Minister recht bemerklich zu machen. Die Situation konnte nicht komischer seyn. Als die Lektüre geendigt war, sagte der Graf Brühl ganz ruhig: „Das ist ja nichts, als eine Posse. Wenn ich in Ihrer Stelle wäre, Herr Professor, so thäte ich, als wenn ich nichts davon wüßte.“ Und das war der ganze Bescheid.

Bei Gelegenheit der Rostischen Epistel des Teufels, verfertigte übrigens Madam Gottsched noch folgendes Epigramm:

Hört, Christen, eine neue Mähr:
Rost ist des Teufels Sekretär.
Dieß Amt ist ihm gar eben recht;
Denn wie der Herr, so auch der Knecht.

VII.

Johann Peter Uz

geb. 1720 zu Anspach in Franken, 1748 Sekretär bei dem Anspachischen Justizkollegium, 1763 Beisitzer des Kaiserlichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg, und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Anspach und Kulmbach, 1790 Direktor des Burggräflichen Landgerichts und des Konsistoriums, gest. 1796 zu Anspach.

Ein

Ein eben so vortreflicher Dichter, als vortreflicher Mensch. Er versuchte sich in scherzhaften und geistlichen Liedern, in der Ode, in der epischen Erzählung, in dem Lehrgedichte und in der Epistel, und in jeder dieser Gattungen mit Glück. Indeß gründet sich sein poetischer Ruhm am meisten auf seine lyrischen Gedichte. Er war unter den Deutschen der erste, der es wagte, dem kühnen Römischen Lyriker, dem Horaz nachzufliegen, und in seinem Geiste Tugend zu preisen und Laster zu strafen. Am glücklichsten war er in seinen Lehroden. In dem scherzhaften Liede ist er ein glücklicher Nebenbuhler Hagedorns; ja, seine Leier tönt hier manchmal noch süßer und stärker.

Poetische Werke von Johann Peter Uz. Nach seinen eigenhändigen Verbesserungen, herausgegeben von Christian Felix Weiße. Erster, zweiter Band. Wien 1804. gr. 4. (Prachtausgabe auf Velinpapp. mit lateinischen Lettern und Kupfern von Kohl und John, 40 Thlr.) 8. (Druckp. mit deutschen Lettern, ohne Kupfer 18 Gr.)

Die Jahre 1752 und 1753 brachte Uz als Sekretär bei der Anspachischen Subdelegation zu Römhild, einem sehr angenehm gelegenen Städtchen, in der Grafschaft Henneberg, zu. Aber noch mehr als die Reize der Natur, zog ihn der Umgang mit seinem Freunde, dem Hofadvokaten Grötzner, und mit dessen Familie, besonders der jüngsten Schwester, so sehr an Römhild,

daß

daß er dieß Städtchen nur mit Wehmuth verlassen, und nur mit Sehnsucht dahin zurückdenken konnte. Grötzner war ein Kenner der schönen Literatur, und ein nicht unglücklicher Dichter im Liede. Es konnte nicht fehlen, daß in einem kleinen Städtchen die beiden Dichter sich bald zusammen finden mußten, und daß sie, hatten sie sich einmal gefunden, zärtliche Freunde seyn würden, lag in beider Charakter. Einer von Uzens schönsten poetischen Briefen (der dritte in der Sammlung) ist an Grötzner, den er immer seinen Verwandten nannte. Bei einem Spaziergange nemlich, den beide Freunde auf dem Gottesacker zu Römhild zusammen machten, entdeckte Uz an dem Grötznerschen Erbbegräbnisse, daß sie einerlei Wappen führten, und daß einmal ein Grötzner eine Uz geheirathet hatte. Dieß war genug, ohne weitere genealogische oder heraldische Untersuchung die Verwandschaft der Familie zu der des Geistes noch hinzuzuthun. Mit seinem Grötzner und dessen jüngsten Schwester, las er gemeinschaftlich die, damals alle gefühlvolle Herzen interessirenden, Romane des Richardson. Erwärmt durch diese edlen Geschichten, suchte er selbst nach Clementinen und Klarissen. — Zwei Jahre hatte er in Römhild gelebt, und war mit seiner Freundinn beinahe in täglichem Umgange gewesen. Aber erst den Abend vor seiner Abreise bat er in einem kleinen Liede um einen Kuß. Der Dichter erhielt zum Abschied die drei ersten und letzten Küsse. — Er schrieb nach seiner Abreise nicht sogleich an sie, und so verbot sie ihrem Bruder, in seinen Briefen an Uz durchaus ein Zeichen ihres Andenkens einfließen zu lassen. Der Bruder glaubte

aber,

aber, er müsse ihm wenigstens das erhaltene Verbot melden, und darauf schrieb Uz an seine Freundinn: „Reizen Sie mich nicht! Ich warne sie als ein getreuer Vetter. Wie? Sie verweigern, in Ihres Bruders Brief an mich einiges Zeichen Ihres so schätzbaren Angedenkens einfliessen zu lassen? und ich soll erst durch ein besonderes Schreiben Ihnen dergleichen abdringen? Wahrhaftig! Sie wissen nicht, was Sie sich hierdurch auf den Hals ziehen? Haben Sie denn nicht mit einem Poeten zu thun? Müssen Sie nicht befürchten, daß ich diese Erlaubniß, an Sie zu schreiben, mißbrauchen, und Sie mit Briefen und Versen überall verfolgen werde? Ihr armer Bruder erfährt es zu seinem großen Jammer; er bekömmt abermals ein großes Paket Reime von mir, und ich habe mit Mühe der Versuchung widerstehen können, Sie auch mit dergleichen heimzusuchen. Aber meine gerechte Furcht, daß vielleicht meine ersteren Verse von der schönen Klimene nicht allzuwohl aufgenommen worden, hat ihr dießmal noch so davon geholfen. Ich kann Ihnen eine so große Bescheidenheit meiner Muse aufs Künftige nicht versprechen. Ich muß Ihnen bei dieser Gelegenheit eine besondere Neuigkeit melden. Seit einigen Wochen habe ich mir viel Mühe gegeben, Sie zu vergessen. Nach allen Regeln der Aesthetik, welches barbarische Wort Ihr Vertrauter Ihnen erklären mag, habe ich mich bestrebt, allen Ihren Reiz, alle Ihre edlen Eigenschaften in meiner Seele zu verdunkeln, und hingegen Ihre Entfernung und Ihre Einsthaftigkeit gegen mich, da Sie mir nahe gewesen, aufs lebhafteste mir vorzustellen. Wollen Sie den Erfolg dieses traurigen Versuchs wissen, meine schöne

Freun-

Freundinn? Es ist mir ohne Mühe gelungen, mir selbst lebhaft vorzustellen, daß Sie mich nicht lieben und nicht lieben werden; aber die Vorstellung, daß Sie liebenswürdig sind, ist nicht minder lebhaft geblieben; und ich habe also mein Leiden nur vermehrt. Dieß hat gemacht, daß ich dem ästhetischen Professor Meyer von Herzen gram geworden bin, welches Ihrem Bruder nicht unangenehm zu vernehmen seyn wird. So habe ich nun ein Elend am Leibe, welches ich größtentheils der letzten Abendmahlzeit, die ich mit Ihnen einzunehmen das Glück gehabt, zuschreibe. Damals muß ich Sie erst recht kennen gelernt, oder mit den drei Küssen, die ich Ihnen abgeraubt, den ganzen Amor mit seiner Mutter und gesammten Familie zu mir bekommen haben; denn ich habe seit der Zeit niemals aufgehört, Sie aufs zärtlichste zu verehren, unerachtet ich nicht weiß, ob Sie nur an mich denken. Aber dieses muß ich wissen. Ich beschwöre Sie daher bei meiner Liebe und unsrer Vetterschaft, daß, wenn Sie auch nicht selbst mich aus dieser grausamen Ungewißheit reißen wollen, Sie wenigstens Ihrem vertrauten Geheimschreiber Befehl ertheilen, solches im Nahmen Ihrer zu verrichten, und mit dem Familienwappen zu bestärken und zu beurkunden. Ich küsse Ihnen demüthigst die Hand u. s. w.“ Eine Neckerei, wo der Bruder seinem Freunde schreiben mußte, daß ein Brief von seiner Schwester an ihn da liege, den er aber noch nicht abschicken dürfe, veranlaßte folgenden Brief von Uz: „Wie haben Sie doch immer die Grausamkeit haben können, Ihrem Bruder zu erlauben, daß er aus leidigem Muthwillen Ihren Brief mir vorenthalten dürfen? Ist es nicht eine Sünde,

einem

einem Durstigen das Wasser vor dem Munde wegnehmen zu lassen? O Sie müssen nicht wissen, daß die witzigste Schrift weniger Annehmlichkeiten für mich hat, als die geringste Zeile von Ihrer Hand, unerachtet Ihr Letzteres gar wenig Tröstliches für mich enthält; denn Sie schreiben nur an mich, weil Sie gern schreiben, und ich hingegen schreibe von Herzen ungern, nur an Sie schreibe ich mit Entzücken. Sehen Sie, das ist ein großer Unterschied. Wie aber? Sie singen so gern, daß Sie auch meine Verse singen wollen? O meine liebste Freundinn! singen Sie doch auch diese:

Ich liebe dich, mein lieber Vetter!
Mich reuet meine Grausamkeit,
Da ich so lange, lange Zeit
Mit keiner Hoffnung dich erfreut.
O, wollten nur die harten Götter,
Ich küßt', ich küßte dich noch heut!
Da Capo.

Wie reizend würde diese Arie auf ihren Lippen klingen, wenigstens für mich! Sie hat mir auch viele Mühe gemacht. Den schweren Reim Vetter würde ich nicht haben bändigen können, wenn mir die Götter nicht aus der Noth geholfen hätten. Ich weiß nicht, warum noch kein einziges Gedicht meiner Muse gelungen, wenn ich von Ihnen singen wollen. Doch, ich weiß es, und wollen Sie es auch wissen?

O sei doch mir so hold, als schön!
Du solltst dich schön besungen sehn.

In der That, Sie sind allein Ursach; denn meine Lieder werden alle so kläglich, so — kurz, sie werden unausste-

stehlich. Es ist mit meiner Muse gethan, wenn ich nicht entweder aufhöre zu lieben, oder Sie aufhören, mich zu lauter Klagen zu berechtigen. Keins von beiden wird geschehen, und also gute Nacht, Musen und Parnaß! Tausend Phantasien gehen mir täglich durch den Kopf. Ich setze mich, ich will schreiben, ich denke an meine Freundinn, melancholische Gedanken steigen sogleich auf, und das Gedicht bekömmt eine so schwarze Farbe, daß ich es vor Verdruß zerreiße. So geht mir's. Ich hätte fast Lust, eine von den Phantasien, zu denen Sie mich so oft bringen, herzusetzen. Hier ist sie:

Jüngst schlief die schönste Schöne,
Die reizende Klimene,
Nach deren Mund ein Bienchen flog,
Und wie von Honigblumen sog.
Von seinen trunknen Bissen
Ward sie dem Schlaf entrissen,
Von ihrem Mund erdrückt,
Das kleine Thier erstickt.
Es murmelt halb entseelt:
„Mein Tod ist schön gewählt;
Ich lebt' auf manchem Rosenstrauch,
Auf Rosen sterb' ich auch."
Sein Auge war gebrochen,
Sobald es dieß gesprochen.
Ich seufzt' und rief ihm zu:
„Ach! stürb' ich einst wie du!"

Dieser Ich bin ich. Doch, um des Himmels Willen! lassen Sie dieß Zeug meinem Vetter nicht sehen, dem Spötter, dem — — Ich schließe in größter Angst, wenn ich Ihnen erst gesagt habe, daß meine Mutter und Schwestern sich ihrer unvergleichlichen Base gehorsamst empfeh-

empfehlen lassen, ich aber, wenn ich Sie länger entbehren muß, nicht lange mehr leben werde, so gesund ich an sich bin.“ Seine Freundinn schrieb ihm nun von einer langwierigen Krankheit ihres Vaters. Der zum Frohsinn geneigte Dichter munterte sie auf, so gut er konnte. „Es ist doch, sagte er, nichts besser als Leben und Fröhlichkeit, und sich krank grämen, scheint mir nicht wohl gethan zu seyn.“ Hernach meldete sie ihm den erfolgten Tod ihres Vaters, und da er nicht bald antwortete, ließ sie ihn durch ihren Bruder erinnern. Seine Antwort zeugte von der Fortdauer seiner Zärtlichkeit, aber dabei von seinem heitern Humor. „Ist es gewiß, daß Sie noch an Ihren Vetter in Anspach denken? Ihr Bruder hat mir letzthin geschrieben, daß Sie böse auf mich wären, weil ich Ihnen noch nicht geantwortet hätte. Wenn Sie böse auf mich seyn wollen, so müssen Sie doch an mich denken, und da ich Ihnen kein zärtliches Andenken gegen mich einflößen können, so muß ich zufrieden seyn, wenn Sie mich nur nicht ganz vergessen. Ich danke Ihnen also für Ihren Unwillen, als für ein Zeichen Ihres mir so kostbaren Andenkens. Sie wissen, daß ich wenig Gelegenheit habe, mich für eine Gunstbezeugung bei Ihnen zu bedanken: es ist also kein Wunder, daß ich jede Gelegenheit ergreife, mein dankbares Gemüth zu erkennen zu geben. Die Wahrheit zu sagen, liebe Freundinn, es wird mir etwas sauer, an Sie zu schreiben. Ich habe immer ganz andere Dinge im Kopfe, als die ich hinschreiben muß. Mit zärtlichen Dingen lachen Sie und Ihr sauberer Herr Bruder mich aus, und mit gleichgültiger Schwatzhaftigkeit ein Blatt vollzufüllen, wenn ich

an ein Frauenzimmer, an das ich nicht mit Gleichgültigkeit denke, schreibe, ist meiner Natur zuwider. Geben Sie mir also die Erlaubniß, daß ich schreiben darf, was ich empfinde, daß ich von Dingen schreiben darf, wovon ich am liebsten singe, so sollen Sie Wunder sehen, wie fleißig mein Briefwechsel seyn wird. Es versteht sich aber von selbst, daß Sie mir in gleichem Tone antworten. Es ist unangenehm, allein zu reden, und nicht angenehm ist es, von einer Sache zu reden, wenn die andere Person von einer anderen Sache antwortet. Ich hätte Anlaß genug zu einem weitläuftigen Briefe, wenn ich mich auf die traurige Begebenheit, die Sie in diesem Jahre in Ihrem Hause zu beweinen gehabt, einlassen wollte. Doch ich will keine unangenehme Erinnerung bei Ihnen aufwecken. Ich will nicht, daß eine Schöne meine Briefe mit ihren Thränen benetze, wenn sie es nicht aus Liebe zu mir thun will. Ich bilde mir ein, daß Sie nach Ihrer edlen Gemüthsart in etwas getröstet sind, daß das Lächeln in Ihrem Angesichte wieder hervorkommt, und zu meiner Beruhigung muß ich mir es einbilden; denn ich kann unmöglich vergnügt seyn, oder meinen Wein in Frieden trinken, wenn ich glauben muß, daß Sie unzufrieden sind. Lassen Sie mich also bald wissen, daß ich mich nicht in meiner Hoffnung betrogen habe, und daß die Heiterkeit Ihres Geistes wieder völlig zurückgekommen. Sie werden mich durch diese Nachricht selbst munter machen; denn es ist gewiß, Sie mögen spotten, so viel Sie wollen, daß niemand Sie mehr lieben und verehren kann, als ich.“ Seine Freundinn verheirathete sich im Jahre 1756, und unter beiden blieb gegenseitige

tige Freundschaft und Achtung. Im Jahre 1761 hatte sie noch an ihn geschrieben, bei Gelegenheit einer ungegründeten Sage, als sei sie in Wassergefahr auf einer Reise umgekommen. Er freut sich dieser Widerlegung, und sagt dann unter andern: „Aber Sie leben nicht nur, Sie sind auch glücklich; denn Sie lieben und werden geliebt. Können Sie zweifeln, daß Ihr Vetter Theil an Ihrem Glücke nimmt? Sie wissen, wie hoch ich Sie allezeit gehalten habe. Ich wußte, daß Sie alle Eigenschaften einer guten und liebenswürdigen Frau haben würden. Sie haben einen vernünftigen Mann; wie kann es anders seyn, als daß Sie die glücklichste Frau seyn müssen? und wenn ich höre, daß Sie es wirklich sind, so freue ich mich.“

Uz heirathete niemals. Vielleicht hatte es einigen Einfluß auf diesen Entschluß, daß seine erste zärtliche Liebe nicht befriedigt werden konnte. Noch mehr aber wurde sein Cälibat dadurch herbeigeführt, daß er in seinen jüngeren Jahren noch keine hinlängliche Einnahme zu einem eigenen Hauswesen hatte. „Ich lasse mich keinen Hagestolz nennen, antwortete er in solchen Gesprächen seinen Freunden, ich hätte sehr gern geheirathet; aber da ich heirathen wollte, konnte ich noch keine Frau ernähren, und da ich dieß gekonnt hätte, war ich zu alt.“ Auch in Anspach liebte er noch eine Demoiselle H., die ihm gegenüber wohnte, und nach welcher er gern lorgnirte; sie ist die Chloe seiner Poesien. Der bescheidene Dichter entdeckte ihr seine Liebe erst, als sie schon lange an einen Prediger verheirathet war, und er sie zufällig in einer Gesellschaft fand. — Einmal speisten Uz, Junk-

Heim und Lösch, bei dem Präsidenten des burggräflichen Kollegiums von Wechmar. Lösch neckte Uzen, wie gewöhnlich, mit seiner Chloe. „Nein, sagte Wechmar, das muß ich meinem lieben Herrn Assessor hier attestiren, daß er, sobald er in mein Kollegium gekommen ist, der Chloe gute Nacht gegeben hat.“ „Ach, Ew. Excellenz, antwortete der ehemalige platonische Liebhaber, dieses Glück habe ich nie gehabt.“

Als Grötzner bei der Steuer angestellt wurde, schrieb Uz an ihn: „Es muß doch eine ganz hübsche Sache um die Steuerämter seyn, weil die witzigen Köpfe sich so gern darum bewerben. Sie haben noch gefehlt. Rabener ist schon ein berüchtigter Zöllner; mein guter Freund Weiße in Leipzig ist daselbst gleichfalls Steuereinnehmer und ein Kollege des großen Picander*) geworden, und sie werden ihre Rechnungen in Reimen abfassen. Das rathe ich Ihnen auch. Der Hof wird große Augen machen, und auf seinen neuen Zöllner groß thun. Kein Revisor wird sich unterstehen, wider eine Rechnung etwas einzuwenden, woran die Musen Hand angelegt haben.“

Die

*) Christian Friedrich Henrici führte als Schriftsteller den Nahmen Picander. Aus seinen Gedichten leuchtet zwar einiges Talent zur Poesie hervor, aber er bildete dasselbe so wenig, als der Schlesische Dichter Günther, gehörig aus, und wendete es eben so übel, wie dieser, oder der berüchtigte Menantes, und andere dieses Schlages, an. Durch geschmacklosen Witz, und grobe unsittliche Scherze, suchte er die roheren Seelen zu vergnügen, und dieß gelang ihm treflich. Dafür ward ihm die Verachtung des feineren Theils seiner Zeitgenossen und der Nachwelt.

Die Selbstständigkeit und Seelenruhe, die aus Uzens Liedern spricht, und die sich den Freunden derselben, wenn man sie liest oder hört, in die Seele hineinspricht, diese Unterwürfigkeit des sinnlichen Menschen unter Vernunft und Ordnung, war der stark ausgesprochene Charakter seiner ganzen Lebensweise. Sein Tag zerfiel gewöhnlich in zwei Hälften. Der Vormittag war ganz seinem Amte geweiht: der Nachmittag dem Umgange mit den Musen. Das nemliche Tischchen, auf welchem man vorher die Lasten juristischer Folianten und Aktenbündel liegen sahe, zeigte, wie in einer verwandelten Scene, gleich nach Tische das Schönste und Neueste aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften. Des Morgens war Uz ernst und still, und ließ sich nicht gern lange stören; nach Tische hingegen konnte jeder den Sänger der Freude in ihm finden. Dann unterhielt er sich gern und heiter mit besuchenden Freunden, und theilte unerinnert das Neueste mit, was zu seinem Leibregimente (so nannte er seine auserlesene Bibliothek) gekommen war. Viele edle Zeitgenossen waren seine Freunde im engsten Sinne des Worts, und es scheint, als habe ihn die Freundschaft dafür entschädigen wollen, daß er der Liebe und Ehe entsagte..

So allgemein anerkannt die Verdienste dieses klassischen Dichters unserer Literatur in ganz Deutschland und selbst im Auslande, unter allen Freunden der Gelehrsamkeit, waren, so anspruchlos, ungesucht von den Großen, und ohne sich zu ihnen zu drängen, lebte er in Anspach. Seine Freunde Junkheim, Hirsch, Lösch u. a. verehrten ihn; aber den höheren Ständen und selbst seinem Für-

sten

sten blieb er unbekannt. Als Markgraf Alexander in den Jahren nach 1770 eine Reise nach Italien machte, wurde er ganz unvermuthet mit dem großen deutschen Dichter bekannt, der schon so lange sein Staatsdiener war. Papst Ganganelli nemlich freute sich auch deshalb der Bekanntschaft mit dem Markgrafen, weil dieser das Glück habe, einen der ersten Dichter, den großen Sänger Uz, den er selbst freilich nur in einer italienischen Uebersetzung lesen und bewundern könne, in seinem Lande zu besitzen. Erst hierdurch wurde der Markgraf aufmerksam auf ihn, so daß er nach seiner Zurückkunft diesen ihn merkwürdig gewordenen Mann sogleich zu sich kommen ließ, ihm seine Achtung bezeigte, und ihn von nun an so sehr als jeden seiner gebildeten Mitbürger verehrte. Der Markgraf freute sich sehr, als er im Jahre 1790 Gelegenheit bekam, Uzen durch Uebertragung der burggräflichen Direktorstelle und Ertheilung des Charakters seines Geheimenrathes seine Achtung zu bezeigen. Allein Uz, der für einen solchen Schmuck zu bescheiden war, verbat sich diesen Titel, uud ließ sich an der Stelle des Direktors genügen.

Oft wurde Uz mit einem Manne verwechselt, der gerade zu seiner Zeit auch in Anspach lebte, mit einem Hofrath Nutz. Diesen bat ein Anspachischer Bürger, der als Schützenmeister eine Scheibe malen, und mit Versen zieren lassen mußte, auf das dringendste, ihm Verse um seine Scheibe zu machen, weil er gehört habe, daß er so schöne machen könne. Nutz, der nie in seinem Leben einen Vers gemacht hatte, machte nun in seinen alten Tagen die ersten, indeß der Schützenmeister in der Meinung blieb, und jedermann es nachsagte, die Verse

um die Scheibe wären von dem berühmten Versemacher.

Das schönste Denkmal errichtete Weiße seinem Freunde Uz in folgenden Versen:

Ein deutscher Dichter, Deutschlands werth,
Von aller Welt gelesen und verehrt,
Voll Kenntniß, Kunstgeschmack und Wissenschaft,
Verbindend Witz mit Geist und Kraft,
Ein Philosoph in Worten und in That,
Ein Patriot für seines Fürsten Staat,
Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
Im Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
Dienstfertig sonder Eigennutz,
Ein Weiser und ein Christ: wer kann dieß seyn, als — Uz?

VIII.

Gottlob Wilhelm Rabener

geb. 1714 zu Wachau, dem Rittergute seines Vaters, unweit Leipzig, 1741 Steuerrevisor des Leipziger Kreises, 1753 Obersteuersekretär zu Dresden, 1763 Steuerrath, gest. 1771 zu Dresden,

gehört zu den außerordentlichen Menschen, die von der Natur auf eine vorzügliche Art zu dem ausgerüstet werden, was sie in der Welt seyn und thun sollen. Er dachte, er sagte alles auf eine ihm eigene Weise. Seine Einfälle kamen alle aus der Quelle ungesucht, wurden auf die natürlichste Weise ausgedrückt, und waren doch so auffallend lustig und scherzhaft, und von einem so durchdrin-

dringenden Witze, daß es unmöglich war, nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Sein Gemüth war immer so ruhig und heiter, daß der Witz nicht einen Augenblick durch Verdruß oder Besorgnisse unterdrückt wurde. Das Unangenehme im menschlichen Leben rührte ihn nur leicht, und ließ ihm immer noch Freiheit des Geistes genug, das Angenehme oder das Scherzhafte, das damit verbunden war, zu bemerken. Nie ist ein Deutscher ein besserer Gesellschafter gewesen. Er genoß oft das Vergnügen, ganze Gesellschaften bei seinem Eintritte aufleben zu sehen. Er sagte eben so gute Einfälle, als er schrieb; er erzählte vortreflich; er spottete mit wahrem Witze, und beleidigte nicht. Er verschonte den Furchtsamen, und hielt den Dreisten in Schranken. Alle aber, die durch seine Laune ergötzt wurden, bekamen zugleich Liebe und Hochachtung vor ihm. Er war freimüthig, ohne unbescheiden, und offenherzig, ohne schwazhaft zu seyn. Er sagte die Wahrheit, und scheute weder Stand noch Person. Es gehörte viel dazu, ehe man seine ganze Vertraulichkeit gewann; aber desto fester war seine Freundschaft. Er diente seinen Freunden von ganzem Herzen, bald mit seinem Vermögen, bald durch seine Empfehlung, bald mit seinem Rathe und mit seiner Belehrung. Voll von Treue gegen seinen Fürsten, voll Eifer für sein Vaterland, voll Ehrfurcht gegen seine Vorgesetzten, besaß er ganz ihr Wohlwollen, ihre Achtung und ihr Vertrauen, das er sich nicht durch niedrige Schmeicheleien, sondern bloß durch seine Einsichten in die Geschäfte seines Amts erwarb. Er war im höchsten Grade arbeitsam, und opferte Vergnügen und Gesundheit seinen Geschäften auf.

Auch

Auch seine trockensten Arbeiten hatten durchaus das Gepräge des guten Geschmacks und des offenen Kopfs. Gegen seine Kollegen und Untergebenen war er die Güte, Freundschaft und Dienstbeflissenheit selbst. So strenge er gegen sich selbst war, so nachsichtsvoll war er gegen Andere in Dingen, die dem öffentlichen Wohl nicht nachtheilig, oder der guten Ordnung zuwider waren. Wahrheit und Billigkeit waren seine Führerinnen. Er diente ohne eigennützige Absichten, sobald er konnte; aber er war auch gegen alle Bitten unbiegsam, sobald man, nach seinem Urtheil, nicht das Recht auf seiner Seite hatte. Die Zeit wurde von ihm sehr sorgfältig ausgekauft und ordentlich eingetheilt. Er stand gemeiniglich sehr früh auf, und verrichtete die schwersten Geschäfte zuerst. Seine Mahlzeiten nahmen ihm nur wenig Zeit weg. Gegen keine Art der gesellschaftlichen Ergötzungen war er unempfindlich; aber er liebte keine mit Ausschweifung. Er kannte die Liebe, aber nicht die Wollust, und seine Sitten waren äußerst strenge, wenn gleich zuweilen sein Scherz frei war. Er liebte den Umgang mit vernünftigen und geistreichen Personen des schönen Geschlechts, und stand mit vielen Vortreflichen desselben in Briefwechsel. Er verehrte die Religion, prüfte ihre Lehren und Gründe, besuchte den öffentlichen Gottesdienst fleißig, und dachte und lebte als ein wahrer Christ.

Rabener wurde bald nach seinem ersten Erscheinen in der Schriftstellerwelt, gleich seinem Freunde Gellert, der Liebling des deutschen Publikums. So häufig nur Gellerts Fabeln gelesen wurden, eben so häufig las man auch Rabeners Satiren, und beide Männer er-

erwarben sich das Verdienst, durch ihre Schriften nicht wenig zur Verbesserung des Geschmacks und der Sitten ihrer Zeitgenossen beizutragen. Rabeners reicher und ächter Witz, sein ungemein scharfer und feiner Beobachtungsgeist, seine von keiner Bitterkeit oder Misanthropie vergällte, sondern immer menschenfreundliche Laune, seine leichte und anziehende Darstellungsgabe, so wie die Korrektheit seiner Schreibart, machten ihn als Schriftsteller der allgemeinsten Verehrung würdig. Zwar haben seine Satiren zum Theil Thorheiten und Vorurtheile zum Gegenstande, die jetzt weniger herrschend sind; allein für das Studium des Menschenforschers werden sie doch immer sehr schätzbare Sittengemälde bleiben.

Gottlob Wilhelm Rabeners Sämmtliche Schriften. Sechs Theile. Leben des Verfassers (von C. F. Weiße.) Leipzig 1777. 8. (Schreibpap. 3 Thlr. 12 Gr. Druckp. 2 Thlr. 16 Gr.) mit Rabeners Bildnisse von Dan. Berger nach Anton Graff, und Vignetten von Geyser nach Mechau.

Als Rabener Steuerrevisor geworden war, hatte er ein beschwerliches Amt zu verwalten, das mit vielem Hin- und Herreisen, mit Untersuchung und Abmessung des Eigenthums, und mit einer mühsamen Vertheilung der Abgaben nach dem Verhältnisse dieses Eigenthums, oder der Gewerbe beschäftigt war; das eine genaue Kenntniß der Landesverfassung, und vorzüglich viel Rechtschaffenheit erforderte. Nicht einen Augenblick war er in

sei-

seinem Amte müßig oder verdrossen. Seine Geschicklichkeit zog ihm beständig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog sie mit der äußersten Bereitwilligkeit und Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die sie gegangen, nur noch verworrener geworden war, fiel gemeiniglich am Ende ihm zu, und er brachte sie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht selten Aufträge, die besondere Vorsichtigkeit erforderten, und theils seine Klugheit, theils seine Rechtschaffenheit, der er alle übrige Betrachtungen aufopferte, machte, daß selbst diejenigen mit ihm zufrieden waren, wider die seine Entscheidung ausfiel. Seine einzige Erholung bestand in der Ausarbeitung seiner witzigen Schriften. „Alle meine Satiren, schrieb er einst an seinen Freund Weiße, habe ich auf meinen Expeditionen, und während solcher Geschäfte gemacht, wo ich es mit den Antipoden des Witzes zu thun hatte.“ Kästner verfertigte bei dieser Gelegenheit folgendes Sinngedicht auf ihn:

Zu spotten und uns arm zu machen,
Ist Rabners doppeltes Bemühn;
Man sieht ihn über alle lachen,
Und alle seufzen über ihn.

Kästner setzte noch (s. Abrah. Gotthelf Kästners zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle, Samml. 1. S. 92.) folgende Anmerkung hinzu: „Rabener war damals noch Steuerrevisor in Leipzig. Sein Amt bestand mit darin, zu verhüten, daß die Bauern keine Güter besäßen, ohne von denselben die Abgaben zu entrichten. Er hatte aber dabei das Lob, so billig zu seyn, als es nur seine Pflicht ver-

verstattete. Daher traf und beleidigte ihn die letzte Zeile nicht, so wenig als der Beweis, den ich ihm gab, daß ihm nächstens die Bauern singend entgegen kommen würden:

Cantabit vacuus coram latrone viator.

Seine Antwort auf dieses Sinngedicht war, ich hätte es als Syndikus der Narren und der Bauern gemacht."

In eben diesen Sinngedichten und Einfällen, Samml. 2. S. 197 f. erzählt Kästner folgendes: „Rabener verrichtete sein Amt als Steuerrevisor mit größter Sorgfalt — denn, sagte er, wenn ich etwas versähe, würde es heißen: das macht, daß er Witz hat; bei der Steuer ist der Kasus noch nicht vorgekommen. — Der Zusatz war wohl, nach Rabeners Art, etwas übertrieben. Selbst Rabeners Vorgesetzter, Henrici, in seiner Gegend des Parnasses Picander genannt, hatte doch Witz, wenn auch nicht solchen, der Vernünftigen gefiel. — Ich habe mehrmals dieses Beispiel Rabeners witzigen Köpfen vorgestellt, die Bedienungen erhielten; nicht immer hat es was geholfen. — Von Dresden kam Rabener zuweilen nach Leipzig, da erzählte er mir folgendes: An dem Orte, wo er mit seinen Kollegen die Geschäfte verrichtete, fand sich dann und wann ein Trödler mit Büchern ein. Ein Buch behielt er einmal unter dem Arme, ohne es vorzuweisen. Rabener fragte: Was ist denn das für ein Buch? Mit dem Ausdruck der völligen Versicherung, das Buch da nicht los zu werden, antwortete der Handelsmann: Ach! es ist ein lateinisches. — Wenn mich Rabener bei trigono-

gonometrischen oder astronomischen Tafeln antraf, blätterte er darin, und sagte: Da steht ja im ganzen Buche kein vernünftiges Wort! — Aber viel vernünftige Zahlen, antwortete ich ihm. Gellert sagte bei einer solchen Gelegenheit in seinem traurig-freundschaftlichen Tone: Und das verstehen Sie nun so alles? — So kann man ähnliche Gegenstände von verschiedenen Seiten ansehen. Viele Dichter haben in Ruinen von Bergschlössern herzbrechende Elegien gesungen. Ich gieng in der ersten Zeit meines Aufenthalts zu Göttingen, oft allein auf die benachbarte Plesse, und da dachte ich manchmal: Hier mag wohl was rechts seyn geschmauft und getrunken worden!"

Bei der Belagerung von Dresden im Jahre 1760, und dem dadurch entstandenen Brande, wurden alle seine Manuskripte, mit sammt seinem Hause und übrigen Habseligkeiten, ein Raub der Flamme. Nur seine gute Laune gieng nicht mit verloren, wie man das aus folgendem Briefe an seinen Freund Ferber in Warschau, der eine lebhafte Beschreibung jener Verwüstung enthält, ersehen kann. „Bald werden Sie glauben müssen, schreibt er, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sei, da ich, seit meinem erlittenen Unglücke, noch keine Sylbe an meinen liebsten Freund geschrieben, und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundschaft meines Ferbers übrig sei. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wiß

wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluste eben damals in Gegenwart Ihrer Demoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochschätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundinn ist. Sie wird Ihnen von H** aus von meinem Schicksal etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es jetzt wiederhole. Unsere Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen; dieser mag einmal traurig seyn. Nicht allzutraurig, ich gebe Ihnen mein Wort; denn mein Verlust, so weh er mir thut, hat mir noch nicht eine Thräne gekostet, und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philosophie, nur Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah, und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß alles verloren sei. Der neunzehnte Julius war dieser schreckliche Tag. Schon am vierzehnten, da unsre Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um acht Uhr zerschmetterte eine Haubitzgranate das Zimmer meines Bedienten, und zündete. Wir löschten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, so gut es möglich seyn wollte, zusammenpacken, und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe schaffen, welches wir für fest genug hielten. Weil sich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Karkassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, so flüchtete ich noch selbigen Abend um sieben Uhr nach Neustadt zu Herrn D**; meinen Bedienten aber ließ ich, mit seinem guten Willen, zurück. Neustadt wurde vom funfzehn-

ten

ten an auch beschossen, und zwei Zwölfpfünder fuhren durch unser Haus; aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daselbst verschont. So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auftritte kamen doch dabei vor. Die Madame Z** mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiste Zeit bei Herrn H** in seiner Stube, und da schliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwei gewölbten Stübchen, steckte die ganze D**sche Familie, und noch andere vierzig Personen, alt und jung. Die Fensterladen waren mit Miste verschüttet, der obere schöne Saal mit Miste bedeckt, und mit eben so viel Miste der ganze Hof bestreut. Unter diesem Miste lagen alle diese Personen. Einige waren stille und verdrießlich, einige beteten, und man sahe es ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gotte zankten, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm schon seit vier Jahren die Ehre angethan und fleißig gebetet hatten. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer und machten für Daun einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee zu Kriegsgefangenen machen oder lieber alles über die Klinge springen lassen wollten. Ich war für das letztere; aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe nahm mich auf die Seite und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen, schösse uns der König von Preußen todt und unsre Häuser in Grund. — Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perücken mit der Religion zu thun? (denn kurz vorher hat-

te ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granate meinen ganzen Apparatum von Perücken zerschmettert habe.) Lassen Sie es gut seyn, antwortete sie mir, es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unsrer Stube, und mich dünkt, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechselung und Unruhe brachten wir den neunzehnten heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drei Uhr Nachmittags stand die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus, und sahe diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen, und darin alles verbrannt, der ganz unbeschädigte Keller aber von den zum Löschen kommandirten Soldaten rein ausgeplündert sei. Das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh. Alle mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuskripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammelt hatte, alles war verloren. Von Sachen, die ich wohl auf dreitausend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen, eine alte abgelebte Perücke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock, das war meine ganze Garderobe. Die witzigen

Manu-

Manuskripte, welche nach meinem Tode gedruckt werden sollten, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beinahe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich, als Autor, an den Tod dachte. Aber nun will ich immer leben bleiben, und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr; aber mannigmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider, und meine Betten und — — kurz, Ferber, ich bin so nackt, wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechsel und Dokumente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren. Aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretär, der ein Jahr in Preußischem Depot, und zwei Jahre unter der Vormundschaft der Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, unsern Errettern, Leute, die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreitage Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wuth der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwei Drittel verbrannt, und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben. Aber sagen Sie auch, daß alle ehrliebende von der Garnison, Officiers sowohl als Gemeine, einen Abscheu vor diesen Gewaltthätigkeiten gehabt, und sagen Sie auch

zum Ruhme unsers tapferen Kommendanten, daß er die strengste Ordre gestellt habe, diesem Unwesen zu steuern. Doch hat es nichts geholfen; denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich. Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wolle, es bald thun möge. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzuge von einem Kopfkissen steckte mein ganzer Reichthum. Wir wateten bei der grausamsten Hitze, durch den brennenden Sand, bis auf S** s Weinberg. Das that ich in Gesellschaft der D**schen Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es schlug zwölf Uhr, und sie hatten noch keine Anstalten gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesell **, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule hinaus bringe; ich wünschte mir also zu essen und zu trinken, und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht bloß auf die göttliche Fürsorge verließe. Ich gieng und kam nach Loschwitz zu einem guten Freunde, bei dem ich willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb ich bis Mittwochs früh, da ich ein Pferd bekam, und nach H** ritt. Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abentheuerlicher Ritt gesehen worden, als der meinige. Stellen Sie sich einen

nen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit funfzehn Jahren gewesen, im Karren zu ziehen; auf diesem Gaule den Steuersekretär Rabener, noch nicht völlig drei Ellen lang, und, der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Ellen im Durchschnitt; diesen Sekretär in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarzseidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebenssatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperücke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt, und vielleicht seit der Preußischen Invasion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornsack, in welchen der Rest seines Vermögens geflüchtet war, auf diesem Kornsacke einen buntstreifigten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen sollte; zur Rechten gieng mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brodt und Braunschweiger Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth einsprechen, und, wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzuge kam ich endlich zum Amtssteuereinnehmer in H**, wo ich sehr wohl aufgenommen wurde. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthinn, eine bejahrte dienstfertige Frau war, voll von dem Ceremoniel, wie es unter Johann Georges des Vierten Regierung mochte bräuchlich gewesen seyn; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkamerad, und bei ihm ein frisches rundes Mädchen, welches gute Hoffnung macht, daß sie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hosen herumlaufen lassen. Hier wohnte ich. Die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzräthin mit ihrer Familie, und ganz unvermuthet Ihre

Demoiselle Schwester zu finden. In dieser vortreflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und seine Frau sorgten für unsere Bequemlichkeit; beide waren sehr dienstfertig und gastfrei; auch hatte sie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen reichlich gesegnet. Am zweiten August fuhr ich mit der Frau Schwester zurück und bedauerte, daß mein Exilium nicht länger gewährt hatte. Nun bin ich hier, und wohne bei der D**schen Familie, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumt, und sich bis Michaelis nach Borthen begeben hat. Alsdann kömmt sie zurück, und ich beziehe mein neues Quartier. Da haben Sie, mein liebster Ferber, eine lange Beschreibung meiner Abentheuer! Das Uebrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzählen. Und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig, und küsse Sie in Gedanken. Versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl."

Rabener war Steuerrath geworden. Aus folgendem Briefe an Weiße, worin er diesem seine Beförderung meldet, lernt man ihn als einen Mann kennen, der, viel und in solchen Geschäften zu arbeiten, wo er nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen recht nützlich seyn kann, für ein größeres Glück hält, als Vermögen und Rang. „Wenn Sie, mein bester Freund, erfahren, daß ich Steuerrath geworden bin, so glauben Sie nur nicht, daß ich deswegen einen Heiligenschein um den Kopf be-

bekommen habe. Sie wissen, wie ich über diesen Artikel denke. Was mir die Sache angenehm macht, ist, daß es ganz ohne mein Vorwissen, unter den gnädigsten Ausdrücken, als wirklicher Steuerrath, nebst einer näheren Verbindung mit dem Kollegium, mit Beibehaltung meines bisherigen Amts, mit einem diesem Charakter gewöhnlichen Range, mit etwas mehrerer Arbeit, ohne Besoldungserhöhung, geschehen. Alles dieses, und auch das letzte, ist mir um verschiedener Ursachen willen lieb, die ich Ihnen schon mündlich sagen werde. Man ließ mir verschiedene Vorschläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang, und bei dem einen Vorschlage mit weniger Arbeit eine ansehnliche Verbesserung haben konnte. Ich habe sie alle unterthänigst verbeten, und geäußert, daß ich die Arbeit nicht scheue, mehr Besoldung nicht nöthig habe, keinen höheren Rang verlange, und, so lange ich lebte, bei der Steuer zu bleiben wünschte, wo ich meine Arbeit schon kenne, und meiner Vorgesetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundschaft habe. Unser höchstseliger und ewiggeliebter Churfürst (Friedrich Christian) fand dieses alles billig, und fiel von selbst auf diese Einrichtung, die nun mit mir getroffen ist. Bin ich nicht ein philosophischer Narr? Aber glauben Sie, mein liebster Weiße, ich befinde mich, wo ich bin und wie ich bin, recht wohl. Lateo bene et bene vivo! Bleiben Sie des Steuerraths wahrer und zärtlicher Freund, wie Sie es vom Steuerrevisor und Steuersekretär allezeit gewesen sind, so bin ich glücklich. Ich küsse Ihrer rechtschaffenen Frau mit dem demüthigsten Stolze eines nagelneuen Steuerraths —

er:

erschrecken Sie nicht — die Hände. Leben Sie wohl.“

Als er gegen das Ende seines Lebens einige von den Anfällen erfuhr, die in der Folge wirklich seinen Tod verursachten, traf er mit seinem Arzte die Abrede, ihm, wenn er Gefahr spüre, statt mündlicher Todesankündigung, sogleich seinen Beichtvater mitzubringen; denn dieß stumme Zeichen werde dann minder Schreckliches und zugleich mehr Nutzen für ihn haben. Der Arzt versprach es, setzte seine Besuche fort, und brachte den Kranken bald zu einer merklichen Besserung. Eines Tages, bei seinem gewöhnlichen Morgenumgange, begegnete ihm an der Hausthüre unsers Dichters, der Pastor O * *, und fragt' ihn, zu wem er gehe? „Zum Steuerrath Rabener.“ — „Wie? Rabener krank? Rabener, mein guter Freund, mein Beichtsohn! Und das weiß ich nicht einmal; hab' ihn noch nicht besucht! Ist er denn lange schon unpaß?“ — „O ja, eine geraume Weile schon.“ — „So warten Sie doch, nehmen Sie mich mit!“ — Der Doktor, der Abrede ganz uneingedenk, ließ es sich gefallen; aber der Kranke, der sich eben recht leidlich befand, gedachte ihrer desto besser. „Ha, Sie mit? rief er, als er den Geistlichen hereintreten sahe; ich verstehe das Zeichen. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Pastor. Noch hatt' ich mich Ihrer nicht versehen; aber wenigstens sollen Sie mich willig, wenn auch nicht ganz vorbereitet zu meiner Abfahrt finden.“ — „Was meinen Sie damit, Herr Steuerrath? fragte der Arzt, der nach dem Puls fühlte, und ihn recht gut befand; ich freue mich, Sie so munter zu treffen.“ — „Recht so, recht so, mein Herr! das

ist

ist die Sprache über welche wir einig wurden. Ich sehe, daß Sie ein baldiges und tödtliches Recidiv befürchten. — Jetzt erst besann sich der Arzt, und versicherte hoch und theuer, daß dieß, was ihm Vorsatz scheine, bloßer Zufall sei. Aber es kostete viel Mühe, bis es der Kranke ihm glaubte, und der Eindruck davon verschlimmerte auf viele Tage sein Befinden.

Im Jahre 1767 bekam er einen Anfall vom Schlage, als er von dem Besuch seiner Freunde in der Leipziger Michaelismesse wieder nach Dresden zurückgekommen war. Er selbst erzählt den Vorfall, mit der ihm gewöhnlichen Munterkeit, seinem Freunde Weiße, in folgendem Briefe: „Liebster, bester Freund! Sonnabends halb zwei Uhr fuhr ich von Ihnen wohl gesättigt ab, und kam bei garstigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittags um zwölf Uhr, in Dresden glücklich an. Dienstags Abends speiste ich, oder saß vielmehr bei einem guten Freunde, aß gar nichts, und trank nur ein Glas Wasser; setzte mich gesund nieder, und stand krank auf. Kaum konnte ich meine Wohnung erreichen, und fand, daß mir die linke Hüfte ganz kraftlos, die linke Hand eingeschlafen, der linke Backen ohne Empfindung, und bei manchen Worten die Sprache stammelnd und schwer war. Die Nacht gieng noch gut vorbei. Früh ließ ich meinen Arzt holen, und mußte, nach eingenommener Arzenei, über Hals und Kopf zur Ader lassen, laxiren, schröpfen u. s. w. und so ist es fortgegangen bis heute. Kurz, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarrest, befinde mich aber ziemlich besser. Wenn die Holoplegie kömmt — Adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle

pfehle mich Ihnen, Ihrer besten Frau, und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Austern, Lerchen und Witz! Was meinen Sie, soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben. Unser Herr von Hagedorn *) hat mir den Vorschlag gethan, mich und Dietrichen von unserm berühmten Graff für sein Kabinet malen zu lassen, und es hernach zu Ihrer Bibliothek zu geben. Das bin ich wohl zufrieden; aber nicht eher, als bis ich gesund bin. Denn die Hemiplegie möchte ich nicht gern mit verewigen lassen. Allen meinen Freunden mein krankes Kompliment. Meine Freunde rathen mir einhellig, ich soll nicht zu viel arbeiten. Wie mache ich das? Leben Sie wohl."

Rabener hatte jemandem den Titel Hochwohlgeborner gegeben, und bekam Wohledler zurück; er gab ihm hierauf Wohlgeborner, und bekam Edler dafür; auf sein nunmehriges Geborner sollte er verklagt werden, wußte aber seinen Korrespondenten zu bedeuten, daß ein Geborner einen Mann von Geburt anzeige, und ihn eben dadurch von allen unedlen Geschöpfen, die nicht geboren, sondern geheckt, geworfen, gefa-

*) Christian Ludwig von Hagedorn, Geheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunstakademieen zu Dresden, Bruder des berühmten Dichters Friedrich von Hagedorn, st. 1780.

faselt*), gesetzt, gebracht oder geschüttet würden, unterscheide.

IX.

Martin Luther

geb. 1483 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld, besuchte 1497 die Schule zu Magdeburg, 1498 die zu Eisenach, gieng 1501 auf die Universität zu Erfurt, wurde 1503 Bakkalaureus, 1505 Magister der Philosophie und trat als Mönch in den Orden der Augustiner, erhielt 1507 die Priesterweihe, wurde 1508 Professor der Dialektik und Physik auf der neugestifteten Universität zu Wittenberg und Prediger daselbst, 1509 Bakkalaureus der Theologie, machte 1510 in Angelegenheiten seines Ordens eine Reise nach Rom, wo er Gelegenheit hatte, die Lasterhaftigkeit der dortigen Klerisei kennen zu lernen, wurde nach seiner Rückkehr 1512 Doktor der heil. Schrift, schlug 1517 fünf und neunzig Theses gegen Tezels Ablaßkram an die Schloßkirche zu Wittenberg an, und legte damit den Grund zu der nachherigen Kirchenverbesserung, wurde 1518 zu Augsburg von dem päpst-

*) Faseln d. i. sein Geschlecht fortpflanzen, gebären, besonders von Schweinen, in den gemeinen Mundarten. Die Sau hat gefaselt, hat Junge geworfen.

päpstlichen Gesandten Kajetan verhört, 1519 erschien eine päpstliche Bannbulle wider ihn, die er 1520 zu Wittenberg, sammt dem kanonischen Rechte des Papstes öffentlich verbrannte, und sich dadurch von der Gerichtsbarkeit desselben lossagte; 1521 beschied ihn Kaiser Karl der Fünfte auf den Reichstag nach Worms, wo er aber den geforderten Widerruf verweigerte und deswegen nachher in die Reichsacht erklärt, unterdeß aber auf seiner Rückreise heimlich auf die Wartburg bei Eisenach in Sicherheit gebracht wurde, wo er seine Bibelübersetzung anfieng, und mehrere Flugschriften zur Beförderung der Reformation ausgehen ließ, kehrte 1522 nach Wittenberg zurück, um dort entstandene Unruhen zu stillen, trat 1523 völlig aus dem Orden der Augustiner, ließ 1524 das erste evangelische Gesangbuch drucken, und zerfiel mit dem Schweizerischen Reformator Zwingli wegen der Abendmahlslehre; suchte 1525 dem ausgebrochenen Bauernkriege entgegen zu arbeiten, und verheirathete sich mit Katharina von Bora; stellte 1527 auf Befehl seines Landesherrn eine Kirchenvisitation in Sachsen an, welche ihn veranlaßte, seinen großen und kleinen Katechismus zu schreiben; 1529 erhielten die Evangelischen, wegen ihrer Protestation auf dem Reichstage zu Speier, gegen den ihnen nachtheiligen Reichsabschied, den Nahmen Protestanten, 1530 übergaben sie auf dem Reichstage zu Augsburg

burg ihr, von Melanchthon aufgesetztes und von Luthern genehmigtes, Glaubensbekenntniß, die sogenannte Augsburgische Konfession; 1532 erfolgte der Nürnbergische Religionsfriede, 1537 schrieb Luther, als eine Erläuterung und Ergänzung der Augsburgischen Konfession, die Schmalkaldischen Artikel; 1546 unternahm er eine Reise nach Eisleben, um Streitigkeiten der Grafen von Mansfeld beizulegen, starb aber daselbst, und wurde darauf zu Wittenberg in der Schloßkirche feierlichst begraben.

Nicht bloß als Reformator des kirchlichen Lehrbegriffs und des religiösen Kultus, auch als deutscher Schriftsteller hat sich Luther unsterbliche Verdienste erworben. Er schrieb seine Muttersprache reiner und zierlicher, als alle andere Schriftsteller seiner Zeit. An seiner Bibelübersetzung hinterließ er ein Muster eines eigentlichen, richtigen und deutlichen, selbst wohlklingenden Ausdrucks. Er übersetzte mit wahrem Gefühl des edlen und großen Inhalts, lehrte viele Eigenthümlichkeiten der biblischen Sprache mit deutschen vertauschen, ließ freilich auch manche von jenen, nicht ohne Gründe, wörtlich stehen, besserte aber auch unaufhörlich an seiner Arbeit, die seitdem wohl in vielen einzelnen Stellen, aber noch nicht im Ganzen übertroffen worden ist. In seinen geistlichen Liedern war er nicht so wohl darauf bedacht, die Regeln der Sprache und Dichtkunst aufs strengste zu beobachten, als vielmehr ungezwungen

gen und lebhaft christliche Empfindungen auszudrücken, und wir fühlen noch jetzt, wie sehr ihm solches gelungen ist. Das Feuer und die erhabenen Gesinnungen, mit welchen manche derselben verfertigt sind, drücken seinen Geist, sein Herz, seine Vorstellungen natürlicher aus, als alles, was die Geschichte darüber sagen kann. Der Mann, der den Gesang: „Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc.“ dichten, und vollkommen so handeln konnte, als er sang, muß weit über die gemeinen Menschen seines Zeitalters hervorgeragt haben. In seinen Streitschriften herrscht, bei aller Bitterkeit und Heftigkeit, die man dem ungestümen Feuer seiner Seele vergeben muß, doch viel Gründlichkeit, starker Witz und ächter Humor. Auch in seinen Predigten zeigte sich Luther als den großen, denkenden, rechtschaffenen und freimüthigen Mann, der er in allen seinen Unternehmungen war, und seine öffentlichen Religionsvorträge waren daher von der damals gewöhnlichen Art in Sachen, Form, Einkleidung und Ausdruck völlig unterschieden. Auch hier gieng er seinen eigenen Gang, den er für den besten, und dem Entzweck der Predigten, Unterricht und Besserung zu befördern, am angemessensten hielt. Die alte, in den ersten Zeiten des Christenthums gewöhnliche Form der Homilien schien ihm die natürlichste und brauchbarste zu seyn. Ohne Eingang, Thema und Abtheilung verweilt er nicht bei einer Materie, sondern geht seinen Text durch und stellt darüber mannigfaltige Betrachtungen an, so wie er dazu Veranlassung findet, und sein fruchtbares Genie sie ihm darreicht. Die Nutzanwendung erhält keine besondere Stelle, da alle seine moralische Vorstellungen in

un:

unmittelbarer Anwendung auf die Zuhörer vorgetragen werden. Dieß alles, und der Geist, der in seinen Predigten herrscht, die oft unerwarteten und naiven Gedanken, die rührenden Vorstellungen, der herzliche, vertraute und kraftvolle Ton, mit dem er spricht die große Simplicität, Popularität und ungekünstelte männliche Beredsamkeit, die überall herrscht, geben seinen Predigten einen vorzüglichen originellen Werth. Die niedrigen und platten Ausdrücke wird man ihm wohl gern verzeihen, wenn man sie nach den damaligen Zeiten beurtheilt, wo sie das nicht waren, was sie jetzt seyn würden.

Die beste, vollständigste und brauchbarste unter den Ausgaben von Luthers Schriften, ist die Hallische. Sie erschien unter Besorgung des D. Johann Georg Walch in den Jahren 1737 — 1753 in vier und zwanzig Bänden in Quart (36 Thlr.)

Luther gehörte zu den seltenen Köpfen, die mit verhältnißmäßig geringen Hülfsmitteln große Dinge zu wirken, unglaubliche Veränderungen hervorzubringen vermögen. Er war und wurde alles durch sich selbst, und die, unter dem Joche des Aberglaubens und des geistlichen Despotismus, erniedrigte Menschheit verdankt ihm ihre Veredlung und die Wiedereinsetzung in ihre verkannten, Jahrhunderte hindurch unterdrückten Rechte. In einem Zeitalter, wo man wenig oder gar nicht zu denken und zu forschen gewohnt war, benutzte er die Bruchstücke der wiederauflebenden Literatur, die er mit unermüdetem

Fleiße,

Fleiße, theils schon auf der Schule, theils in seinen akademischen Jahren gesammelt hatte, zur gründlichen Auslegung der h. Schrift, und zu einer zweckmäßigen Verbesserung des ganzen Religionsunterrichts sowohl auf dem Katheder, als auf dem geistlichen Rednerstuhle. Ein zu großer Geist, um den Empfindungen des Neides und der Eifersucht fähig zu seyn, ließ er fremden Verdiensten gern Gerechtigkeit wiederfahren, gieng doch aber beständig seinen eigenen Weg, und die glücklichen Ideen der besten Köpfe seines Jahrhunderts, eines Erasmus und eines Melanchthon, wurden in seinen Händen höchstens nur zu Werkzeugen, nie aber zu Quellen seiner weiteren Fortschritte in der Aufklärung. Er erhob, besonders durch seine Bibelübersetzung, die deutsche Sprache aus ihrer bisherigen Vernachläßigung und Barbarei; er belehrte Fürsten und Bürger von ihren wechselseitigen Rechten und Pflichten weit gründlicher und richtiger, als es die scharfsinnigsten Rechtsgelehrten in ihren Werken gethan hatten, und noch lange nach seiner Zeit thaten; kurz, er ergriff und benutzte jede Gelegenheit, Vorurtheile zu bekämpfen, und gemeinnützige Wahrheiten auszubreiten, und würde gewiß noch weit mehr geleistet haben, wenn ihm nicht theils verschiedene theologische Streitigkeiten, theils andere Zerstreuungen, den größten Theil seiner Muße geraubt hätten.

Wenn Luther, von der Seite seines vielumfassenden Geistes betrachtet, unsere Bewunderung verdient, so wird er uns durch seinen Charakter liebenswürdig und zu einem Gegenstande gerechter Verehrung. Er war genügsam und mäßig, freimüthig und unerschrocken,

cken, uneigennützig und wohlthätig, großmüthig und bescheiden, ein warmer Gottesverehrer und thätiger Menschenfreund Die Genügsamkeit, an die er schon von früher Jugend und bei seinem strengen Klosterleben sich gewöhnt hatte, kann als die Grundlage des größten Theils seiner übrigen Tugenden betrachtet werden. Sie war es, die ihn mäßig in Rücksicht jeder Art von Genüssen, und zugleich jener Heiterkeit der Seele fähig machte, die eine Tochter der Mäßigkeit und die fruchtbare Mutter großer Ideen und Handlungen ist. Auf einen kleinen Kreis von Bedürfnissen eingeschränkt, war er ein Feind aller sinnlichen Ausschweifungen, und nur die Stimme der hämischen Verleumdung, die er durch seine einfache Lebensart hinlänglich widerlegte, wagte es, ihn der Unmäßigkeit zu beschuldigen. Weit davon entfernt, seinem Körper die Herrschaft über den edleren Theil seiner Menschheit einzuräumen, versagte er sich oft den möglichen Genuß mancher angebotenen Bequemlichkeiten, und schien zuweilen Tage lang aller körperlichen Bedürfnisse ganz zu vergessen. Aber eben so weit entfernt von mürrischer Laune und stolzer Verachtung, der durch die ganze Schöpfung verbreiteten Einladungen zum Genuß gemäßigter und vernünftiger Fröhlichkeit, war er auch aufgeweckt und munter in dem gesellschaftlichen Kreise seiner Freunde und Tischgenossen, und lehrte durch sein Beispiel die große Kunst, schuldloser Annehmlichkeiten des Lebens eben so leicht zu entbehren, als sie zur Sammlung neuer Kräfte und zur Erweckung froher Dankgefühle gegen die überall sichtbare Güte des Schöpfers zweckmäßig zu benutzen.

Eben diese Kunst, zu entbehren, die er sich in einem so hohen Grade eigen gemacht hatte, erhob ihn über alle Menschenfurcht und über das niedrige Bedürfniß, seine wahren Gesinnungen unter der gefälligen Hülle der Schmeichelei zu verbergen; kurz, er war freimüthig, unerschrocken und standhaft, weil er genügsam und mäßig war. Frei von den Vorwürfen eines strafenden Gewissens, und unbekannt mit den verführerischen Reizen ausschweifender Begierden, genoß er jener erhabenen Gemüthsruhe, die das tröstende Bewußtseyn der strengsten Erfüllung unserer Pflichten begleitet, und durch keine zufällige Veränderung unserer äußerlichen Lage vermehrt oder vermindert werden kann. Nur in sich selbst suchte und fand er die Quellen der wahren Glückseligkeit, deren Besitz so wohl sein immer thätiger Geist, als sein mit den Gefühlen allgemeinen Wohlwollens erfülltes Herz ihm versicherte. Er setzte daher keinen Werth auf die Vorzüge und Geschenke des Glücks, deren Erwerbung und Verlust von den Launen menschlicher Gunst oder menschlichen Hasses abhängt. Daher seine unerschütterliche Standhaftigkeit, seine heldenmüthige Unerschrockenheit bei drohenden Gefahren, seine unbestechliche Wahrheitsliebe in der freimüthigen Beurtheilung fremder Fehler, deren nachtheiligen Einfluß auf Menschenwohl und Religionsinteresse er bemerkt hatte. Kein Ansehen der Person war vermögend, seinen lauten und oft strengen Tadel zu mildern oder abzuwenden, wie er dieß durch seine wiederholten heftigen Aeusserungen wider die zween erklärtesten Feinde der Reformation, den Kardinal und Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, und den

Her-

Herzog Georg von Sachsen hinlänglich bewies. Mit ähnlicher ganz unpartheiischer Freimüthigkeit rügte er aber auch die Fehler solcher Personen, die er wegen ihrer Tugenden und ihrer der gereinigten Lehre günstigen Gesinnungen liebte und hochschätzte. So tadelte er an dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, seine schüchterne Lauigkeit bei dem Anfange der Kirchenverbesserung, und seine allzuweit getriebene Sparsamkeit; an dem Kurfürsten Johann dem Beständigen, die gar zu große Gelindigkeit und die dem Uebermuthe des Adels zu viel nachgebende Güte; an dem Kurfürsten Johann Friedrich, den Eigensinn, das übermäßige, in seine Räthe gesetzte, Vertrauen, und die auf Kosten der armen Landleute, ohne die gehörige Mäßigung, verfolgte Liebhaberei der Jagd.

Auch die edle Uneigennützigkeit Luthers war, eben so wie seine Wohlthätigkeit, eine Wirkung jener zufriedenen Genügsamkeit, durch die er sich so vortheilhaft auszeichnete. Er huldigte nie den unmäßigen Begierden nach Reichthum und Größe, und an eine glückliche Mittelmäßigkeit gewöhnt, würdigte er mögliche und glänzende Verschönerungen seiner äußeren Lage keiner Aufmerksamkeit. Vergebens bot ihm daher der römische Hof, so wohl vor, als nach der wider ihn erlassenen Bannbulle, ansehnliche Summen, und, wenn einigen nicht unwahrscheinlichen Nachrichten zu trauen ist, sogar die Beförderung zu den höchsten geistlichen Würden an, wenn er sich zum Widerruf seiner Lehren verstehen wollte. Mit ähnlicher Enthaltsamkeit versagte er sich oft auch solche äußerliche Vortheile, deren Genuß er sich, ohne die geringste

Verletzung seines Gewissens, hätte überlassen können. Mehr als einmal lehnte er ansehnliche Geschenke, die ihm von dem Kurfürsten Johann dem Beständigen angeboten wurden, von sich ab; und eben so wohlthätig, aus uneigennützig, vertheilte er nicht nur die angenommenen Geschenke unter Nothleidende, sondern unterstützte auch noch viele Hülfsbedürftige aus seinen eigenen mäßigen Einkünften.

Seine Großmuth war eine Folge seiner thätigen Menschenliebe. Voll des erhabenen Gedankens, daß nichts als die unermüdete Wirksamkeit zur Beförderung ächten Menschenwohls ihn seiner Bestimmung näher bringen könne, bedurfte er keiner äußeren Bewegungsgründe zur Unternehmung guter und gemeinnütziger Handlungen. Weder die Gleichgültigkeit, noch die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen konnte ihn auf seiner ehrenvollen Laufbahn aufhalten, weil er nicht für sich selbst, sondern alles für die gute Sache der Religion that. Er vergab daher gern persönliche und nur ihn allein betreffende Beleidigungen, und bewies diese Versöhnlichkeit hinlänglich durch sein Betragen gegen den schwärmerischen Karlstadt und den hämischen Agrikola. Mit nie erkaltendem Eifer widersetzte er sich hingegen den Feinden der gereinigten Lehre und den Urhebern gefährlicher Spaltungen unter den Anhängern der Reformation, weil er beide für Feinde Gottes, und sich nach seinen Ueberzeugungen für verpflichtet hielt, sich jeder Gemeinschaft mit ihnen, jeder Schonung in seinem Benehmen gegen sie zu enthalten.

Mit Luthers Großmuth und thätiger Menschenliebe, stand seine Bescheidenheit in der genauesten Verbin-

bindung. Nie machte er sich ein Verdienst aus der strengsten Erfüllung seiner Berufspflichten, nie wähnte er sich an dem großen Ziele, welches er durch seine rühmlichen Bemühungen zu erreichen trachtete, und bei den größten Anstrengungen seiner gemeinnützigen Thätigkeit glaubte er noch immer viel zu thun übrig zu haben. Daher seine Gleichgültigkeit gegen das ohnehin zweideutige Lob kurzsichtiger Menschen, sein edler Unwille über äußerliche Ehrenbezeigungen, die für ihn keinen Werth hatten, und in seinen Augen dem heilsamen Reformationswerk, dessen Widersacher sie zu verdoppelter Verbitterung bestimmten, vielmehr nachtheilig als beförderlich und vortheilhaft waren. Dieß war der Grund, warum ihm jede Auszeichnung seiner Person mißfiel, warum er, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die Anhänger der gereinigten Lehre schlechterdings nicht nach seinem Nahmen benannt wissen, und die Veranstaltung Melanchthons, nach welcher ihm die Studirenden zu Wittenberg mehr äußere Achtung, als den übrigen akademischen Lehrern erweisen sollten, nicht billigte.

Eben diese Bescheidenheit war es, die ihn unermüdet arbeitsam machte, weil er immer noch nicht genug geleistet zu haben glaubte. Selbst die wenigen Erholungsstunden, in welchen er von seinen mannigfaltigen Arbeiten ausruhte, wurden mit nützlichen Beschäftigungen hingebracht. Die Drechselbank, die Musik und Gartenarbeiten gewährten ihm die Erholung, die er zur Sammlung neuer Kräfte, zur Erhaltung der Heiterkeit seines immer thätigen Geistes benutzte. Vorzüglich aber ergötzte er sich an dem Gartenbau und an der Musik; weil ihm

jener das Bild der Fruchtbarkeit seiner gemeinnützigen Bemühungen darzustellen schien, und diese sein Herz zu Vorgefühlen himmlischer Freuden erhob. Er behauptete daher auch, daß, nächst der wohlthätigen Macht der Religion, die Tonkunst das Meiste zur moralischen Besserung des Menschen beitragen könne, weil dem Zauber ihrer Harmonie so wohl Unzufriedenheit und Trübsinn, als böse und gefährliche Gedanken weichen müßten. Kurz, wir finden in ihm auch in den Stunden der Erholung, auch in den schuldlosen Vergnügungen, die er sich erlaubte, den großen Mann wieder, der jede seiner auch unbedeutend scheinenden Handlungen auf den höheren Entzweck bezog, dem er seinem ganzen Fleiß gewidmet hatte.

Alle diese schönen und erhabenen Züge in Luthers Charakter erhielten von seiner ungeheuchelten Gottesfurcht einen neuen Glanz. Er war fromm; aber seine Frömmigkeit war nicht etwa, wie dieß bei gemeinen Menschenseelen so oft der Fall ist, das Werk kleinlicher Furchtsamkeit oder thörigten Aberglaubens; beides Schwachheiten, die in seinem großen und für das Jahrhundert, in welchem er lebte, vorurtheilsfreien Geiste keinen Platz fanden. Kindliches Zutrauen zu der Vatergüte seines Schöpfers, Gefühle der Dankbarkeit und Liebe gegen den unendlichen Wohlthäter des Menschengeschlechts, erhoben ihn über alle irdische Verhältnisse, und ließen ihn seine höchste Glückseligkeit in der innigen Verbindung mit Gott suchen. Daher seine hohe Meinung von dem Nutzen und der Wirksamkeit des Gebets, mit welchem er jederzeit sein Tagewerk anfieng, und zu dessen wohlthätiger Kraft er bei allen Unannehmlichkeiten, die ihm zustießen, in allen

trü-

trüben Stunden, die seine gewöhnliche Heiterkeit unterbrachen, mit dem glücklichsten Erfolge seine Zuflucht nahm. Daher seine heldenmüthige Glaubensstärke, die ihn jeder menschlichen Gewalt und Verfolgung, jedem Ungewitter, welches ihm und dem ganzen Reformationswerke den Untergang drohte, Trotz bieten, und nicht nur einer frohen Ewigkeit, als der sichersten Belohnung seiner Tugenden, sondern auch dem segensvollen Fortgange der von ihm unternommenen Kirchenverbesserung nach seinem Tode mit beruhigender Ueberzeugung entgegen sehen ließ.

Schon als Luther noch auf der Schule war, pflegte er, wenn er seine Schularbeiten vollendet hatte, zu drechseln, oder zu dichten, oder er widmete sich der Musik. Und so bildete er sich endlich zu einem guten Musiker, der nicht nur gut singen, und verschiedene Instrumente gut spielen, sondern auch sogar selbst komponiren konnte. Einige vortrefliche Choralmelodien, die wir noch von ihm übrig haben, sind ein Beweis davon. Selbst einer der größten Tonkünstler, der unsterbliche Händel, gesteht, daß er Luthers Kompositionen studirt, und ihm das mehreste zu danken habe. — Kein Wunder also, daß Luther von jedem Kenner und Freunde der Musik eine gute Meinung hegte, und die, welche kein Gefühl für diese edle Kunst hatten, mit Klotzen und Steinen verglich. In seiner Lobrede auf die Musik (Hall. Ausg. der Schriften, Bd. 14. S. 407. ff.) sagt er unter andern: „Da ich von Herzen gern diese schöne und köstliche Gabe Gottes, die freie Kunst der Musika, hoch loben und preisen wollt, so befinde ich, daß dieselbe

also viel und großen Nutzen hat, und also eine herrliche und edle Kunst ist, daß ich nicht weiß, wo ich dieselbe zu loben anfahen oder aufhören soll. Erstlich findet man, daß diese Kunst von Anfang der Welt allen und jeglichen Kreaturen von Gott gegeben, denn da ist nirgends etwas in der Welt, das nicht einen Schall und Laut von sich gebe, also, daß auch die Luft, wenn sie durch etwas beweget und getrieben wird, ihre Musika, ihren Klang von sich giebet. Zum andern ist der Thiere und sonderlich der Vögel Musika, Klang und Gesang noch viel wunderbarlicher. Ach wie eine herrliche Musika ist es, damit der allmächtige Herr im Himmel seinen Sangmeister, die liebe Nachtigall, sammt ihren jungen Schülern, und so viel tausend Vögel in der Luft begnadet hat, da ein jedes Geschlecht seine eigene Art und Melodei, seine herrliche süße Stimme und wunderliche Koloratur hat, die kein Mensch auf Erden begreifen kann. Wie denn auch der König David, der köstliche Musikus, selbst spricht: „Auf demselben sitzen die Vögel des Himmels, und singen „unter den Zweigen.“ Was soll ich aber sagen von des Menschen Stimme, gegen welche andere Gesänge, Klang und Laut gar nicht zu rechnen sind. Denn es haben sich gelehrte Leute sehr bemüht, dieses wunderbare Werk und Kunst der menschlichen Stimme zu erforschen, und zu begreifen, wie es zugehe, daß die Luft durch eine solche kleine und geringe Bewegung der Zunge, und darnach auch noch durch eine geringere Bewegung der Kehle oder des Halses, also auf mancherlei Art und Weise, nachdem er durch das Gemüth regiert und gelenkt wird, auch also kräftig und gewaltig Wort, Laut, Gesang und Klang von

sich

sich geben könne, daß sie so fern und weit, rings herum, von jedermann unterschiedlich gehört und verstanden wird." — „Darum will ich jedermann, und sonderlich den jungen Leuten diese Kunst befehlen, und sie hiermit vermahnet haben, daß sie sich diese köstliche, nützliche, fröhliche Kreatur Gottes theuer, lieb und werth seyn lassen, durch welcher Erkenntniß und fleißige Uebung sie zu Zeiten böse Gedanken vertreiben, und auch böse Gesellschaft und Untugend vermeiden können; darnach, daß sie sich auch gewöhnen, Gott den Schöpfer in dieser Kreatur zu erkennen, zu loben und zu preisen." — „Wer aber dazu keine Lust noch Liebe hat, und durch solch lieblich Wunderwerk nicht beweget wird, das muß warlich ein grober Klotz seyn, der nicht werth ist, daß er solche liebliche Musika, sondern das wilde Eselsgeschrei, oder der Hunde oder Säue Gesang und Musika höre."

Auch das Drechseln setzte er in der Folge als eine Lieblingsbeschäftigung fort, wie man aus einem Schreiben an seinen Freund Link vom Jahre 1525 sehen kann: „Ich, und mein Famulus Wolfgang, haben das Drechseln vor die Hand genommen. Wir schicken euch hiebei einen Goldgülden, mit Bitte, uns dafür etliche Bohrer und Drechslerinstrumente, nebst zwei oder drei Schrauben zu kaufen. Wir haben zwar einiges Werkzeug, wir möchten aber lieber etwas von eurer zierlichen Nürnbergischen Arbeit haben. Thut mir den Gefallen; was es mehr kostet, will ich dankbar erstatten. Denn ich glaube, man könne solche Sachen bei euch um guten Preis haben; damit, wenn ja allenfalls die Welt uns nicht um des göttlichen Worts willen ernähren will, wir dem-

demnach mit der Handarbeit unser Brodt verdienen möchten." (Schr. Bd. 19. S. 2226.)

Als er zu Erfurt studirte, fand er auf der Universitätsbibliothek, die er fleißig besuchte, zum erstenmale in seinem Leben eine lateinische Bibel — das Buch, welches er in der Folge vielen Millionen in die Hände gab. Die Sache ist wichtig genug, um seine eigenen Worte darüber zu hören: „Da ich zwanzig Jahr alt war, hatte ich noch keine Bibel gesehen, und meinte, die ganze Bibel bestünde nur in den Evangelien und Episteln, die Sonntags in der Kirche verlesen werden. Endlich fand ich in der Liberei (Bibliothek) zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung." Es darf uns dieß nicht befremdend vorkommen, da in jenen Zeiten, wo es den Lehrern der Schulen sogar untersagt war, etwas aus der Bibel vorzutragen, wo man auf den Kanzeln die Bücher der heidnischen Weltweisen erklärte, von der Mutter Gottes, von Anrufung verstorbener Heiligen, Verehrung der Reliquien, vom Fegfeuer, Seelenmessen, Ansehen des Papstes, Heiligkeit des Klosterlebens, Ablaß und dessen Kraft, vom Fasten und den unsinnigsten Wundergeschichten sprach — da in jenen Zeiten der Finsterniß alles nur dahin arbeitete, das arme Volk in der Unwissenheit zu erhalten, und die Gewalt und Größe der Hierarchie und die Heiligkeit des geistlichen Standes über alle Religionsbegriffe zu erheben. „Da malten sie, sagt Luther, ein groß Schiff, heißt die christliche Kirche, darin saß kein Laie, auch weder Könige noch Fürsten, sondern allein der Papst mit den Kardinälen und Bischöfen vorn an, unter dem heili-

gen

gen Geist, und die Pfaffen und Mönche zur Seite, mit dem fuhren sie also zum Himmel zu. Die Laien aber schwummen im Wasser um das Schiff, etliche ersoffen, etliche zogen sich zum Schiff an Stricken und Seilen, welche ihnen die heiligen Väter aus Gnaden und Mittheilung ihrer guten Werke herausgeworfen, und ihnen halfen, daß sie nicht ersoffen, sondern am Schiff klebend und hangend auch mit gen Himmel kämen. Und war kein Papst, Kardinal, Bischof, Pfaff, noch Mönch im Wasser, sondern eitel Laien." (Schr. Bd. 19. S. 2290.)

Luther besuchte einstens, als er zu Erfurt studirte, mit dem Alexius, einem guten Freunde, seine Eltern in Mansfeld. Beide waren wieder auf der Rückreise nach Erfurt, als plötzlich sein Freund, vom Blitzstrahl getroffen, an seiner Seite zu Boden sank, und Luther selbst betäubt niederfiel *). Dieser Vorfall erschütterte ihn so sehr, daß er sogleich das Gelübde that, ins Kloster zu gehen, weil er, nach der Denkart jener Zeit, diesen Stand für den besten und Gotte wohlgefälligsten hielt, und durch klösterliche Uebungen am ersten froh und seiner Seligkeit gewiß zu werden hoffte. Er schreibt selbst davon: „Ich war ja nicht gerne ein Mönch, vielweniger um Mästung, oder des Bauchs willen, sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes eilends umgeben, gelobt ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde." (Schr. Bd. 19. S. 1809.) Einige Zeit darauf begab er sich in das Augustinerkloster zu Erfurt, und wurde ein Mönch.

Aber

*) Nach ältern Schriftstellern wurde Alexius an Luthers Seite erstochen.

Aber nur zu bald fand er Ursach, diesen Schritt zu bereuen. Er machte sich durch sein fleißiges Studiren die Mönche zu Feinden, die den Grundsatz hatten, man müsse nicht mit Studiren, sondern mit Brodt-, Getreide-, Eier-, Fisch-, Fleisch- und Geldbetteln das Klosterleben zubringen. Daher scheint auch Luther seine etwas starke Schilderung des Mönchsstandes entlehnt zu haben, wenn er sagt: „Mönche sind ein müßig Volk, darum können sie nichts, weder regieren, noch haushalten; sie thun nichts, denn plärren in der Kirche, essen, trinken, schlafen, und sind wie die Mastschweine. Darum bleibens strickgrobe Tölpel und faule Schelmen.“ (Schr. Bd. 5. S. 1606.) Und anderswo sagt er: „Ein Mönch ist Junker, frei von Kirchensorge, von Bürgerlast, von Hausorge, ein müßiger und faulfressiger Bruder in den Gütern durch anderer Leute Schweiß erworben.“ (Schr. Bd. 19. S. 2331.) Doch Mönche lassen sich nicht ungeahndet zum Zorn reizen, und Luther mußte ihren Unwillen in seinem ganzen Umfange empfinden. Sie übertrugen ihm die beschwerlichsten und schmutzigsten Arbeiten, um ihn am Studiren zu hindern. So mußte er z. B. die Uhr stellen, die Kirche auf- und zuschließen, mit dem Sacke für das Kloster betteln, und sogar die heimlichen Gemächer fegen. Die Universität, welche sich dieß zum Schimpf anrechnete, weil Luther als Magister ihr Mitglied war, wendete sich deshalb an den D. von Staupitz, ersten Dekan der theologischen Fakultät in Wittenberg. Durch Vermittelung desselben wurde Luther von allen niedrigen Verrichtungen im Kloster freigesprochen, und konnte nunmehr desto eifriger dem Studiren ob-

obliegen. Von seiner nachherigen Einweihung zum Priester giebt er selbst folgende Nachricht: „Mein Weihbischof, da er mich zum Pfaffen machte, und mir den Kelch in die Hand gab, sprach nicht anders, denn also: „Nimm „hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und Todten.“ Daß uns da die Erde nicht verschlang, das war unrecht, und also große Gottesgeduld und Langmuth.“

Der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, hatte die Universität Wittenberg gestiftet, und übertrug es Staupitzen, welcher sein vorzügliches Vertrauen besaß, dieselbe mit guten Lehrern zu besetzen. Da dieser Luthern als einen fleißigen und geschickten jungen Mann kannte, so schlug er ihn zum Professor der Philosophie vor. Luther nahm diesen Ruf mehr aus Gehorsam, als Neigung an, und gieng nach Wittenberg ab. „Das Studium der (aristotelischen) Philosophie, schrieb er an einen Geistlichen in Eisenach, ist mir sehr beschwerlich, wollte es gern mit der Theologie verwechseln, aber mit einer solchen Theologie, die den rechten Kern und das Mark herausjucht.“ (Schr. Bd. 21. S. 517.) Noch schwerer verstand er sich dazu, als ihm bald nach seiner Ankunft der Wittenberger Stadtrath eine Predigerstelle antrug. „Denn, sagte er, es ist nicht eine schlechte Sache, öffentlich mit den Leuten reden und ihnen predigen sollen.“ Luthers Grundsätze aber bei seinen Predigten waren folgende: „Ich halte den Brauch, sagte er zu seinem Freunde Bucer, wenn ich auf die Kanzel komme, so sehe ich mich um, was für Leute da sitzen, und weil die meisten Wenden (d. i. einfältige Leute) sind, so predige ich ihnen, was ich denke,

das

das sie verstehen können. Ihr aber flieget allzuhoch; daher schicken sich zwar eure Predigten für Gelehrte, aber unsere einfältigen Leute können euch nicht verstehen. Darum gehe ich mit diesen um, wie eine herzliche Mutter mit ihrem weinenden Kinde, dem sie die Brust, so gut sie kann, in den Mund reicht, und es mit ihrer Milch tränket, welche ihm besser schmeckt und bekommt, als wenn sie ihm den köstlichsten Saft von Rosen und andern Syrup aus der Apotheke reichte." Als ihm Staupitz die theologische Doktorwürde übertragen wollte, entschuldigte sich Luther und sagte: „Ich bin ein schwacher Bruder, der nicht lange zu leben hat (er kränkelte damals öfters), thut euch nach einem tauglichern und geschicktern um." Allein scherzend erwiederte Staupitz: „Unser Herrgott wird bald im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen, darum wird er viele junge und arbeitsame Doktoren haben müssen, durch die er seine Händel ausrichten kann." So übernahm denn Luther das Amt eines Doktors der heiligen Schrift, bei welcher Gelegenheit er öffentlich den Eid ablegen mußte, er wolle sein Lebelang die h. Schrift erforschen, predigen, und den darin enthaltenen christlichen Glauben, mit Disputiren und Schriften, wider alle Ketzer, nach allem Vermögen, vertheidigen, so wahr ihm Gott helfe. „Ich, Doktor Martinus, sagt er daher, bin dazu gerufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden, ohne meinen Dank, aus lauter Gehorsam, da hab ich das Doktoramt müssen annehmen, und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren. Ueber solchem Lehren ist mir das Papstthum in den Weg gefallen,

len, und hat mir's wollen wehren. Darüber ists ihm auch ergangen, wie vor Augen."

Als Staupitz in einer Angelegenheit des Churfürsten von Sachsen eine Reise unternehmen mußte, übertrug er Luthern während derselben die Aufsicht über die unter ihm stehenden vierzig Augustinerklöster in Thüringen und Meißen. Luther traf die gröbsten Mißbräuche, und zum Theil die abscheulichsten Gräuel an, und wurde immer mehr mit Abscheu gegen einen Stand erfüllt, der sich vom Raube der frommen Einfalt mästete, und leider! nur zu oft der übrigen Menschheit zum Verderben gereichte. Er that, so viel ihm die Eingeschränktheit seiner Kräfte erlaubte; er traf in den Klöstern viele nützliche Veränderungen, empfahl den Mönchen das fleissige Lesen der h. Schrift, und einen ihr entsprechenden Lebenswandel. Die Verbesserung der Schulen ließ er sich nicht minder angelegen seyn, und legte auch einige neue an. „Ohne Schulen, sagte er, werden die Menschen Bären und Wölfe. Es kann nicht so bleiben, wie es ist; darum wollen wir Hand an thun, und Schulmeister ordnen. Ich weiß keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte. Man muß aber nicht sehen, wie es die Welt verlohnet und halt, sondern wie es Gott achtet." Wie sehr er den gewissenhaften Schulmann schätzte, und wie sehr es sein gutes Herz kränkte, daß man den Stand, der die größten Verdienste um den Staat hat, so sehr verachtete, sieht man aus folgender Stelle: „Einem fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zeucht und lehrt, dem kann man nimmer genug lohnen, und mit keinem Gelde bezahlen,

wie

wie auch der Heide Aristoteles sagt. Noch ists bei uns so schändlich veracht, als sei es gar nichts, und wollen dennoch Christen seyn. Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer seyn. Denn ich weiß, daß dieß Werk nächst dem Predigtamte das allernützlichste, größte und beste ist; denn es ist schwer, alte Hunde bändig, und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet, und viel umsonst arbeiten muß. Aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen." (Schr. Bd 10. S. 526.)

Als Luther vor dem Kardinal und päpstlichen Gesandten Kajetan verhört werden sollte, suchte ihn ein Höfling durch die Frage: Wo er denn bleiben würde, wenn er des Kurfürsten Schutz verlöre, der doch wohl seinetwegen keinen Krieg anfangen würde? in Schrecken zu setzen. Luther antwortete lächelnd: „Unter dem weiten Himmel!" und der Höfling verstummte.

Nach dem fruchtlos abgelaufenen Verhör vor dem Kardinal Kajetan schickte der Papst seinen Kammerherrn von Miltitz nach Deutschland, um die Streitigkeit mit Luthern beizulegen. Miltitz besaß weit größere Menschenkenntniß, und war mit mehr Klugheit und Mäßigung ausgerüstet, als Kajetan; kurz, er war ganz der Mann, den der Papst zu einem solchen Geschäfte brauchen konnte; auch griff er die Sache mehr freundschaftlich, als theologisch an. „Lieber Martin, war seine Anrede, als er mit Luthern zum erstenmale sich un-

unterredete, ich dachte, du wärest ein alter verlebter Theologe, der hinter dem Ofen säße, und mit sich selbst disputirte; aber ich sehe, daß du noch ein frischer, junger, starker Mann bist. Wenn ich gleich eine Armee von fünf und zwanzig tausend Mann bei mir hätte, traute ich mir doch nicht, dich aus Deutschland zu bringen. Denn ich habe auf meiner Reise hin und wieder geforscht, wie die Leute gegen dich gesinnt wären, und was sie von dir hielten; da merkte ich so viel, wo einer auf des Papstes Seite steht, da stehen wohl drei andere auf deiner Seite wider den Papst." (Schr. Bd. 14. S. 457 f.)

In dem Tone fuhr Miltitz fort, und brachte durch seine freundschaftliche Unterredung Luthern wirklich dahin, daß er von der streitigen Sache gänzlich zu schweigen versprach, wenn nur seinen Gegnern auch ein Stillschweigen auferlegt würde. Luther schickte sogar ein demüthiges Schreiben an den Papst, worin er sich ihm aufs neue unterwarf, und die Versicherung hinzufügte, er wolle das Volk in andern Schriften zum Gehorsam gegen ihn ermuntern. Mehr konnte doch wohl nicht geschehen. Allein was Miltitz gut gemacht hatte, verdarb D. Eck, Professor der Theologie zu Ingolstadt, auf einmal wieder. Dieser, zwar nicht unwissende, aber niedrig denkende, heftige Mann, und fanatische Eiferer für die alte katholische Religion, forderte Luthern zu einer Disputation nach Leipzig heraus, welche mit solcher Heftigkeit und Erbitterung geführt wurde, daß sich Luther immer mehr von der römischen Kirche entfernte. Miltitz fand daher Luthers Gesinnung bei einer neuen Unterredung mit demselben ganz verändert, und konnte

nichts

nichts mit ihm anfangen. Dennoch fuhr er unermüdet, und ohne durch die Vereitelung seiner Plane sich niederschlagen zu lassen, fort, auf dem gelinderen Wege zu wirken. Er schalt Ecks blinden Eifer, wodurch die Sache nur noch schlimmer geworden war, und wußte Luthern durch Bitten und Vorstellungen wirklich dahin zu bringen, daß er, und zwar zum letztenmal, an den Papst schrieb. „Es ist wahr, heißt es in diesem Schreiben unter andern, ich habe frisch angetastet den römischen Stuhl, den man nennt den römischen Hof, von welchem Du selbst, heiliger Vater, bekennen mußt, daß er sei ärger und schändlicher, denn kein Sodom und Gomorra oder Babylon auf Erden gewesen ist, und, so viel ich merke, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu rathen, noch zu helfen. Darum hat michs verdrossen, daß man unter Deinem Nahmen und der römischen Kirche Schein, das arme Volk in aller Welt betrog und beschädigte; dawider habe ich mich gelegt, und will mich auch noch legen, so lange in mir mein christlicher Geist lebt. Denn das ist Dir ja selbst nicht verborgen, wie nun viel Jahre lang aus Rom in alle Welt nichts anders, denn Verderben des Leibes und der Seele, der Güter, und aller bösen Stücke die allerschädlichsten Exempel hergeschwemmt und eingerissen haben. Welches auch öffentlich am Tage, jedermann bewußt ist; darum die römische Kirche, die vor Zeiten die allerheiligste war, nun worden ist eine Mördergrube über alle Mördergruben, und ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünden, des Todes und der Verdammniß. Indeß sitzest Du, heiliger Vater, wie ein Schaf unter den Wölfen, wie Daniel

unter

unter den Löwen, und wie Ezechiel unter den Skorpionen. Was kannst Du Einziger wider so viel Ungeheuer? — Es sollte wohl Dein und der Kardinäle Werk seyn, daß ihr diesem Jammer wehret; aber die Krankheit spottet der Arzenei, die Pferde und der Wagen horchen nicht auf den Fuhrmann. Das ist die Ursach, warum es mir allezeit leid gewesen ist, daß Du Papst worden bist. Der römische Stuhl ist Deiner und Deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst seyn, der auch gewiß mehr denn Du in dieser Babylon regieret. Denn, sage mir, was bist Du doch nutz in dem Papstthum, denn daß es je ärger ist, je stärker man Deiner Gewalt und Titel mißbraucht, die Leute zu beschädigen an Gut und Seele, Sünde und Schande zu mehren, den Glauben und die Wahrheit zu dämpfen. O Du allerunseligster Leo! der Du sitzest auf dem allergefährlichsten Stuhl; wahrlich, ich sage Dir die Wahrheit, denn ich gönne Dir Gutes. Ists nicht wahr, daß unter dem weiten Himmel nichts Aergeres, Vergifteters, Gehässigers ist, denn der römische Hof? denn er weit übertrifft der Türken Untugend, daß es wahr ist, Rom sei vor Zeiten gewest eine Pforte des Himmels, und ist nun ein weit aufgesperrter Rachen der Hölle, und leider! ein solcher Rachen, den durch Gottes Zorn niemand kann zusperren, und kein Rath mehr ist, denn bloß einige zu warnen, daß sie von dem römischen Rachen nicht verschlungen werden. Siehe da, heiliger Vater, das ist die Ursach, warum ich so hart gegen den pestilenzischen Stuhl gestoßen habe; denn so gar habe ich mir nicht vorgenommen, wider Deine Person zu wüthen, daß ich auch gehofft habe, ich wür-

de bei Dir Gnad und Dank verdienen, so ich solch Deinen Kerker, ja Deine Hölle, nur frisch und scharf angreife. Ich will noch weiter reden. Es wäre mir daselbe nie in mein Herz gekommen, daß ich wider den römischen Stuhl rumorte, oder von demselben etwas disputirte. Denn dieweil ich sah, daß Kost und Mühe verloren war, ihm zu helfen, hab ich ihn verachtet, einen Urlaubbrief geschenkt und gesagt: Ade, liebes Rom, stink fortan, was da stinkt, und bleibe unrein für und für, was da unrein ist! Habe mich also begeben in das stille, geruhige Studiren der h. Schrift, damit ich förderlich und dienlich wäre denen, bei welchen ich wohne. Da ich nun hier nicht unfruchtbarlich wandelte, that der böse Geist seine Augen auf, und ward es gewahr. Behende erweckte er seinen Diener, Johann Ecken, einen sonderlichen Feind Christi und der Wahrheit, gab ihm ein, daß er mich unversehens risse in eine Disputation, und ergriffe bei einem Wörtlein von dem Papstthum gesagt, das mir ohngefähr entfallen war. Da warf sich auf der große ruhmredige Held, sprühte und schnaubte, als hätte er mich schon gefangen, gab für, als wollt er Gott zu Ehren und zum Preis der heiligen römischen Kirche alles wagen und ausführen, blies sich auf, und vermaß sich Deiner Gewalt, welche er dazu brauchen wollte, daß er als der oberste Theologus berufen würde, deß er auch gewiß mehr wärtet, denn des Papstthums. Ließ sich dünken, es sollte ihm nicht wenig fürträglich seyn, wo er den D. Luther im Heerschild führet. Da ihm nun dieß mißlungen, will der Sophist unsinnig werden."

Luther schließt endlich mit den Worten: „Am Ende,

daß

daß ich nicht leer erscheine vor Deiner Heiligkeit, so bringe ich mit mir ein Büchlein (von der christlichen Freiheit, eins der vortreflichsten unter seinen Schriften) unter Deinem Nahmen ausgegangen, zu einem guten Wunsch und Anfang des Friedens und guter Hoffnung, daraus Deine Heiligkeit schmecken mag, mit was für Geschäften ich gern möchte umgehen, wenn mirs für Deinen unchristlichen Schmeichlern möglich wäre. Es ist, so Du das Papier ansiehst, nur ein klein Büchlein, aber doch die ganze Summe eines christlichen Lebens darin begriffen, so der Sinn recht verstanden wird. Ich bin arm, habe nichts anders, damit ich meinen Dienst erzeige, so darfst Du auch nicht mehr, denn mit geistlichen Gütern gesegnet werden. Damit ich mich Deiner Heiligkeit empfehle, die ihm behalte ewig Jesus Christus. Amen." (Schr. Bd. 15. S. 937 ff.) Alle Vorstellungen waren indeß umsonst, der Papst wollte das aufgehende Licht mit Gewalt auslöschen, und schickte daher eine harte Bannbulle gegen Luthern als einen Ertzketzer nach Deutschland. Luther sollte innerhalb sechzig Tagen widerrufen, gegentheils wurde er mit seinen Anhängern für vogelfrei erklärt. Allen und jeden, geist- und weltlichen Standes, wurde verboten, ihn ferner zu schützen, bei gleicher Strafe und beim Verlust aller Güter u. s. w. Eck, welcher die Bulle nach Deutschland überbrachte, fand damit überall einen nicht geahndeten Widerstand. Viele Fürsten ließen sie nicht einmal bekannt machen, ja selbst katholische Schriftsteller mißbilligten sie. Luther machte sich eben so wenig daraus. „Die römische Bulle, schrieb er an Spalatin, ist nunmehr durch Ecken über-

überbracht worden; mir ist sie verächtlich. Ich will sie auch mit allem Ernst angreifen, und zeigen, daß sie gottlos und lügenhaft, und dem Eck hauptsächlich zuzuschreiben sei." (Schr. Bd. 15. S. 92. im Anhang.) Nach Kaiser Karls des Fünften Krönung überreichten zwei päpstliche Nuntien dem Churfürsten von Sachsen, der, Unpäßlichkeit wegen, dieser Feierlichkeit nicht hatte beiwohnen können, ein Schreiben vom Papste, des Inhalts, daß er die Bannbulle gegen Luthern gehörig befolgen möchte. Als die Nuntien bei Friedrich dem Weisen kein Gehör fanden, wendeten sie sich an den Fünften, von dem sie aber auch eine wenig tröstliche Antwort erhielten. Jetzt verschmähten sie auch die niedrigsten Mittel nicht. So versprachen sie z. B. dem gelehrten Erasmus ein Bisthum, wenn er Luthern schriftlich widerlegen und beschimpfen würde. Als dieser es aber mit den Worten ausschlug, ein Blatt von Luthern sei ihm lieber als der ganze Thomas und alle Sophisten (d. i. päpstliche Schriftsteller), so wendeten sie sich an Luthern selbst, boten ihm hohe Ehrenämter an, und wollten ihm sogar auf des Papstes Befehl zwei tausend Gülden auszahlen, wenn er von seinem Vorhaben abstehen würde. Mit Verachtung bestraft zogen sie in das Vaterland der Ränke, nach Italien, zurück, mit dem für Luthern so ehrenvollen Geständnisse, „daß die deutsche Bestie weder auf Geld, noch Ehrenämter sehe." Eine neue, in den fürchterlichsten Ausdrücken abgefaßte Bannbulle des Papstes wider Luthern wirkte eben so wenig, als die erste, denn Luther hatte die Gemüther der Nation durch seine in der That sehr kühne und dem Kaiser

ser Karl dem Fünften zugeeignete Schrift: Ermahnung an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung (Schr. Bd. 10. S. 298 ff.) schon ganz zu seinem Vortheil darauf vorbereitet.

Auf der Wartburg machte Luther den Anfang seiner deutschen Bibelübersetzung. Mit welcher Sorgfalt er arbeitete, davon können uns seine eigenen Worte am besten überzeugen: „Das merkt man wohl, daß meine Feinde aus meinem Dolmetschen und Deutsch lernen deutsch reden und schreiben, und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt, danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber gegen mich. Aber ich gönne es ihnen wohl; denn es thut mir sanft, daß ich auch meine undankbaren Jünger, dazu meine Feinde, reden gelehrt habe. Daß ich das Neue Testament verdeutscht habe, habe damit niemand gezwungen, sondern frei gelassen, daß ers lese, und allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können. Ist niemand verboten, ein besseres zu machen. Es ist meine Dolmetschung, und soll meine bleiben und seyn.“ — „Es heißt, wer am Wege baut, der hat viel Meister; also gehet mirs auch.“ — „Ich habe mich deß beflissen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei bis vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens auch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipps (Melanchthon) Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht

deutscht und bereit ist, kanns ein jeder lesen und meistern. Läuft einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter, und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin geht, wie über ein gehofelt Bret; da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist. Wenn Christus spricht: Ex abundantia cordis etc. und ich soll dolmetschen: Aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund; sage mir, ist das deutsch geredet? So wenig, als Ueberfluß des Kachelofens, sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann auf dem Markte, dem du auf das Maul sehen sollst: Weß das Herz voll ist ꝛc. Item, da der Engel Mariam grüßet: Maria voll Gnaden; wo redet der deutsche Mann so? Er muß denken an ein Faß voll Bier, oder Beutel voll Geldes. Darum hab ichs verdeutscht: Du holdselige! Und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätt' ich also verdeutschen müssen: Gott grüße dich, du liebe Maria! denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredet haben, wenn er hätte wollen sie deutsch grüßen. Ich halt, sie sollten sich wohl selbs erhenkt haben für großer Andacht zu der lieben Maria, daß ich den englischen Gruß so zu nichte gemacht habe. Aber was frag ich darnach. Wer Deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: Du liebe Maria! der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann. Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge ins Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache."

(Schr.

(Schr. Bd. 21. S. 311 f.) Welche feine Sprachkenntniß!

Zur Erholung von seinem Studiren versuchte er während seines Aufenthalts auf der Wartburg, sich mit der Jagd zu vergnügen, fand aber diesen Zeitvertreib wenig nach seinem Geschmack. „Ich bin zwei Tage auf der Jagd gewesen, schrieb er an seinen Spalatin, und habe die süßlich-bittere Lust der großen Helden auch kosten wollen; ein Geschäft, das sich wohl für müssige Leute schickt, denn ich habe auch unter Ratzen und Hunden theologische Gedanken gehabt.“ (Schr. Bd. 15. S. 146. im Anhange.)

Als der König von England, Heinrich der Achte, öffentlich wider Luthern auftrat und sogar eine Schrift gegen ihn herausgab, beantwortete Luther dieselbe, mit der Versicherung, daß am ganzen Buche nichts Englisches zu finden sei, aufs bitterste in einer Gegenschrift (Schr. Bd. 19. S. 153 ff. S. 158 ff. S. 295 ff.) und als ihm einer seiner Freunde die große Hitze und Heftigkeit, die in dieser Gegenschrift vorzüglich herrschte, verwies, so antwortete er: „Christus, Petrus, Paulus und Stephanus sind auch nicht immer sanft gewesen, sie nennen die Juden oft Otterngezüchte, Mörder, Teufelskinder, Narren, Hunde, Lügner, Trüger und Verführer. Der Propheten nicht zu gedenken.“ (Schr. Bd. 19. S. 435 f.) Luther hatte nicht ganz Unrecht, und Melanchthon vertheidigt ihn in dieser Hinsicht aus dem richtigsten Gesichtspunkte, wenn er sagt: „Gott habe dieser Zeit, wegen der damaligen großen Krankheiten, einen solchen scharfen Arzt gegeben; denn

auf

auf einen harten Knorren gehöre ein harter Keil. (Schr. Bd. 21. S. 351. im Anhange.) In eben dem Tone schrieb Luther an den Churfürsten Albrecht von Mainz, der einen neuen Versuch machte, den Ablaßhandel in seinem Lande wieder in Gang zu bringen. Er drohte ihm deswegen: „Wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich göttlicher Lehre und Seligkeit zu gut, mir das lassen eine nöthige, dringende und unvermeidliche Ursach seyn, Euer Churfürstliche Gnaden, wie den Papst, öffentlich anzutasten, allen vorigen Greuel des Tezels auf den Bischof zu Mainz zu treiben, und aller Welt anzuzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und Wolf. Da mag sich Ew. Churfürstl. Gnaden nach wissen zu richten und zu halten. Hierauf bitte und warte ich richtige und schleunige Antwort innerhalb vierzehn Tagen, denn nach bestimmten vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den neuen Abgott in Halle ausgehen, wo nicht, kommt eine gemeine Antwort.“ (Schr. Bd. 19. S. 656 f.) Kaum waren die vierzehn Tage verflossen, so kam eine Antwort vom Churfürsten, die nicht demüthiger hätte seyn können. Er versichert Luthern darin, er habe seinen Brief in Gnaden und zu allem Guten angenommen, und hoffe, die Ursach sei längst abgestellt, die ihn dazu bewogen. „Ich weiß wohl, schreibt er, daß ohne die Gnade Gottes nichts Gutes an mir ist, und bin so wohl ein unnützer, stinkender Koth, als irgend ein anderer, wo nicht mehr. Des habe ich auf Euer Schreiben gnädiger Wohlmeinung nicht wollen bergen. Denn Euch Gnade und Gutes zu erzeigen, bin ich williger, denn willig, und brüderliche und christliche Strafe

kann

kann ich wohl leiden." (Schr. Band 19. S. 661. f.)

Luther faßte im Junius 1525 plötzlich den Entschluß, die mit acht andern Fräulein aus dem Kloster entwichene Katharina von Bora, aus Meißen, zu heirathen. Schon zwei Jahre hatte er sie gekannt, ohne eine besondere Neigung gegen sie zu spüren, und hatte ihr sogar zwei Personen zur Ehe vorgeschlagen; allein sie blieb dabei, entweder Luthern, oder nie zu heirathen. Luther glaubte, er müsse den Geistlichen, die ein Auge auf ihn gerichtet hatten, ob ihn die Furcht vor den Urtheilen der Welt zurückhalten werde, in einen Stand zu treten, den er selbst so nachdrücklich empfohlen hatte, mit gutem Beispiel vorangehen. Luthers Empfindungen im ersten Jahre seines ehelichen Lebens kann man aus folgender Erzählung desselben erkennen: „Im ersten Jahre des Ehestandes hat einer seltsame Gedanken; wenn er über Tische sitzt, so gedenkt er, vorhin warst du allein, nun aber bist du selbander; im Bette, wenn er erwacht, siehet er ein paar Zöpfe neben ihm liegen, das er vorhin nicht sahe. Also saß meine Käthe im ersten Jahre bei mir, wenn ich studirte, und da sie nicht wußte, was sie reden sollte, fieng sie an und fragte mich: Er Doktor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?" Daß seine Gegner hier den reichsten Stoff zu Lästerungen zu finden glaubten, ließ sich leicht erwarten; und Luther war selbst anfangs etwas traurig und niedergeschlagen, weil er fürchtete, dieser Schritt möchte ihn bei seinen so wichtigen Geschäften leicht hinderlich werden. Doch erlangte er in dieser so glücklichen Ehe bald seine Heiterkeit

wies

wieder. „Ich bin, schreibt er an seinen Freund Spalatin, in so großen Abfall und Verachtung kommen durch diese meine Heirath, daß ich hoffe, es sollen die Engel darüber lachen und sich freuen, und alle Teufel weinen.“ (Schr. Bd. 10. S. 863.) Seine Gattin war ihm mit ganzem Herzen ergeben. Als er einst den zwei und zwanzigsten Psalm erklären wollte, nahm er Salz und Brodt mit in seine Studirstube, und schloß sich ein, um desto anhaltender und ungehinderter studiren zu können. Hier blieb er drei Tage. Seine Gattin lief unterdessen hin und her, suchte ihn überall, weinte, klopfte an alle Thüren, rief ihn, und da sie den Schmerz nicht länger aushalten konnte, und fürchtete, ihm sei etwas Widriges begegnet, so ließ sie durch einen Schlosser die Thür öffnen, wo sie ihn denn im Studiren vertieft fand. So ungern er sich auch jetzt stören ließ, so lobte er dennoch ihre Bekümmerniß und Sorgfalt, und schätzte sich (dieß sind seine eigenen Worte) im Besitz seiner Käthe reicher und glücklicher, als der reiche Krösus. — Luther war auf dem Konvente zu Schmalkalden gefährlich krank geworden. Der Churfürst ließ ihn in seinem eigenen Wagen in Begleitung eines Arztes und einiger guten Freunde nach Gotha bringen, weil man sich von dieser Erschütterung heilsame Wirkung versprach; allein vergebens. Bei seiner Ankunft daselbst gab er alle Hoffnung zur Wiedergenesung auf, und nahm deshalb schriftlich Abschied von seiner Gattin und Kindern. Er dankte ihr für die außerordentliche Treue, womit sie an allen seinen Schicksalen Theil genommen, und ihm das Leben zu versüssen gesucht habe. Sie habe ihm zwölf Jahre lang

nicht

nicht als Frau, sondern mit der demüthigen Unterwerfung einer Magd aufgewartet, Gott möge es ihr reichlich vergelten. — Luther genas indessen durch die Bemühungen der Aerzte dießmal wieder, und kehrte zur großen Freude der Seinigen gesund und munter nach Wittenberg zurück. — Als er 1546 auf seiner letzten Reise nach Eisleben (wo er abermals erkrankte und starb) nach Halle kam, mußte er wegen der stark ausgetretenen Saale einige Tage daselbst verweilen, und kehrte mit seinen drei Söhnen, die ihn begleiteten, beim D. Justus Jonas ein. Den 24. Januar schrieb er an seine Gattin in seiner gewöhnlichen Laune, daß gewiß niemand das Ende seines Lebens so nahe hätte vermuthen sollen: „Liebe Käthe, wir sind heute in Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren, denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und grossen Eisschollen, die das Land bedeckte, und dräute uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen wegen der Mulda, mußten also in Halle zwischen dem Wasser stille liegen, nicht, daß uns darnach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut Torgisch Bier und guten Rheinischen Wein dafür, damit labten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen. Ich hätte nicht gemeint, daß die Sala eine solche Sodt machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte.“ *) (Schr. Bd. 21. S. 506 f.) Endlich da sich das Wasser in etwas verlaufen hatte, reiste

er

*) Die Aufschrift dieses Briefes war: Meiner freundlichen lieben Käthen Lutherin zu Wittenberg zu Handen ꝛc.

Martinus Luther, D.

er von Halle auf einem Kahn mit seinen drei Söhnen und D. Jonas ab, und sagte: „Lieber D. Jonas, wär das dem Teufel nicht ein fein Wohlgefallen, wenn ich mit dreien Söhnen und euch in dem Wasser ersöffe?" Am 10. Februar verwies er seiner Gattin ihre ängstliche Besorgniß für seine Gesundheitsumstände in einem Briefe, welcher die Aufschrift führt: Der heiligen sorgfältigen Frauen, Katharina Lutherin, D. Zulsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen lieben Hausfrauen. „Gnad und Fried in Christo, allerheiligste Frau Doktorin, wir bedanken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen könnt, denn seit der Zeit ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unserer Herberg, hart vor meiner Stubenthür, und gestern, ohne Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen, und zerquetscht, wie in einer Mausfallen. Denn es in unserm heimlichen Gemach wohl zween Tage über unserm Kopf rieselt Kalch und Leimen, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab, so groß als ein lang Eisen, und einer großen Hand breit, der hatte im Sinn, eurer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge, wo du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen, und alle Element verfolgen. Lehrest du also den Katechismum und den Glauben? Bete du, und laß Gott sorgen. Es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorgt für dich, Ps. 55. und viel mehr Orten. Hiermit Gott befohlen." (Schr. Bd. 21. S. 1564 f.)

Im

Im Jahre 1535 ließ endlich der Papst Paul der Dritte, durch seinen Nuntius Vergerius, den Fürsten und Ständen ein allgemeines Koncilium ankündigen, das aber eben so wenig, als die in der Folge mit Pomp und Lärmen so häufig angekündigten, gehalten wurde. Luther weiß dieß unentschlossene Zögern, und die Ursach desselben, in seiner kraftvollen Sprache sehr gut auszudrücken, wenn er sagt: „Der Papst schleppt sich mit dem Koncilium, wie die Katze mit den Jungen, und kann keinen Ort finden, wo er es halten will. Ueberall würde er, wenn es gehörig gehalten würde, mit Kron und Schlüsseln zu Grunde gehen.“ Vergerius reiste selbst nach Wittenberg, um sich da mit Luthern zu unterreden. Dieser war eben in der besten Laune, als ihn Vergerius zu sich einladen ließ. Der ganze Auftritt war ihm äußerst lächerlich, und er schickte sogleich zum Barbier, um sich rasiren zu lassen. Als nun der Barbier seine Verwunderung darüber bezeugte, daß er ihn habe so früh rufen lassen, so erwiederte Luther schersend: „Ich soll zu des heiligen Vaters, des Papstes, Bothschaft kommen, daß ich jung scheine; so wird der Legat denken: Ei, der Teufel! ist der Luther noch so jung, und hat schon so viel Unglück angerichtet, was wird er nicht noch thun!“ Und als man ihm den Bart abgenommen, zog er seine besten Kleider an, und putzte sich, so gut er konnte. Ei, was wird sich der Nuntius ärgern! meinte der Barbier. „Darum thue ichs auch, sagte Luther, sie haben uns mehr, denn genug geärgert, man muß mit diesen Füchsen also umgehen.“ Nun so gehet hin in Gottes Frieden, empfahl sich jener, und

der Herr sei mit euch, daß ihr sie bekehret! „Das will ich nicht thun, war Luthers Antwort, aber das kann wohl geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lesen werde, und lasse sie fahren.“ Und als Lutherus solches geredet hatte, steigt er mit dem D. Pomeranus auf den Wagen, und fuhr zu dem Legaten aufs Schloß. Und als er in dem Wagen saß, lachte er und sprach: „Siehe, da fahren der deutsche Papst und Kardinal Pomeranus, das sind Gottes Gezeuge und Werke.“ Und da fuhr er in das Schloß, und ließ sich angeben, daß er da wäre. Da ward er von Stund an eingelassen und empfangen, und er empfieng sie wieder, aber nicht also mit herrlichen Titeln, wie man vor Zeiten päpstliche Gesandte empfangen hatte. Er könne nicht glauben, sagte Luther, daß der Papst im Ernst sollte den Entschluß gefaßt haben, ein Koncilium zu halten, es müsse nur Scherz seyn, und sollte es ja zu Stande kommen, so werde man gewiß mehr von Kleinigkeiten und Ceremonien, als von den Hauptlehren des Christenthums handeln. Er sehe auch nicht, wozu die evangelische Kirche die Koncilien brauche, da ihr Glaube aus der Schrift entschieden sei; nur die römische Kirche, deren alleiniger Glaubensgrund nur die Meinung des Papstes wäre, habe ein Koncilium nöthig. So sprachen sie noch über verschiedene Angelegenheiten, und als endlich der Gesandte Luthern mit der wiederholten Ermahnung entließ, er möchte ja auf dem Koncilium erscheinen, so empfahl er sich mit den Worten: „Ich werde gewiß kommen, und auch meinen Hals mitbringen.“ (Schr. Bd. 16. S. 2293 f.)

Das

Das Jahr 1540 bedrohte die protestantische Kirche mit dem Verluste des großen Melanchthon. Mit Vergnügen bemerkt man bei dieser Gelegenheit Luthers zärtliche Liebe gegen seinen würdigen Freund. Der König Ferdinand hatte nemlich in diesem Jahre ein Religionsgespräch zu Hagenau, in Niederelsaß, veranstaltet, und Melanchthon war von evangelischer Seite zu dieser Unterredung bestimmt worden. Er befand sich damals in den schwächlichsten Gesundh itsumständen. Von Natur schon etwas furchtsam, und durch ängstliche Träume beunruhigt, konnte er sich des Gedankens, er werde in Hagenau sterben, so wenig erwehren, daß er bei seiner Abreise von allen Freunden und Bekannten, gleich einem Sterbenden Abschied nahm, und mit der gewissesten Erwartung des Todes, seinen Weg antrat. Kaum erreichte er Weimar, wo ihn eine gänzliche Kraftlosigkeit auf das Krankenlager niederwarf. Der Churfürst, welcher sich damals gegenwärtig befand, war äusserst besorgt um seine Erhaltung, ließ die geschicktesten Aerzte herbeirufen, und wendete alle nur mögliche Mittel an, aber alles ohne Erfolg. Melanchthon schien seiner Auflösung immer näher zu kommen. Endlich wird Luther durch einen Eilboten von dem traurigen Zustande seines Freundes benachrichtigt, und eiligst nach Weimar gefordert. Er erscheint unverzüglich, und außer sich vor Schrecken, da er beim Eintritt in das Gemach, seinen Freund ohne Verstand, Gesicht, Gehör und Sprache, leichenblaß und einem Todten ähnlich antrifft, bricht er in die Worte aus: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon (Werkzeug) geschändet!“ Darauf

trat

trat er ans Fenster, betete herzlich zu Gott, ergriff endlich seinen Freund bei der Hand, und donnerte ihm die Worte ins Ohr: „Seid getrost, Philippe, ihr werdet nicht sterben; darum gebt dem Trauergeiste nicht Raum, und werdet nicht euer eigener Mörder; denn unser Herrgott mußte mir (im Gebete) herhalten. Ich warf ihm den Sack vor die Thür, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Melanchthon erwachte wie aus dem Todesschlummer, fieng wieder an Athem zu holen, in seine Adern drang neues Leben, und er genas wirklich zur Freude der protestantischen Welt, und zu Luthers Entzücken, dem er fast einzig und allein seine Errettung verdankte, wie er selbst sagt: „Ich wäre gestorben, wenn ich nicht durch Luthers Ankunft mitten aus dem Tode wäre gerissen worden." (Schr. Bd. 21. S. 99. im Anhange.)

Im Jahr 1545 führte Luther abermals mit seiner gewohnten Heftigkeit einen Streit mit dem Papste, der durch sein offenbar feindseliges Unternehmen gegen die Protestanten, den Haß zu rechtfertigen schien, den ihm Luther auf ewig geschworen hatte. Der Papst hatte nemlich um diese Zeit, wie schon mehrmals, den Kaiser in einem sehr dringenden Schreiben aufgefordert, mit Gewalt gegen die Protestanten zu verfahren, und hatte sich dabei sehr kühner und nachdrücklicher Worte bedient, welche sich mit der Majestät des Kaisers nicht gut zu vertragen schienen. Dieß empörte Luthers Gefühl, und bewog ihn, in der nachdrücklichen Schrift: Das Papst-

thum zu Rom vom Teufel gestiftet, den Papst in seine Grenzen zu verweisen. In dieser Schrift lehrt er den Papst, wer er, und wer der Kaiser sei; er sei nemlich Unterthan des Kaisers. „Weder Gott, noch Menschen, heißt es unter andern, haben dich über den Kaiser gesetzt, und zum herrschenden Oberhaupt der ganzen Christenheit gemacht, und willst du dich dieses Rechts ja anmaßen, so kannst du es nicht von Gott, sondern du mußt es vom Satan haben, weil alle deine Handlungen von je her grausam und teuflisch waren.“ Alle diese Anstrengung und Arbeit wirkte um so mehr auf Luthers schwächlichen Körper, da die Stärke und Heftigkeit seiner Leidenschaften ihn fast unaufhörlich in der gewaltsamsten Bewegung erhielt, so daß er mit jedem Tage recht sichtbar seinem Grabe näher zu kommen schien. Seine Unpäßlichkeit und die ganze Kraftlosigkeit seines Körpers nahm so überhand, daß er es für nothwendig hielt, auch einmal zu seiner Erholung eine Reise vorzunehmen, und seine Freunde in Leipzig, Merseburg und Zeitz zu besuchen. Indessen hatte sich die Nachricht von Luthers Unpäßlichkeit schon überall verbreitet, das voreilige Gerücht hatte in Italien schon seinen Tod verkündigt, wo man sogar sein vermeintes Ende in einer Schrift auf folgende Art erzählte: Luther habe vor seinem Ende, nachdem er das Abendmahl bekommen, gebeten, daß man seine Leiche auf einen Altar setzen und göttlich verehren möchte. Diese Bitte habe man nun, wie billig, nicht erfüllt; aber kaum habe man ihn begraben, so sei bei seinem Grabe ein so fürchterlicher Lärm und Getümmel entstanden, als wenn Teufel und Hölle zusammenstürzten,

so daß alle Anwesende vor Furcht ausser sich gesetzt wären. Bald darauf habe man die Hostie, die Luther so unwürdig genossen, mit vieler Klarheit in der Luft gesehen, und nicht ermangelt, sie sogleich mit vieler Ehrfurcht zu den Heiligthümern zu legen. Der Lärmen habe nun in etwas nachgelassen, wäre aber in der Nacht weit heftiger und schrecklicher von neuem entstanden. Man habe darauf das Grab geöffnet, und — nichts von der Leiche gefunden; aber dagegen sei ein solcher Schwefelgestank herausgedrungen, daß viele davon krank geworden wären. Dadurch habe Gott die lebende Menschheit auffordern wollen, die Lehre des gottlosen Luthers zu verlassen, und wieder in den Schoos der allein seligmachenden katholischen Kirche zurückzukehren. — Luther benahm sich vortreflich bei dieser Gelegenheit. Er übersetzte das unverschämte Pasquill ins Deutsche, und ließ es öffentlich durch den Druck bekannt machen, mit dem Zusatz: „Und ich, Martin Luther, Doktor, bekenne und bezeuge, daß ich solch zornig Gedicht von meinem Tode empfangen, und fast gern und fröhlich gelesen habe, ausgenommen die Gotteslästerungen, da solche Lügen der hohen göttlichen Majestät zugeschrieben werden. Sonst thut mirs sanft auf der rechten Kniescheibe und an der linken Ferse, daß mir der Teufel und seine Schuppen, Papst und Papisten, so herzlich feind sind. Gott bekehre sie! (Schr. Bd. 21. S. 252 ff. im Anhange.)

Luther bewies eine seltene Arbeitsamkeit und Thätigkeit. Wie ungeheuer ist nicht die Menge seiner schriftstellerischen Arbeiten, und wie zahllos die Menge seiner Briefe, deren er in manchem Jahr über tausend schrieb.

schrieb. „Ich werde, schrieb er an seinen Freund Link, täglich mit Bitt- Belehrungs- und Klagbriefen so überhäuft, daß der Tisch, die Bank, die Fußschemel, Pulte, Fenster, Kasten, Stangen, und alles voller Briefe liegt.“ Bei diesen überhäuften Geschäften sah er es denn auch nicht gern, wenn ihn Gönner und Freunde zu sich baten. „Ich verderbe viel Zeit mit dem zu Gaste gehen. Ich weiß nicht, welcher Satan dieses anstellt! Abschlagen kann ichs nicht wohl, gleichwohl thut es mir großen Schaden.“ Bei dieser seltenen Thätigkeit kam ihm seine vorzüglich glückliche Leichtigkeit im Arbeiten nicht wenig zu statten. „Es fließt mir alles, sagt er, was ich schreibe, mehr aus dem Gedächtniß, als daß es erst langsam müßte hervorgebracht werden. Und doch hab' ich nicht Zeit genug. Ich möchte doch wissen, wie andre Langsamere zurecht kämen!“ Das ist auch das Urtheil seiner Zeitgenossen von ihm. „Luthern kann das nimmermehr ein Mensch nachthun, schreibt einer derselben, daß er bei so viel Anfechtung, Gefahr, Streiten und Kämpfen so viele Bücher könnte lassen ausgehen, als wie er gethan. Ja, wenn sich ein junger Mensch darüber setzte, und sollte nichts anders thun, denn allein die Bücher, die Luther hat lassen ausgehen, nachschreiben, so würde es ihm fast unmöglich seyn.“

Seine lebhafte Einbildungskraft war nicht selten die Quelle von sonderbaren Schwärmereien und Visionen, zumal wenn im kränklichen Zustande seines Körpers die Thätigkeit der übrigen Seelenvermögen etwas unterdrückt war. Durch sie sah er, nach damaligen Vorstellungen, den Teufel, und ergrimmte nicht selten, wenn

ihn dieser Fürst der Finsterniß in seinen wohlthätigen Arbeiten, gleichsam um ihn zu stören, überraschte, so daß er ihn nicht selten mit Schimpf- und Schmähworten, oder wohl gar durch einen Wurf mit dem Dintenfaß von sich zu entfernen suchte. Alle Hindernisse, die er auf seinem Wege so häufig antraf, rührten vom Teufel her. Der Teufel war es, der ihn zu unterdrücken und seine Arbeiten zu zernichten bedacht war; der Teufel, welcher den Papst und sein Heer mit Ränken gegen ihn bewaffnete, und welchem er, trotz alle dem, mit der Stärke des Glaubens gerüstet, heroisch entgegen gieng.

Seine Demuth und Bescheidenheit machte ihn nicht selten ungerecht gegen sich selbst; aber wie liebenswürdig wird ein großer Mann durch diesen seltenen Fehler, zu dem sich nur wenige erheben können. Leeres Gepränge und glänzende Ehrenbezeugungen waren ihm gleichgültig, und als einst mehrere Professoren in Wittenberg die Sitte einführen wollten, daß sie ihre Zuhörer jedesmal bei dem Eintritt in das Zimmer durch ein ehrerbietiges Aufstehen empfangen sollten, war Luthers kurze Entscheidung: „Ich kann das zierliche Wesen nicht leiden!“ Der Weihrauch, der ihm von seiner Parthei so wohlverdient gestreut wurde, zog gleichgültig vor ihm vorüber, und es war ihm nicht einmal lieb, daß sie sich nach seinem Nahmen zu nennen anfiengen. Und ist irgend etwas im Stande, uns von der Reinheit seiner Absichten und von der Geradheit seines Charakters zu überzeugen, so ist es gewiß folgende Stelle (Schr. Bd. 10. S. 420.): „Du mußt dich nicht lutherisch nennen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. Ich bitte

daher, man wolle meines Nahmens schweigen, und sich nicht lutherisch, sondern Christen heißen. Lasset uns tilgen die partheiischen Nahmen, und Christen heißen, deß Lehre wir haben. Ich bin und will keines Meister seyn." Aeusserst bescheiden spricht er auch von sich und seinen Schriften 1545 in der Vorrede zum ersten Theil seiner lateinischen Werke, wo er unter andern sagt, er habe sich lange dagegen gesetzt, eine Sammlung seiner Werke zu veranstalten, weil er wünsche, daß sie wieder in Vergessenheit gerathen möchten, da sie ohne Ordnung nach einander ausgegangen, und ihm durch die vielen unordentlichen Händel abgedrungen und auch bereits viele richtigere Schriften vorhanden wären, z. B. Melanchthons Schriften. Aber dennoch habe er endlich den Bitten seiner Freunde und dem Befehl des Churfürsten nachgegeben. „Nun bitte ich aber, fährt er fort, den christlichen Leser vor allen Dingen, daß er meine Schriften gang bedächtiglich und mit großem Mitleiden lesen wolle, und wissen, daß ich vor dieser Zeit ein Mönch, und der recht unsinnigen und rasenden Papisten einer gewesen, der im Anfang dieser Sachen so voll und trunken, ja in des Papstes Lehre so ersoffen, daß ich bereit gewesen wäre, zu ermorden, wo es in meiner Gewalt gestanden, oder wenigstens dazu geholfen, daß ermordet worden wären alle, so dem Papst auch in der geringsten Sylbe nicht hätten Gehorsam leisten wollen. Daher wirst du, christlicher Leser, in diesen meinen ersten Schriften finden, wie viel und großer Artikel ich dem Papste demüthiglich zugelassen und eingestanden habe, die ich hernach für die höchsten Gotteslästerungen und Greuel gehalten und verdammt

habe,

habe, und noch halte und verdamme. Wollest derhalben diesen meinen Irrthum, oder, wie es meine Widersacher giftig deuten, ungleiche, widerwärtige Reden, der Zeit und meiner Unwissenheit zumessen." (Schr. Bd. 14. S. 428 ff.)

Luthers menschenfreundliches, zur Fröhlichkeit geschaffenes Herz konnte seine Brüder nicht leiden sehen. „Wir sind Gottlob nicht steinernen Herzens, sagt er, oder eisernen Gemüths. Ich gönne niemanden Böses. Sonderlich soll ja kein Christ dem andern Gottes Zorn wünschen, auch den Türken und Juden und keinem Feinde nicht, ja auch den Kardinälen und dem Papste nicht." (Schr. Bd. 17. S. 1755 f.)

Der berüchtigte Tezel kam zuletzt, wegen seiner schändlichen Betrügereien mit dem Ablaß, in nicht geringe Verlegenheit. Der päpstliche Kammerherr von Miltitz citirte ihn, der sich damals im Paulinerkloster zu Leipzig aufhielt, nach Altenburg, um sich zu verantworten. Allein Tezel weigerte sich zu erscheinen, und schützte die Gefahr vor, welcher er auf dieser Reise ausgesetzt seyn würde. „Luther, schrieb er, hat fast in allen Landen Groß und Klein wider mich erregt, daß ich nirgends sicher bin, und daß alle Menschen so gegen mich aufgebracht sind, daß, wenn ich von der Kanzel absteige (er predigte bisweilen in der Paulinerkirche) sie mir mit den Augen, ja wohl gar mit dem Stocke drohen. Ich kann also ohne Lebensgefahr nicht aus Leipzig reisen und nach Altenburg kommen." (Schr. Bd. 15. S. 860 f.) Miltitz kam darauf im folgenden Jahre selbst nach Leipzig, gab Tezeln die bittersten Verweise, und drohete

drohete ihm mit dem Papste. Diese Drohungen griffen ihn so an, daß er bald darauf starb. Luthers Edelmuth bei dieser Gelegenheit ist der größten Lobsprüche würdig. „Es ist mir leid, schreibt er, daß Tezel in große Noth wegen seiner Wohlfarth kommen, und daß sein Wesen nun ganz offenbar worden ist. Ich wollte lieber, wo es hätte seyn können, daß er bei Ehren wäre erhalten worden, und sich gebessert hätte; denn durch seine Schande werde ich nicht berühmter, und durch seine Ehre gehet mir nichts ab. Wie ich seine Krankheit erfahren, habe ich ihn noch vor seinem Tode auf das allerfreundlichste getröstet, und ihm geschrieben, er solle guten Muth haben, und sich vor mir, oder meinem Nahmen, nicht fürchten.“ (Schr. Bd. 15. S. 860 f. S. 862. S. 19. 73. im Anhange. Bd. 14. S. 459.) — Aber nicht bloß durch Worte, auch durch Handlungen bewies Luther, daß er die Pflichten der Menschheit kenne und auszuüben wisse. Er brach sich selbst von seinen geringen Einkünften die Almosen ab, die er so reichlich austheilte, und wenn er zu schwach war, einem Leidenden zu helfen, so ruhte er nicht eher, als bis er den Hof oder andere begüterte Personen in Bewegung gesetzt hatte. Als ihn einst ein armer Mensch um Unterstützung ansprach, und er selbst nichts hatte, um ihm zu helfen, gab er ihm das Pathengeld seiner Frau, und tröstete sie hernach mit den Worten: „Gott ist reich, er wird etwas anders bescheeren.“ Seine Uneigennützigkeit war fast übertrieben zu nennen. Sollte man es glauben, daß ein Mann, dessen jährliche Einkünfte nicht völlig zweihundert Thaler betrugen, alle seine Schriften unentgeldlich an die Buchhändler verschenk-

te,

te, und das Anerbieten, welches ihm einer derselben machte, ihm jährlich vierhundert Thaler dafür zu entrichten, mit den Worten zurückwies, daß er seine Gaben nicht zum Verkauf vom Schöpfer erhalten habe? — Eben so benahm er sich auch, als ihm der Churfürst von Sachsen einen Kux in den Bergwerken verehren wollte. „Ich bedankte mich unterthänigst und höflichst, als mir der Churfürst zum Glück und Dank für die Mühe, daß ich die deutsche Bibel in Druck gegeben, einen Kux schenken wollte, und wollte den Kux nicht haben, sprechend: Der Teufel ist mir feind, der möchte das Erz meinethalben auf Gottes Zulassung abschneiden, und so müßten die andern Gewerke meiner mit entgelten. Mir gebühret vielmehr, daß ich mit einem Vaterunser Zubuße gebe, damit die Erze bestehen, und die Ausbeuten wohl angelegt werden." Der Churfürst machte ihm öfters Geschenke an Kleidungsstücken und Bedürfnissen für Küche und Keller, und Luther verbat es nicht selten, wie z. B. in folgendem Schreiben an den Churfürsten Johann: „Ich habe lange verzogen, Ew. Churfürstl. Gnaden zu danken für die geschickten und geschenkten Kleider und Gewand. Aber ich will unterthäniglich bitten, E. C. G. wollen nicht glauben denen, so mich dargeben, als hätte ich Mangel. Ich habe leider! mehr, sonderlich von E. C. G., denn ich im Gewissen vertragen kann. Mir gebühret auch, als einem Prediger, nicht Ueberfluß zu haben, begehre es auch nicht. Bitte derohalben, E. C. G. wollen harren, bis ich selber klage und bitte, auf daß ich durch solch Zuvorkommen E. C. G. nicht scheu werde, für andere zu bitten, die viel würdiger sind solcher Gnaden." (Schr. Bd. 21. S. 289 f.)

289 f.) An den Churfürsten Johann Friedrich schrieb er: „Gnade und Friede und mein arm Vaterunser. Ich habe heute früh von Ew. Churfürstl. Gnaden das reiche Geschenk, nemlich ein halb Fuder Gornberger, vier Eimer Jenischen Weins, dazu ein Schock Karpfen, und einen Centner Hechte, schöne Fische, empfangen. Es ist auf einmal zu viel, wäre genug an der Stück einem gewesen. Wohlan, ich danke E. C. G. aufs unterthänigste. Unser Herrgott wirds E. C. G. wieder erstatten. So weiß ich alle die Gnade, so mir E. C. G. täglich und so reichlich erzeigen, nicht zu verdienen. Mit meinen Armen will ich thun, was ich kann. Hiermit dem lieben Gott befohlen." (Schr. Bd. 21. S. 509 f.) — Als ihn jemand erinnerte, er möchte doch zum Besten seiner Familie ein kleines Vermögen sammeln, gab er zur Antwort: „Das werde ich nicht thun; denn sonst verlassen sie sich nicht auf Gott und ihre Hände, sondern auf ihr Geld."

Im Schooß seiner Familie und im Zirkel einiger gewählten Freunde erholte er sich von den Beschwerden seines so thätigen Lebens, und sammelte neue Kräfte zur Arbeit. Von seiner Gattinn und Kindern umgeben, an der Seite seiner Busenfreunde, eines Melanchthons, Bugenhagens, Creuzigers, Jonas u. s. w. genoß er die Freuden des Lebens mit herzlicher Fröhlichkeit und mit Dank gegen den Geber. Wer ihn nur in diesem Kreise sah, der suchte gewiß nimmermehr den grossen Mann in ihm, der mit Fürsten, wie mit seines Gleichen sprach, und der eine halbe Welt in Bewegung zu setzen im Stande war. — Er war ein Freund von munitern

tern Gesprächen und fröhlichen Scherzen. „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang," das war die kurze und einfältige Philoso-phie seines Privatlebens. — Es gab oft lustige Auftritte in seinem Hause; davon nur ein Beispiel. Ein reicher Kaufmann aus Hamburg brachte seinen Sohn zu ihm in Pension, und wurde nebst diesem Sohne und mehrerern guten Freunden Luthers zum Abendessen gebeten. Während sich nun der Vater mit Luthern über die Erziehung seines Sohnes an einer andern Seite des Zimmers besprach, wurde eine gebratene Gans aufgetragen. Dem Sohn dauerte die Zeit zu lange, und der Anblick der gebratenen Gans machte ihn so lüstern, daß er sich unbemerkt hinschlich, und die Haut abzog. Dieß bemerkten einige von den Gästen, und — schwiegen. Aber kaum hatte es Luther wahrgenommen, als er den Kaufmann lächelnd mit der Frage überraschte: „Was würdet Ihr euern Sohn haben lernen lassen, wenn er nicht Lust und Geschicklichkeit zum Studiren gehabt hätte?" Die Kaufmannschaft, war die Antwort. „Nein, fiel ihm Luther ins Wort, das Gerberhandwerk hätte er lernen müssen; denn er hat jetzt wahrlich das Gänseleder ganz wohl gearbeitet." Darüber entstand ein lautes Gelächter, und Luther bat den beschämten Vater, ihm diese offenherzige Erinnerung nicht übel zu nehmen, weil er auch der Grafen und Herren nicht schone, wenn er etwas Unschickliches an ihnen bemerke.

Bei seinen überhäuften Geschäften unterrichtete er dennoch seine Kinder selbst, und sorgte auch für ihre moralische Bildung. Sein Grundsatz war, der Vater müs-

se

se aus den Kindern sprechen. Und anderswo sagt er: „Wenn die Eltern ihre Kinder wohl erziehen, das ist die richtigste Straße zum Himmel; aber auch die Hölle ist nicht leichter verdient, denn an seinen eigenen Kindern." (Schr. Bd. 10. S. 1646. ff.) — Der Anblick, seine Gattinn oder Kinder leiden zu sehen, preßte seinem gefühlvollen Herzen Thränen aus. „Ich habe meine Käthe lieb, sagte er, ja ich habe sie lieber, denn mich selber; das ist gewißlich wahr. Und ich wollte ja lieber selbst sterben, denn daß sie und die Kinderlein sterben sollten." — Aber bei aller zärtlichen Vaterliebe gegen seine Kinder, bewies er doch nie eine strafbare Nachsicht bei ihren Vergehungen, und sagte dann, wenn in einem solchen Fall seine Gattinn und andere Freunde um Gelindigkeit baten: „Ich will lieber keinen, als einen ungerathenen Sohn haben." — „Man muß sehen, sagt er in einer andern Stelle, daß man die Jugend mit Lust und im Guten gewöhne; denn, was man allein mit Ruthen und Stäupen soll zwingen, da wird keine gute Art daraus, und, wenn man es weit bringt, so bleiben sie doch nicht länger fromm, denn die Ruthe auf dem Nacken liegt. Aber durch Vermahnen und gute Strafen wurzelt es ins Herz, daß man sich mehr vor Gott, als vor der Ruthe und dem Knittel fürchtet. Wir müssen manchmal mit den Kindern lallen, und ihnen im Guten beikommen. Hilft das nicht, dann muß Schärfe seyn." (Schr. Bd. 10. S. 52.)

Luther sollte einmal (erzählt Zinkgref in seinen Apophthegmen) einen Neuling (den Philipp Melanchthon) predigen hören. Als aber derselbe

gleich

gleich anfangs stecken blieb, und nur immer die Worte des Textes: Ich bin ein guter Hirt, wiederholte, und weiter nicht fortkommen konnte, hieß ihn Luther von der Kanzel herabsteigen, und sagte: „Ein albern Schaf mögt ihr wohl seyn, aber kein guter Hirte.“ — Ein neuer Jurist, sagte Luther, sei im ersten Jahre ein Justinianus, dünke sich über alle Doktoren, und hab' alle Rechte in seinem Kopfe; das andere Jahr sei er Doktor, das dritte Licenciat, das vierte Backalaureus, und das fünfte wieder Student (d. i. der Rechte Beflissener.) — Als Luther bei der Kirchenvisitation des Landes Sachsen, einen Bauer, der den Glauben betete, fragte: Was das Wort allmächtig heiße? und der Bauer ihm antwortete, er wisse es nicht, sagte er: „Ich und alle Gelehrte wissen und begreifen es nicht; glaub' du es nur!“ — Als jemand sagte, man könne es durch die Chiromantie (Handwahrsagerei) einem aus den Händen sehen, ob er freigebig sei, oder nicht, spottete Luther dessen also: „Freilich muß man es an den Händen sehen, denn es giebt ja keiner mit den Füßen.“ — D. Justus Jonas gab einst einem Armen und sagte: Wer weiß, wo Gott es wieder giebt! Darauf antwortete Luther: „Gleich als wenn er es nicht zuvor gegeben hätte!“ — Von einem Fürsten, der sich zu viel von seinen Dienern regieren lassen, sagte er: „Er sei gewesen, als ein Zeiger an einer Uhr; wie man ihn gestellt habe, so sei er gegangen.“ — Zu seiner Hausfrau sagte er, als sie schwanger war, und gleichwohl noch das vorige Kind säugte: „Es ist schwer, zwei Gäste zu ernähren, den einen im Hause, und den andern vor der Thür.“ — Wenn ihm einer in die

Rede fiel, sagte er: „Zwei können wohl mit einander singen, aber nicht reden.“ — Desgleichen: Es solle keiner jemanden für seinen Freund halten, er habe denn zuvor einen Scheffel Salz mit ihm gegessen. — Desgleichen: Gleichwie ein strenges Recht oftmals das größte Unrecht, so sei eitel Gnade oft die größte Ungnad. — Desgleichen: Es sei eine Kunst über alle Künste, seine Kunst verbergen zu können. — Desgleichen: Es sei die größte Thorheit, mit vielen Worten nichts sagen. — Die Lüge, sagte er, sei wie ein Schneeball; je länger man sie fortwälze, desto größer werde sie. — Von der Welt, sagte er, sie werde durch lauter Wahn regiert. — Von der Kinderzucht sagte er, man müsse so strafen, daß der Apfel bei der Ruthen sei. — Als er gefragt wurde, welches das beste Einkommen sei, antwortete er: Redlichkeit. — Die Männer, welche das Regiment nicht in ihren Häusern haben, nennte er Verba anomala. — Zu Schmalkalden, bei der Zusammenkunft der Fürsten, predigte Urbanus Rhegius. Als er aber die Predigt zu lang machte, sagte Luther: Hoc neque urbanum, nec regium esse.

Zu Wurzen in Meißen war ein Vikarius, der gut schnitzen konnte. Dieser wollte ein Buch wider Doktor Luthern schreiben. Als der Probst zu Altenburg, Albrecht Megk, dieß erfuhr, sagte er: „Lieber Herr, nicht schreibt wider ihn, denn das wird er euch bald nachthun; aber schnitzt wider ihn, das kann er euch nicht nachmachen.“

Luthers kürzester Brief befindet sich eigenhändig in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Er ist

an

an einen gewissen Hirsfelder erlassen, den er nicht kannte, und der nur, um eine Zeile von ihm zu besitzen, an ihn geschrieben hatte. Luther antwortete ihm:

Manum meam petiisti, ecce manum habes.

Martinus Lutherus.

X.

Ulrich von Hutten,

der Vertheidiger der deutschen Freiheit, wie seine Zeitgenossen ihn nannten, der muthige und kraftvolle Beschützer der Aufklärung und aller helleren Köpfe, welche dieselbe zu verbreiten suchten, der geistreiche Schriftsteller, der, wie mit der Schärfe des Schwerts, so der Feder, ankämpfte gegen Despotismus und Pfaffentrug,

geb. 1488, auf seinem väterlichen Schlosse Steckelberg an der Grenze von Hessen und Franken, wurde im 11. Jahre seines Alters in die Abtei zu Fulda gebracht, um sich dem geistlichen Stande zu widmen, der aber nicht nach seinem Sinne war. Er entwich daher heimlich 1504, und besuchte die Universitäten zu Cölln, Frankfurt an der Oder, wo er 1506 Magister wurde, Rostock und Wittenberg, und legte sich hauptsächlich auf das Studium der schönen Wissenschaften. Er reiste dreimal nach Italien, um daselbst, nach dem Willen seines Vaters, die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, der er aber eben:

ebenfalls keinen Geschmack abgewinnen konnte. Nach seiner Zurückkunft im Jahr 1516, wurde er von dem Kaiser Maximilian als Dichter gekrönt und zum Ritter geschlagen. Im Jahre 1518 gieng er nach Frankreich, und begab sich, als er von da zurückgekehrt war, an den Hof des Churfürsten Albert zu Mainz. Darauf zog er 1519, in Diensten des Schwäbischen Bundes wider den Herzog Ulrich von Würtemberg zu Felde, diente auch unter Franz von Sickingen wider einige deutsche Fürsten, schweifte hernach, gebeugt von Kummer und Elend, hie und da herum, bis er endlich 1523 auf der kleinen Insel Ufnau im Zürchersee starb.

Heftig, bis zur Erbitterung, voll Heroismus und Unerschrockenheit war der Eifer, mit welchem Hutten der Ehre, Glückseligkeit, Freiheit und Aufklärung seines Vaterlandes sich annahm. Ein Mann von feurigem Temperament, großmüthig und mitten in den Gefahren, von welchen er sich umringt sah, von heiterm Geiste, war er, und aufgelegt zu kühnen Unternehmungen, ein unbestechlicher Freund Luthers, ein Abentheurer und Märtyrer der Wahrheit, die er mit ungebrochnem Sinne vertheidigte. Anfangs schrieb er nur lateinisch, aber am Ende deutsch, um von allen verstanden zu werden, und mit ausgelassener Bitterkeit. Nicht immer kann der kaltblütigere, friedfertigere Richter die Invektiven billigen, mit denen er wider Papst und Klerisei stritt; öfters scheint eine Zügellosigkeit durch, die für unser Zeitalter

mehr als befremdend ist. Aber er kämpfte mit einem wilden Haufen, und Sanftmuth würde die boshafte Dummheit nicht gebessert haben. Hutten trat hin ins Handgemenge, zu siegen oder zu fallen bereit; er erlag wirklich, aber mit einem Geiste, der jeder Uebermacht auch im Erliegen trotzt. Seine noch übrig gebliebenen Schriften in Versen und Prosa, verrathen durchaus den kühnen Mann und freien Denker; sie sind geschrieben mit eisernem Griffel, ungewöhnlich stark im Ausdruck, kühn, heldenmüthig, voller Hohn und Trutz, ein Abbild seines großen Herzens und seiner großen Seele.

Ulrichi Hutteni, Equitis Germani, Opera poetica, ex diversis illius monumentis in unum collecta. Francofurti 1538. 8. — Ulrici de Hutten Opera. Tomus I. Epistolas herois et clarissimorum quorundam virorum ad eum scriptas, ordine chronologico collectas, complectens. Edidit Christian. Jacob. Wagenseil. Lipsiae 1783. 8. (16. Gr.) — Ulrichs von Hutten fünf Reden gegen Herzog Ulrich von Würtemberg ꝛc. Aus dem Lateinischen übersetzt ꝛc. von G. A. Wagner. Chemnitz 1801. 8. (1 Thlr. 6 Gr.) — Gedichte von Ulrich von Hutten und einigen seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Mit Huttens Porträt. Heidelberg 1810. gr. 8. (1 Thlr.) — Epistolae obscurorum virorum ad Dn. Ortuinum Gratium. Nova et accurata editio. Francofurti ad Moenum 1543. 8.

Als Hutten Rom zum zweitenmale verlassen mußte, weil er von einem redlichen Landsmanne vor den Nachstellungen der Mönche gewarnt worden war, fand er an dem erneuerten Stadtthore die Jahrszahl: M. C. C. C. C. L. X. Er nahm eine Kohle und ergänzte die Buchstaben also: Multi Caeci Cardinales Creaverunt Caecum Leonem X. (Viele blinde Kardinäle haben den blinden Leo 10. gewählt.)

Einst hatte Franz von Sickingen dem im Elsaß gelegenen Städtchen Schletstatt, seinem Hutten zu lieb, den die Tyrannei ihrer Priester gegen die Anhänger der lutherischen Lehre, und ihr blutiger Verfolgungsgeist, verdroß, hart zugesetzt, und sie für ihre Intoleranz gezüchtigt. Die Kartheuser des Orts wollten sich an Hutten für diese Ungebühr rächen, und mißbrauchten sein Bildniß zu Wischen ihres Hintertheils. Aber der Ritter erfuhr dieß, erkannte Exekution gegen sie, und sie mußten für diesen Mißgriff 2000 Gulden A — geld erlegen. Selbst der fürchterliche Weislinger, Huttens Todfeind,*) konnte sich nicht enthalten, über diesen Meisterschwank in die Faust zu lachen.

Einst begegnete Hutten auf einer Reise einem deutschen Abte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Abt, der ein ungemein dicker Mann war, erzählte, daß er in ein Bad gehen wolle, weil er gar zu feist würde,

*) Er gab heraus: Huttenus delarvatus, das ist, wahrhafte Nachricht von dem Urheber der verschrieenen Epistolarum obscurorum virorum, Ulrich von Hutten ꝛc. Costanz und Augsburg 1730. 8.

würde, auch allen Appetit zum Essen verloren habe, um durch das Bad etwas von seiner Korpulenz zu verlieren und wieder Eßlust zu bekommen. „O, versetzte Hutten, dafür weiß ich ein gutes Mittel; ich werde Euch mit auf mein Schloß nehmen.“ Dieß geschah. Hier nun schloß Hutten den Abt in ein Gemach ein, und ließ ihn daselbst einige Tage fasten. Darauf gieng er zu dem Gefangenen und fragte, ob er nicht schon etwas abgenommen, und Appetit zum Essen spüre? „O ja, recht sehr!“ versetzte der Abt. Hutten ließ ihm nun ein gutes Mahl vorsetzen, das dem Abt treflich schmeckte. Nach der Mahlzeit sagte Hutten zu dem Abte: „Seht ihr wohl, daß mein Mittel bewährt ist! aber nun ist es auch billig, daß ihr mir den Doktorlohn zahlt.“ Dem Abte blieb nichts übrig, um in Freiheit zu kommen, als sich dazu zu verstehen, und Hutten ließ sich von ihm zweihundert Goldgulden bezahlen.

XI.

Johann Wilhelm Ludewig Gleim

geb. 1719 zu Ermsleben im Fürstenthum Halberstadt, bezog 1738 die Universität Halle, wo er die Rechte studirte, gieng 1740 nach Potsdam als Hauslehrer des Obersten von Schulz, und wurde Sekretär des Prinzen Friedrich Wilhelms von Preußen. Als der Prinz 1744 bei der Belagerung von Prag, durch eine Kanonenkugel aus der Festung getödtet worden war,

kam

kam er als Staabssekretär in die Dienste des alten Fürsten von Dessau, den er aber bald wieder verließ. 1747 wurde er Domsekretär in Halberstadt, und in der Folge Kanonikus des Stifts Walbeck. 1797 legte er sein Sekretariat wieder nieder. Seit 1799 verlosch allmählig das Licht seiner Augen, bis er endlich ganz erblindete. Er starb zu Halberstadt 1803.

Im Anfange der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts half Gleim die Morgenröthe des besseren Geschmacks für unsere Sprache und Dichtkunst mit andern heraufführen. So entschieden aber auch der Werth seiner meisten Produkte aus diesem früheren Zeitraum ist, so verrathen die Arbeiten seines späteren Alters die Schwäche desselben. Man nannte ihn unsern Anakreon, und in vieler Rücksicht war er es. Glücklich erlauschte er die Naivetät und Anmuth des Griechen; er sang den Genuß der Lebensfreuden mit derselben Heiterkeit, wie jener. Oft ahmt er den Griechen nach; aber er gefallt mehr, wenn er Original ist und dem eigenen Gange seines Geistes folgt. Seine scherzhaften Lieder unterscheiden sich alsdann durch den Ausdruck inniger Fröhlichkeit, einen leichten Fluß der Gedanken, und jene scheinbare Nachlässigkeit, die dieser Dichtungsart so wohl ansteht. Die früheren, in welchen überhaupt eine reichere Ader strömt, sind witzig, voll munterer, schalkhafter Einfälle, doch so, daß sie die Sittsamkeit mit keiner Sylbe beleidigen. Wein, Rosen und Mädchenkuß sind die Gegenstände seines ungekünstelten Gesanges. In

einigen sinkt jedoch das Sanfte und Einfältige ins Matte, das Natürliche ins Tändelhafte herab. In den späteren verkennt man öfters den Liebling der Musen und Grazien gänzlich. Durch den Beifall, den sich Gleims Lieder erwarben, ließen sich eine Menge Dichterlinge verführen, uns mit einer Sündfluth unzähliger kleiner nettgedruckter Sammlungen, die nichts als ein unwitziges Gewäsch von Wein und Liebe enthielten, zu überschwemmen. Das war jene liederreiche Zeit, wo es in Deutschland von anakreontischen Versen wimmelte, wo jedes fade Geschwätz in kurzem Sylbenmaaße ein anakreontisches Lied hieß. Gleims Nachäffer wurden ausgezischt und vergessen; aber auch er hat, vielleicht zu unbillig, für die Sünden anderer gebüßt. Am sichersten wird die Unsterblichkeit seines Nahmens durch seine Kriegslieder begründet. Ausser dem Inhalte, der sie zu einer Art von historischen Denkmälern macht, wird die kraftvolle und kunstlose Sprache, untermischt mit einigen Härten, die zu dem angenommenen Charakter des gemeinen Kriegers nicht übel passen, die Kühnheit in Wendungen und Ausdruck, das ungestüme Feuer der Begeisterung, das in vielen Strophen lodert, vornemlich aber die Verbindung des kriegerischen Geistes mit den edleren Gesinnungen der Menschlichkeit, die allenthalben sichtbar ist, auch von der Nachwelt geachtet und bewundert werden. Gleims Fabeln empfehlen sich durch eine eigene gedankenvolle Kürze, und ungezwungene, fließende, treuherzige Erzählungsart. Sie unterscheiden sich vornemlich durch die Kunst, die Moral an den Faden der allegorischen Handlung selbst zu knüpfen. Gleim war es, der die Romanze,

manze, die bis dahin hauptsächlich nur von den Spaniern und Engländern bearbeitet worden war, zuerst auf deutschen Boden verpflanzte, und den man daher den Anlaß zu den nachherigen vielfältigen und zum Theil sehr glücklichen Bearbeitungen derselben unter uns zu verdanken hat. Mit morgenländischem Schwunge, kühn, als ein Seher Gottes, und in hoher phantasiereicher Einfalt rührt und lehrt er in seinem Halladat, einem Werke von tiefem Sinn und eigenthümlichen Gepräge.

Nicht zufrieden indeß, durch eigene poetische Arbeiten mannigfaltiger Art, den Ruhm des deutschen Parnasses befördert zu haben, war Gleim auch der treue Pfleger jedes aufkeimenden Talents. Zu denen Dichtern, welchen er theils Ermunterer, theils kritischer Freund, theils Gönner und Unterstützer wurde, gehören v. Kleist, die Karschin, Jacobi, Heinse, Michaelis, Klamer Schmidt u. s. w. Aber auch manchem andern erzeigte er sich gefällig und nützlich. Durch weise Zurathehaltung seines Vermögens war er im Stande, viel Gutes zu stiften. Nur gegen sich selbst strenge, war er der erste mit Rath und That, wenn etwas Gutes auszuführen war, und er konnte in den heftigsten Unwillen gerathen, wenn man ihm die Gelegenheit dazu verschwiegen hatte. Er beschämte selbst Fürsten durch sanfte und immer wiederkehrende Erquickung des Genies. Das war das größte Wohlleben für den Gatten- und Kinderlosen. Undank und Vereitelung seiner Absichten konnten sein Wohlthun nicht hemmen. Er genoß das seltene Glück, die ersten Männer der Nation, insbesondere Klopstock, Uz, Lessing, Ramler (mit dem er jedoch

doch in der Folge zerfiel) Sulzer, Herder, Spalding, Johannes Müller u. s. w. zu Freunden zu haben. Von jeher unterhielt er einen weitläuftigen und lebhaften Briefwechsel mit den denkwürdigsten Gelehrten, und besaß einen Schatz von Briefen vielfacher Erheblichkeit, aus dem sich insbesondere die Geschichte unserer schönen Literatur ansehnlich bereichern läßt. Mit den Bildnissen seiner Freunde hatte er ein ansehnliches Zimmer seiner Wohnung ausgeschmückt — in der That eine Gallerie von lauter ausgezeichneten Männern, zum Theil das Werk vorzüglicher Künstler. Seinem Kleist ließ er durch Bernhard Rode ein Ehrengemälde verfertigen, und weihete dasselbe in die Berliner Garnisonkirche. Im traulichen Umgange mit seinen näheren Freunden, dem Domherrn von Spiegel, dem Rektor Fischer, Streithorst, Köpken, Klamer Schmidt, Joh. Heinrich Voß, Gökingk, besonders aber der trefflichen Familie des edlen Grafen von Stolberg-Wernigerode u. s. w. verlebte der jugendliche Greis ein glückliches Alter, bis ihm das allmählige Absterben seiner Freunde, die eintretende Schwäche seiner Augen, und die mancherlei Kritiken über seine Gedichte noch in seinen letzten Jahren Kummer verursachten. Gleim nemlich konnte auch da noch nicht aufhören zu reimen, als schon längst das Dichterfeuer bei ihm erloschen war. — Lauten Unwillen äußerte er wider geistliche und weltliche Tyrannei. Durch Erziehung und Ueberzeugung für die monarchische Staatsverfassung eingenommen, donnerte er gegen die Greuel der französischen Revolution. Doch unterschied er auch hier in kühleren Augenblicken gern die

Sache

Sache von dem Menschen. Von dem wahren Protestantismus hatte er die geläutertsten und menschenfreundlichsten Begriffe. Aller geistliche Despotismus empörte sein Innerstes, und daher kam es, daß ihm das französische Konkordat durch das erneuerte Verbot der Priesterehe mit tiefem Kummer erfüllte. Noch wenige Monate vor seinem Tode ertönte deswegen in einer der gelesensten Zeitschriften sein Zuruf an die Klostergeistlichen: „Nehmt Weiber, ihr Mönche! nehmt Männer, ihr Nonnen!“

Sämmtliche Schriften von Friedrich Wilhelm Gleim. Erster, zweiter, dritter, vierter Band. Neue verbesserte Auflage. Leipzig 1802. 1803. 8. (2 Thlr. 16 Gr.) Die ersten zwei Bände erschienen eigentlich zu Altona 1798, der dritte Band Ebendas. 1800. Nach dem Tode des eigentlichen Verlegers that sein Nachfolger den vierten Band hinzu, und ließ die Titel der ersteren Bände umdrucken. Unter den verschiedenen Nachdrücken der Gleimischen Werke ist dieser der beste und vollständigste, obwohl er noch nicht alles enthält, was Gleim gedichtet hat, und ihm dagegen manches Unächte aufbürdet. — J. W. L. Gleim's Sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte. Erster, zweiter Band. Halberstadt 1811. kl. 8. auch unter dem Titel: Johann Wilhelm Ludewig Gleim's Lieder.

Erste

Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte. Erster, zweiter Band. Es ist dieß der Anfang einer neuen rechtmäßigen Ausgabe, die aus acht Bänden bestehen, und alles, was des Gleimischen Nahmens würdig ist, enthalten soll.

Gleim war mittlerer Größe, von festem Bau des Körpers und gutem Verhältniß. Sein Gang war, auch im höchsten Alter, leicht, lebhaft, fest und gerade. Sein Gesicht war stark, voll Ausdruck, und belebt durch übers aus helle, seelenvolle, nicht eben große Augen, von starken, langen Augenbraunen überschattet. Sein feiner Mund verrieth die inwohnende Güte durch einen ihm eigenthümlichen Zug wohlwollender Freundlichkeit. Seine Stimme war voll, stark, biegsam und angenehm. Im Umgange mit Fremden war Gleim treuherzig, offen, zuvorkommend, überredend, gastfrei, und dabei, wo es galt, mit aller Feinheit eines Weltmannes angenehm unterhaltend. Er wußte mit jedem seiner Gäste den rechten Ton zu treffen, und jeden in die ihm eigenthümliche Behaglichkeit zu versetzen, so daß sich jeder bei ihm wohlgefiel. In seinem häuslichen Leben war er einfach und anspruchslos, heiter, immer herzig liebend, und überall wohlthätig. Die größte Lust war es ihm, den Seinigen kleine Feste zu bereiten, und die ihm über alles werthen „kleinen Freuden" dazu in sein Hüttchen zu entbieten:

Von Gottes Gnaden Wir, Bewohner kleiner Hütten,
Und Freunde alter guten Sitten,

Ent-

Entbieten unsern schönsten Gruß
Den lieben kleinen Freuden,
Und geben ihnen unsern Kuß,
Und laden sie bescheiden
An unsern kleinen Schenktisch ein!
Wir wollen heut einmal, bei unserm Schoppen Wein,
Mit euch, ihr lieben, kleinen Freuden,
In Herzensandacht fröhlich seyn!

In der lieben Gewohnheit des täglichen Lebens war er, der sonst überall wache Mann, oft sehr zerstreut. Mehr als einmal gieng er aus, am linken Fuße mit schwarzem seidenen Strumpfe und beschuhet, und mit dem häuslichen Pantoffel und weißwollenen Strumpfe am rechten; auch leuchtete er ihm selber wohl am hellen Morgen mit dem Lichte, an welchem er die Morgenpfeife angezündet hatte, in ein anderes Zimmer. Am schlimmsten gieng es ihm einst mit einem Schieferdecker. Der Mann fand ihn in einem Zimmer, wo gewöhnlich die eingegangenen Gelder aufgezählt wurden. Gleim wurde abgerufen, hieß den Mann warten, und schloß ihn in Gedanken in dem Zimmer ein. Nach einigen Stunden geht Gleim wieder in jenes Zimmer, schließt auf, und — Gott weiß, welche Idee von diebischem Fenstereinsteigen ihm plötzlich durch die Seele fährt — kurz, er tritt heftig auf den Schieferdecker zu, und fragt ihn mit der ganzen Gewalt seiner sonoren Stimme: „Wie kommt er hier in dieß Zimmer; was hat er hier zu thun?“ Es kam zu sarkastischen Erklärungen von Seiten des Schieferdeckers, und Gleim hatte zu thun, den ehrlichen Mann zu beruhigen.

An eitlen Prunk war in seiner kleinen patriarchalischen Wohnung, in seinem ganzen schlichten Hauswesen, in seiner nüchternen, einfachen, geräuschlosen, nur geistig regen Lebensweise, nicht zu denken. Aber er hatte Freude und Genuß an jeder Art des Gebens und Mittheilens. Sein Haus war der Gastfreundschaft im besten Sinne des Worts geöffnet, und die Werke der Musenkünste waren der Luxus seines Hausgeräths. Ueberall waren die Tische mit schönen Gefäßen und Büchern, die Schränke mit Büsten und Gypsabgüssen, die Wände mit Kupferstichen und Gemälden bedeckt, und in seiner Büchersammlung rühmte er sich gern seiner Schätze.

In der Freundschaft kannte sein Herz keine Grenzen. Lieben und wieder geliebt werden, das war die vorwaltende Eine und untheilbare Leidenschaft seines Lebens. Die Briefe an seine Freunde waren mit der Hingebung fast weiblicher Zärtlichkeit geschrieben, wodurch das männliche Wort einen ganz eigenen Reiz erhielt. Oft auch quälte sein Herz die regste Eifersucht, und es gehörte wenig dazu, diesem heißverlangenden Gemüthe wehe zu thun. Ein ausgeschlagener Besuch, ein eilend vorbeireisender Freund, eine verspätete Antwort, eine zufällig lauere Aeußerung konnten ihm so wehe thun, daß er ernsthaft fragen konnte: „Ist es nicht ein wahres Wunder, daß ich noch kein Menschenhasser geworden bin?“ Als Sulzer im Jahre 1746 einen Tag früher, als verabredet worden war, von Berlin nach Magdeburg abreisen mußte, ohne von Gleim Abschied genommen zu haben; welche Vorwürfe machte Gleim ihm deshalb! Sulzer schrieb darauf: „Sie nennen mich einen Undank-

dankbaren und Falschen, weil ich gezwungen worden, wider meinen Willen einen Tag früher aus Berlin zu reisen, als ich mir vorgesetzt hatte. Entweder sind Sie in dem Falle der sich verstellenden jungen Frauen, oder Sie sind ein ungestümer Freund, dem die Freunde sklavisch dienen müssen, wenn sie nicht Ihre Gunst verlieren wollen. Wollen Sie denn von Ihrem Freunde unmögliche Dinge fordern?" Wenn die Briefe seiner Freunde nicht immer neu in Zärtlichkeit getaucht waren, so klagte er sie an, ohne Aufhören. Mehrere seiner Freunde hat er dadurch wirklich von sich entfernt, die besseren oft gegen sich kälter gemacht. Klopstock erwiederte einst auf mehrere dergleichen bittere Klagen und Vorwürfe: „Wann hab' ich denn aufgehört, Ihr Freund zu seyn, und warum fahren Sie denn immer fort, mich dessen zu beschuldigen? Wenn ich nicht der standhafte Freund wäre, der ich bin, und mit dieser Gesinnung besonders der Ihrige, so würden es gerade solche unverdiente und so oft wiederholte Anklagen seyn, die mich wankend machen könnten. Aber ich bin gleichwohl immer Ihr Freund geblieben." Stets war Gleim darauf bedacht, seinen Freunden Freude zu machen, und sie sich dadurch zu verbinden. Jede Gelegenheit dazu erhaschte er, und bot allen Scharfsinn auf, um es auf die beste, dem Freunde gefälligste Art zu thun. Aber auch in jeder Trübsal erschien er ihnen als theilnehmendster Beistand, und das nicht allein mit herzig lindernden Worten, sondern auch mit gefüllter Hand. Dabei beseelte ihn der Geist der zartesten Schonung, der liebevollesten Achtung; über jede Gabe breitete er einen freundlichen Scherz, welcher den Blick von dem irdischen

Werth abwendete. — Sein Enthusiasmus für seine Freunde äußerte sich, je nach Veranlassung, auf die mannigfaltigste Weise. Seit 1745 war es seine ernste Angelegenheit gewesen, ihre Bildnisse zu sammeln. Die meisten wurden auf seine Kosten und heimlich für ihn gemalt. Um die erkorenen Männer zu vermögen, den Malern zu sitzen, wendete er tausend kleine Listen an, und freute sich um so mehr, wenn sie gelangen, und das Bild ankam. Er nannte das Zimmer, dessen Wände ganz mit diesen Bildnissen bedeckt waren, seinen Musen- und Freundschaftstempel, und gab dem Eingange folgende Inschrift:

Ein armer Grenadier hat diesen kleinen Tempel,
Ihr Musen, euch geweiht!
O keinen Tritt hinein, ihr, die ihr nicht Exempel
Zu euren Lehren seid,
Und brächtet ihr ein Werk, gestempelt mit dem Stempel
Der Ewigkeit!

Er sammelte Reliquien von seinen Freunden, wie von seinen Heiligen. Klopstock mußte ihm seinen runden Hut schenken, und eine seiner Odenfedern. Beide verwahrte er, neben dem Hut und der Schärpe seines Friederich, als Heiligthümer. — Mit gleichem Enthusiasmus hieng er an den Geisteswerken seiner Freunde, und sparte weder Geld, noch Mühe, dieselben zu befördern. Das vortrefliche Produkt eines Freundes konnte ihn vor Freude ganz außer sich bringen. Einst erhielt er Ramlers Nänie auf den Tod einer Wachtel. Seine Nichte war eben ausgegangen, zu einem Freunde konnte er auch nicht hinlaufen, und doch hatte er ein sol-

ches

ches Bedürfniß, seinen Jubel mitzutheilen, daß er, um sich geschwind aus der Noth zu helfen, den Bedienten rief, und ihm die Nänie vorlas. — So bekam Gleim, als einst ein Bauer in seinem Zimmer auf einen Pachtkontrakt wartete, einige gedruckte Blätter, deren satirischer Inhalt ihn reizte. „Setz' er sich, sagte Gleim zu dem Bauer, ich will ihm etwas vorlesen!" Dieser, der keine Sylbe davon verstand, faltete die Hände, hörte andächtig zu, und meinte nachher, das Ding ließe sich gut anhören, es wäre wie eine Zeitung.

Jeden Keim des Guten, Schönen und Wahren, wo er ihn auch fand, hegte und pflegte er mit Vaterliebe. Gehörte etwas seinen Freunden an, so war es ihm noch heiliger, als wenn es sein Eigenthum gewesen wäre. Nie hat Neid auf anderer Vorzüge, nie Tadelsucht, nie das rastlose Streben, da Flecken zu erwittern, wo des Schönen viel ist, die reine Spiegelfläche seines Geistes getrübt. „Was ein halbes Säkulum lang — sagt ein Unbekannter im Jahrgang 1804 des Freimüthigen in einem Aufsatze über Gleim — in Deutschlands weiten Gauen Großes, Edles und Gutes gethan, was Schönes und Vortreffliches geschrieben ward, fand in ihm einen regen Freund, rastlosen Bewunderer und treuen Beförderer. Er ruhte nicht, bis er das versteckte, nicht an seinem Ort stehende, Verdienst aufspürte, an das Licht zog, und in eine ihm angemeßnere Lage brachte. Aufopferungen kamen da nicht in Betracht, wo es galt, Gutes zu thun."

Wie vorsichtig, zweckmäßig und edel schonend Gleim Armuth erkannte und milderte, mag folgender Aufsatz von ihm bezeugen, in welchem er erzählt, was ihm selbst

mit

mit einem Armen begegnete, und wo er sich selbst vollkommen treu gezeichnet hat.

Der unbekannte Wohlthäter.

Ein alter, guter Mann gieng nach den Spiegelbergen *) spazieren. Unterweges begegnete ihm ein Kind von sieben Jahren.

„Vater, redete das Kind ihn an, ich bitte, gebt mir einen Pfennig."

Einen Pfennig? Was willst du mit dem einen Pfennig?

„Ein Stückchen Brodt mir kaufen."

Ein Stückchen Brodt? Bist du so hungrig?

„Ich habe seit ehegestern nichts gegessen."

Du lügst; du hast so schöne rothe Backen!

„Ich lüge nicht; mein Vater hat um einer Lüge willen mich einmal halb todt geschlagen."

Wer ist dein Vater?

„Ein Knopfmacher."

Wie heißt er?

„Lindner."

Wo wohnt er?

„Auf der breiten Straße."

Geh', und sage deinem Vater, daß er so gut seyn, und zu mir kommen soll.

Das Mädchen gieng. — Der Alte rief es zurück: Du bist ja dumm, sagte er; zu wem soll denn dein Vater kommen?

„Zu

*) Bei Halberstadt.

„Zu Ihnen!“
Wer bin ich denn?
„Das weiß ich nicht.“
So hättest du ja fragen müssen!
„Dann wär' ich nicht gehorsam gewesen! Ungehorsam straft mein Vater mit der dritten Ruthe.“
Mit der dritten? Hat er der Ruthen so viel?
„So viel der Laster sind; für jedes eine.“
Geh', und hole deinen Vater! Hier (es war auf dem Bauholze neben der Pfeffermühle) will ich sitzen bleiben, bis er kommt.

Das Mädchen gieng. — Der Vater kam; ein hübscher Mann in seinen besten Jahren.

Ist das Sein Kind, lieber Mann?
„Warum?“
Es hat mich angesprochen um Almosen, und das Betteln ist verboten!
„Ich habe sieben Kinder; kann nicht eins ernähren.“
Nicht? ein Knopfmacher?
„Eben darum, weil ich ein Knopfmacher bin! Ich habe nichts zu arbeiten. Man trägt ja leider! keine Knöpfe mehr, wie wir sie machen! Man kann sich nicht mehr helfen. Die Knopfmacher alle müssen an den Bettelstab!“

Schade! Er ist ein hübscher Mann, versteht die Kinderzucht so gut. Wie? wenn Er ein Schulmeister würde?
„Schulmeister? Gott erbarm's! ich kann nicht lesen, bin von Jugend auf zur Arbeit angehalten, habe nichts gelernt, als Knöpfe machen. — Gott erbarm's! ein gutes Weib und sieben Kinder!“

Hat

Hat er bei'm Assessor Hecht sich nicht gemeldet? nicht um Almosen geberen?

„Ich krümme und winde mich. Wir haben schon alles versetzt; mein Weib von den Perlen bis aufs Hemde; die Kinder haben ihre Sparpfennige hergegeben. Vor vierzehn Tagen gieng der letzte Heller drauf; wir leben von Brodt und Wasser!"

Ist's auch alles wahr?

„Sie können's glauben; ich lüge nicht."

Hier fiel die Tochter dem Vater in die Rede: „Väterchen, Ihr lügt; wir haben ja kein Brodt!"

Nun stand der alte Mann rasch auf und sagte: Kommt! — Er gieng mit ihnen nach der Stadt, und sahe das gute Weib mit sieben Kindern und den guten Vater weinen, fand, daß alles wahr sei, hatte Gedanken über den guten Vater, der nicht lesen und nicht schreiben konnte, ließ sich ein mit ihm in ein Gespräch über die Erziehung der Kinder, fand gesunde Begriffe. „Für jedes Laster eine Ruthe, sagte der Vater, hab' ich darum nützlich gehalten, daß die Kinder jedes Laster unterscheiden, und vor jedem insbesondere sich in Acht nehmen lernen. Sie werden nicht lügen. So hab' ich mit der Ruthe, die der Lügenstrafer heißt, die Kinder gewöhnt, die Wahrheit zu sagen."

Geh', mein Kind, und hole Brodt, da hast du vier Groschen, sagte der alte Mann zu dem siebenjährigen Mädchen, welches er kannte; komm aber bald wieder, und sage keinem Menschen, daß ein alter Mann bei deinem Vater ist.

Das Mädchen lief aus allen Kräften. Der Vater verstummte vor Freuden, daß er für heute die Mutter und die Kinder gesättigt sehen sollte. „Gott! sprach er zum alten Manne, Sie sind ein Engel Gottes!“ Die Mutter und die Kinder stimmten mit ein: „Sie sind ein Engel Gottes!“

Das kleine Mädchen brachte das Brodt. Der alte Mann vertheilte dasselbe; die Hungrigen aßen. Der alte Mann sprach mit der Mutter, mit den Kindern; einer der Knaben, Karl mit Nahmen, gefiel ihm besonders. Komm du mit mir, sprach er; der Vater erlaubt's.

Der alte Mann gieng fort, der Knabe hinter ihm her, dann neben dem Alten der Vater, die Mutter; die Brüder und Schwestern sahen dem Alten nach.

Der Alte gieng zurück zur Pfeffermühle, sprach unterweges nicht ein Wort mit dem Knaben, setzte sich wieder auf das Holz, schrieb auf ein Blatt Papier mit Bleistift, gab dem Knaben das Papier, und: Bring's dem Vater! sagte der alte Mann.

Der Knabe lief aus allen Kräften nach Hause. „Vater, sprach er, seht! das Papier gab mir der alte Mann, und sagte: Bring's dem Vater!“ Und der Vater nahm das Papier. Beschämt, daß er, was darauf geschrieben war, nicht lesen konnte, gieng er zu dem Nachbar, einem Bäcker, und ließ es sich erklären. Auf dem Papier stand: „So lange bis die Knöpfe, die die Knopfmacher machen, wieder Mode werden, empfängt der Knopfmacher Lindner vier Groschen alle Tage.“

Der Knopfmacher Lindner machte sogleich sich auf die Beine, den alten Mann noch anzutreffen auf dem

Holze; der aber war weder zu sehen, noch zu hören. Der Knopfmacher erkundigte sich bei dem Pfeffermüller. Dieser sagte, der alte Mann wäre aus Magdeburg gewesen; den Nahmen wußt' er nicht. Ein Kupferschmidt, meinte der Pfeffermüller, wär' es gewesen.

Vier Tage nachher empfieng der Knopfmacher Lindner mit der fahrenden Post dreihundert fünf und sechzig Viergroschenstücke; und das Jahr darauf empfieng er den nemlichen Tag die nemliche Summe. Nun hat er sieben Jahre nach einander sie empfangen, da die Mode der metallenen Knöpfe noch immer fortdauert.

Patriot war Gleim in voller Bedeutung des Worts. Preußen, Deutschland, und sein großer Friedrich giengen ihm über alles. Im Jahre 1785 war Gleim in Stiftsangelegenheiten in Berlin. Schon längst war es der heißeste Wunsch des Preußischen Grenadiers gewesen, den großen Friedrich unmittelbar kennen zu lernen. Jetzt hatte er das Glück, durch seine Freunde eine Audienz bei dem Könige zu erlangen. Als Gleim den König verließ, begegnete ihm der Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels. „O wenn ich doch nur, sprach Gleim, den alten Hut hätte, den der Monarch trug, als ich ihn sprach!" „Ich sage Ihnen den Hut zu nach Friedrichs Tode!" erwiederte der Herzog. Als Friedrich gestorben war, erhielt Gleim den so heißgewünschten Hut des Einzigen, nebst folgendem eigenhändigen Schreiben des Herzogs: „Mein lieber Kanonikus Gleim! Hier ist der versprochene Hut, den der verstorbene König noch den Morgen vor seinem Ende getragen. Damit man an der Wahrheit nicht zweifle,

habe

habe ich es auf einer Karte im Hut geschrieben, und mit meinem Petschaft besiegelt. Bleiben Sie mein Freund, wie ich der Ihrige stets bin. Friedrich August, Herzog. Berlin, den 25. August 1786." Ein Jahr später erhielt Gleim durch seinen Freund Gericke, den ehemaligen geheimen Kämmerer Friedrichs, auch die Schärpe, welche Friedrich den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch getragen hatte.

Als Gleim Hauslehrer des Obersten von Schulz in Potsdam war, hatte die Frau Oberstin eines Tages Besuch. Der unvorsichtige Hauslehrer stieß an den Kaffeetisch. Das beste Porzellän fiel in Stücken; die Frau Oberstin sah ihn scharf an. Diese Unvorsichtigkeit hatte für den Hauslehrer die wichtigsten Folgen. Er bestellte zu Meißen, nach seiner Erfindung, sogleich ein neues Kaffeezeug, ließ die Fabeln des Aesop darauf malen, und ersetzte mit solchem das Zerbrochene. Das Kaffeezeug gefiel der Frau Oberstin. Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Schwedt, Bruder des Markgrafen Karl, ein hoffnungsvoller junger Herr und Oberster der Königlichen Leibwache, bekam es zu sehen, und wünschte den Angeber desselben kennen zu lernen. Dieser Wunsch wurde sogleich erfüllt, und der Hauslehrer trat als Sekretär in des menschenfreundlichen Prinzen Dienste, blieb aber im Hause des Obersten von Schulz. Einst erzählte der Oberste seinen Tischgästen, daß ein Zweikampf vorgefallen, und ein braver Officier des Prinz Heinrichschen Regiments in demselben tödtlich verwundet worden sei. Der Sekretär merkte sich den braven Mann, gieng von der Tafel zu dem Verwunde-

ten, und fand ihn todtenbleich in den traurigsten Umständen; die verwundete rechte Hand lag verbunden auf dem Bette. Er war Lieutenant, sein Nahme war Ewald Christian von Kleist. Der Kranke klagte über Langeweile. „Sind Sie kein Freund vom Lesen?“ — Es fehlt mir an Büchern! — Der Sekretär brachte ihm Bücher, und weil die vorgeschriebene Lage im Bette das Lesen erschwerte, so las er dem verwundeten Kranken aus den Büchern vor. Gleim merkte, daß der kranke Kriegsmann die Sprache der Musen leiden konnte, verrieth sich ihm als den Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern, und las ihm eins dieser Lieder vor:

An den Tod.

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein Mädchen?
Kannst du nicht die Mutter holen?
Sieh, die Mutter sieht dir ähnlich!
Frische, rosenrothe Wangen,
Die mein Kuß so schön gefärbet,
Blühen nicht für blasse Knochen!
Tod! was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!

Das kleine scherzhafte Lied erhielt dem lieben Kranken das Leben; denn er lachte laut auf, zog die verwundete Hand nach sich, und die Pulsader sprang auf. Gleim sprang die Treppe hinab, den Wundarzt zu holen. Der Wundarzt kam, und erklärte, dieses Aufspringen der Pulsader sei ein großes Glück, denn es fänden sich Spuren vom kalten Brande. Mittel dagegen wurden sogleich angewen-

wendet; der Wundarzt rühmte scherzend die Wirkung der Poesie. Gleim jubilirte, der Kranke gelobte, nun auch ein Dichter zu werden, ward gesund, und — scherzhafte Lieder waren die ersten Versuche, die sein Gelübde zur Erfüllung befördern sollten. Gleim und Kleist wurden von nun an unzertrennliche Freunde.

Im Jahre 1744 entstand König Friedrichs zweiter Schlesischer Krieg. Prinz Wilhelm erhielt Befehl zum Marsch. Wohin? das wußte zu Potsdam kein Mensch; sein Geheimschreiber sollte zu Hause bleiben. Welche Schande! Der Prinz wurde mit Bitten zur Mitnehmung bestürmt; umsonst. Der Prinz wollte ihn nicht der Gefahr und den Beschwerden aussetzen. Endlich bat der General von Stille für den marschlustigen jungen Mann, und den Tag vor dem Ausmarsch erst erfuhr er, daß er mit marschieren solle. Welche Freude nun! Der Marsch gieng durch Sachsen nach Böhmen. Um Brodt zu suchen, gieng Gleim eines Tages auf einen Bauerhof. Obgleich kurz vorher erst der Befehl ergangen war, daß, wer auch nur einer Stecknadel Werth raube, ohne Ansehen der Person sogleich gehangen werden solle, fand er den Hof voll plündernder Reiter. Ueber die Tochter des Eigenthümers hielt ein Husar den Säbel gezückt, um Geld zu erpressen. Gleim sprang mit donnernder Stimme hinzu, und drohte mit dem Verbot. Die Reiter zogen ab, das Mädchen stürzte vor ihrem Retter auf die Knie, und bat ihn, ihre geknebelten Eltern zu befreien. — Nicht lange, so standen die Preußen in zwei großen Kriegsheeren vor Prag, der König auf dieser, der Feldmarschall Schwerin auf der andern Seite; die Festung war

ein-

eingeschlossen. Auf dem weißen Berge kochte Gleim seinem Kleist in einem Brattiegel eine Suppe; Kommisbrodt, Wasser und ein wenig Butter waren die Bestandtheile. Sie schmeckte den beiden Freunden vortreflich. Sie sahen sich in allen Feldlägern; die Freundschaft und die Musen waren in ihren Zelten, aber sie liessen sie niemanden sehen. Die Welt glaubt nicht, daß die Liebe zu den Musen mit der Liebe zu Thaten, oder mit dem geschäftigen Leben sich vertrage. Friedrichs Exempel hätte längst es beweisen können! Wessen Leben war thätiger? und wessen Liebe zu den Musen größer? — Der Geheimschreiber war durch die Gnade des Prinzen und durch die Liebe des Freundes im höchsten Grade glücklich; der Prinz aber kam eines Tages in sein Zelt und befahl ihm, mitzugehen. Sie waren im Gefolge des Königs, als dieser aus dem Lager gieng, den Feind zu beobachten. Man war der Festung so nahe, daß man die Kanonen auf den Wällen zählen konnte. Der König stand in der Gegend des Invalidenhauses, nach der Festung sehend, ein Fernglas in der Hand; eine sechspfündige Kanonenkugel strich vor dem nahe hinter dem Könige stehenden Prinzen vorbei, berührte die linke Schläfe desselben, und der Prinz war todt. Welch ein Jammer! alles Glück war hin! Die Prinzen Wilhelm und Heinrich, Brüder des Königs, kamen in's Zelt des Schreibers, ihn zu trösten; umsonst! Er weinte bitterlich, holte den Leichnam seines guten Herrn und die Kugel ins Lager, und weinte; saß auf der Kaisermühle beim Sarge des Prinzen, wo er fast von einer Bombe zerschmettert worden wäre, und weinte; begleitete den todten Prinzen

nach

nach Berlin, und hörte nicht auf zu weinen. Im Jahr 1745 bekam der alte Fürst von Dessau (den man nur immer den alten Dessauer nannte) den Oberbefehl über ein Kriegsheer, welches die Sachsen im Zügel halten sollte. Diesem alten Fürsten gab das Königliche Generaldirektorium den Schreiber des seligen Prinzen Wilhelm zum Staabssekretär. Der alte Fürst, im Hemde stehend, vor'm Kamin zu Oranienbaum, empfieng ihn sehr gnädig, und Gleim fand es sehr reizend, der Sekretär eines Helden zu seyn. Im Lager bei Dieskau wurde von dem alten Fürsten ein reisender Jude, welcher die aufgefahrenen Kanonen, gleich andern Reisenden, die sie sahen, gezählt hatte, zum Tode verdammt. Der Jude war kein Spion, sondern ein mit guten Pässen versehener Kaufmann. Dem Staabssekretär, welcher aus dem Munde des Fürsten die Worte hörte: „Soll hängen!" wurde um sein eigenes Leben bange. Er dachte auf Niederlegung seines Amts, und es fand sich bald gute Gelegenheit, den Vorsatz auszuführen.

Am 12. August 1759 fiel der edle Kleist in der Schlacht bei Kunersdorf. Gleim erfuhr mit Entsetzen, daß sein Kleist, schwer verwundet, in Frankfurt an der Oder in Russische Gefangenschaft gerathen sei. Er eilte nach Magdeburg, um von dort aus seinem Freunde durch Russische Gefangene Hülfe zu bereiten. In Magdeburg aber sagte ihm eine Kammerfrau der Königinn, die nicht wußte, wie viel Schrecken sie ihm dadurch verursachte, daß der Tod des Herrn von Kleist von der Königinn und vom ganzen Hofe beklagt werde. „O mein lieber Lessing, schrieb Gleim, ich

empfin-

empfinde nun Horazens: Quid moror altera?" Jeder Leser suche in der eigenen Brust den lebendigsten Ausdruck für den grenzenlosen Schmerz des zurückgelassenen Freundes. Selbst die treue Muse sandte ihm keinen Trost. Er fühlte sich in der ersten Zeit verwaist auf der Erde, und hatte für nichts Sinn, als nur des Freundes Briefe zu lesen; nur allein die Sorge für Kleists Hinterlassene und für den Ruhm seines Andenkens beschäftigte ihn. Als der erste Frühling seinen Garten wieder schmückte, und die Nachtigall ihm wieder sang, erwiederte der verwaiste Freund der Frühlingssängerinn:

Ich denk' an meinen Kleist, o liebe Philomele,
Vergebens singest du!
Du singst ihn nicht hinweg, den Gram, aus meiner Seele,
Ich höre dir nicht zu!
Kein Kleist ist auf der Welt, die Welt ist mir zu enge,
Vergebens singest du!
Wenn mir ein Engel jetzt, wenn mir Eloa sänge,
So hört' ich ihm nicht zu!

Als aber der erste stumme Schmerz vorüber war, da vereinte sein Geist sich wieder mit dem Geliebten, und fand wieder Gefallen am Leben auf der Erde. Er lebte mit dem Verewigten in fortdauernder brüderlicher Verbindung. Er wußte, der Geist seines Geliebten, sei oft in seiner Nähe, und würde ihm, wäre es Geistern vergönnt, solches durch Zeichen zu erkennen geben. „Gewiß ist es, sagte er oft, daß Kleist mir zuweilen zusieht, wenn ich ein neues Gedicht anfange; er blickt dann auf das Papier und liest lächelnd die hingeschriebenen Verse." Und wenn Gleim späterhin den Kindern, die er liebte, von guten

En-

Engeln erzählte, so gab er dem guten Engel immer den Nahmen seines liebsten Kleists.

Als Gleim die Universität Halle bezog, hatte er das Glück, sogleich bei seiner Ankunft dem alten Kanzler Ludwig bekannt, und von ihm mit dem Auftrage, von seiner zahlreichen Bibliothek ein Verzeichniß zu machen, beehrt zu werden. Dieser Auftrag war für Gleim von wichtigen Folgen. Er erwarb sich eine große Bücherkenntniß, und kam auf den Gedanken, einen ihm nachher sehr vortheilhaft gewordenen Bücherhandel anzufangen. Dieser Handel trieb ihn auch in die Buchläden. Einst besah er in dem Rengerschen Buchladen die ausgelegten Bücher, als ein junger Student hereintrat und lebhaft fragte: „Haben Sie Bodmers Gedanken über die Beredsamkeit?“ Auf die Antwort: Nein! that er sehr peinlich und bat, sie ihm zu verschaffen. „Sie sind nicht mehr zu bekommen“ sagte der Buchhändler. „Ich habe sie!“ sagte Gleim. Der Student gieng mit ihm in seine Behausung. Von Stund an wurden der Student und der Antiquarius Herzensfreunde. So knüpften die Musen das Band der ewigen Freundschaft zwischen Uz und Gleim. Auch die persönliche Bekanntschaft zwischen Spalding und Gleim wurde auf gleiche Weise zu Berlin in einem Buchladen gemacht. Sie waren einander schon, jener als Uebersetzer einiger Schriften des Lords Shaftesbury aus dem Englischen ins Deutsche, dieser als Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern, dem Nahmen nach bekannt.

Gleim hat nur ein einzigesmal geliebt, aber unglücklich. Kurz vor dem Hochzeittage sagte sich seine Braut

wie-

wieder von ihm los. Seitdem wurde sein Herz nie wieder von einem Frauenzimmer gefesselt. Er nahm in der Folge seines älteren Bruders, Christian Friedrich David Gleims, Acciseinnehmers zu Aschersleben, Tochter zu sich. Sophie Dorothea Gleim (welcher Jacobi den Nahmen Gleminde in seinen Gedichten gab) war seitdem die liebreiche, sorgsame, treue Pflegerinn seines Lebens, ihm ähnlich an lebhafter Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, wie an heiterer Gemüthskraft; bildsam für jede geistige Bildung, von sicherem Geschmack und hellem Urtheil, dabei geschmückt mit Milde und weiblicher Tugend, überaus anstellig in Führung des Hauswesens, anordnend mit Umsicht und kluger Erwägung, und von feiner, einnehmender Gestalt.

Im Jahre 1790 wurde Gleim auf einer Reise zu Aschersleben von einer heftigen Krankheit überfallen, die sein Leben mehrere Wochen lang in die größte Gefahr brachte. Durch die treue Sorgfalt und Pflege der Seinigen aber, bei denen er krank lag, so wie durch seine treffliche Natur, siegte das Leben über den Tod, und er kehrte voll frischer, neuer Gesundheit nach Halberstadt zurück. Gleims Freunde feierten sein Genesungsfest; ein ehrlicher Kürassierofficier aber zu Aschersleben, welcher im Herzen beschlossen hatte, dem Preußischen Grenadier, wenn er stürbe, ein Denkmal in der dortigen Garnisonkirche zu errichten, sagte bei der Nachricht von Gleims völliger Wiederherstellung: „Jammerschade, daß der Mann nicht gestorben ist; nun kann aus dem Denkmal nichts werden!“

Einst

Einst wurde Gleim von einer Edeldame gefragt, ob er seine Freunde für seinen Musen- und Freundschaftstempel in ganzer Figur malen lasse? Er antwortete: „Meine gnädige Frau, nur die Ritter lassen sich in ganzer Figur malen, damit man den Sporn sehe; von Gelehrten malt man nur die Köpfe.“

Ein junges Frauenzimmer behauptete einst in einer Unterredung mit Gleim, daß das schöne Geschlecht, wenn es nicht durch allzuschwere Leiden, früh zum Welken gebracht werde, länger jung bleibe, als das männliche. „So? erwiederte der scherzhafte Greis; daher mag es denn auch wohl kommen, daß man unverheirathete Frauenzimmer, gesetzt, sie wären auch schon fünf und zwanzig Jahre alt, immer noch schöne Kinder nennt.“

Heinse hatte in seinem und Jacobi's Nahmen einen kurzen Brief an Gleim geschickt, mit dem Versprechen, nächstens einen recht langen zu schreiben. Die Aufschrift des Briefes hatte er gemacht: An unsern lieben Vater Gleim. Mit nächster Post erhielt Heinse von Gleim folgende Antwort: „Um Gottes Willen, liebster Freund, machen Sie die Aufschrift auf den versprochenen langen Brief, dem ich übrigens mit großem Verlangen entgegen sehe, nicht wieder: An unsern lieben Vater Gleim. In der ganzen Stadt hier klatscht man, Gleim habe von seinen H.. kindern einen Brief erhalten.“

XII.

Anne Luise Karschin

geb. 1722 auf dem Hammer, einer Meierei an der Grenze von Niederschlesien, zwischen Züllichau, Schwiebus und Crossen, wuchs bis zu ihrem siebenten Jahre ohne Erziehung und Unterricht in dem elterlichen Hause auf. Vom siebenten bis zehnten Jahre hielt sie sich bei ihrer Großmutter Bruder, einem gewesenen Amtmanne, Nahmens Fetke, zu Tirschtigel in Polen auf, von dem sie in kurzer Zeit Lesen, Schreiben, Rechnen, ja sogar die ersten Anfangsgründe der lateinischen Sprache lernte. Vom zehnten bis sechzehnten Jahre vertrat sie nach des Vaters Tode in dem Hause ihrer Mutter, die sich zum zweitenmale verheirathet hatte, die Stelle einer Kinderwärterinn bei ihren jüngsten Geschwistern. Darauf wurden ihr einige Rinder übergeben, welche sie täglich auf die Weide führen mußte. Sie lernte bei dieser Gelegenheit einen jungen Hirten kennen, der ein grosser Freund vom Bücherlesen war. Durch den Umgang mit demselben und die gesellschaftliche Lektür entwickelten sich die bisher schlummernden Fähigkeiten ihres Geistes mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Sie fieng, ohne alle Anweisung, an, Verse zu machen. In ihrem siebzehnten Jahre wurde sie mit einem Tuchmacher zu Schwiebus, Nahmens Hirsekorn, verheirathet, führte aber bei diesem äußerst geizigen und jachzornigen Manne das

küm-

kümmerlichste Leben. Wegen ihrer Unerfahrenheit und Nachläßigkeit in wirthschaftlichen Dingen, zu denen sie freilich niemals Neigung gehabt hatte, ließ er sich nach elf Jahren von ihr scheiden, wodurch sie in einen noch traurigern, fast verzweiflungsvollen Zustand versetzt wurde. Wider ihren Willen wurde sie darauf in ihrem acht und zwanzigsten Jahre an einen Schneider, Nahmens Karsch, verheirathet. Mit diesem zog sie nach Fraustadt in Polen, wo es ihr aber, wegen der Neigung ihres Mannes zum Trunke, noch schlimmer als in Schwiebus ergieng. Schon in Schwiebus hatte sie jede Gelegenheit, sich im Versemachen zu üben, benutzt, und war dadurch sogar in jener Gegend in einigen Ruf gekommen. Jetzt trieb die äußerste Noth sie an, sich durch dieses Talent hin und wieder eine kleine Unterstützung zu verdienen. Es gelang ihr. Ihre Poesien fanden Liebhaber, zumal da durch immer mehrere Uebung und das Lesen von Gedichten, wozu ihr einige gelehrte Freunde, die sie sich erworben, behülflich waren, ihr Talent sich immer mehr ausbildete. Aber ihr Mann, der selbst nur einen sehr geringen Verdienst hatte, vertrank gewöhnlich auch das, was sie auf diese Weise mühsam zusammenbrachte. Sie zog in der Folge mit ihm nach Glogau, weil sie hier mehr Verdienst zu haben glaubte. Es gieng ihr aber auch hier, ihres Mannes wegen, dessen Mißhandlungen sie sogar öfters ausgesetzt war, um nichts besser, als in Fraustadt, und die angesehenen

Bekanntschaften, welche sie erlangt hatte, nützten ihr, seiner fortdauernden Trunkliebe wegen, nur wenig; so daß sie endlich auch, seiner los zu werden, recht herzlich wünschte. Jetzt wurde der Schlesische Baron von Kottwitz ihr Gönner und Freund. Er lernte sie kennen, bewunderte sie, entriß sie der Dürftigkeit, und nahm sie im Jahre 1761 mit sich nach Berlin. Hier fand sie, so wie nachher in Magdeburg und Halberstadt, viele Bewunderer, Gönner und Freunde, die sie theils zu unterstützen, theils zu ihrer Bildung beizutragen suchten. Es erschien durch Gleims und Sulzers Besorgung eine Sammlung ihrer Gedichte, wodurch sie nicht nur ein Kapital von 2000 Thalern erhielt, sondern auch ihr Ruhm durch ganz Deutschland verbreitet wurde. Dessen ungeachtet waren ihre äußeren Umstände in der Folge nicht immer die besten, und sie hatte theils mit, theils ohne ihre Schuld, mancherlei Sorgen und Kümmernisse. Noch vor ihrem Tode wiederfuhr ihr indessen die Königliche Gnade, daß ihr ein eigenes schönes Haus erbauet wurde. Sie starb zu Berlin 1791.

Diese wunderbare Tochter der Natur wurde mit allen Fähigkeiten einer Sappho, mit einem außerordentlichen Originalgeiste, einer starken, lebhaften Imagination, und dem fühlbarsten Herzen geboren. Ohne Bildung, ohne Kenntniß der Welt und der Menschen, wuchs sie unter den niedrigsten Beschäftigungen zur Dichterinn auf.

auf. Schnell entwickelte sich ihr Genie, und sie sang Lieder, der Unsterblichkeit würdig. Welch ein Reichthum an neuen Bildern und Wendungen, welche Zärtlichkeit und Wärme, welch ein männlicher Heroismus in vielen ihrer ersteren Poesien! wie gewählt, neu und passend ihre Sylbenmaße! wie kühn und oft selbst geschaffen ihre Sprache! Gleichwohl ist fast kein einziges ihrer Gedichte fehlerfrei und vollendet zu nennen. Ueberall vermißt man in denselben bald Plan und Anordnung, bald Korrektheit des Ausdrucks u. s. w. Aber es fehlte ihr an dem sorgsamen Streben nach Vollkommenheit, an fleißigem Studium fremder Meisterwerke, an planmäßigem Verfahren bei Entwerfung ihrer eigenen Poesien, und sorgfältigem Ueberarbeiten derselben. Sie schrieb zu schnell und zu viel, und sank endlich zur alltäglichen Gelegenheitsreimerinn herunter.

Die vorzüglichsten Sammlungen ihrer Gedichte sind: Auserlesene Gedichte von Anne Luise Karschin. Berlin 1764. 8. (18 Gr.) — Neue Gedichte von Anne Luise Karschin. Mietau und Leipzig 1772. 8. (6 Gr.) — Gedichte von Anne Luise Karschin, geb. Dürbach, nach der Dichterinn Tode nebst ihrem Lebenslauf herausgegeben von ihrer Tochter K. L. von Kl(enke) geb. Karschin. Berlin 1792. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Ihr

Ihr Vater, Christian Dürbach, welcher den Hammer, wo die Dichterinn geboren wurde, gepachtet hatte, war als Brauer und Schenkwirth der angesehenste unter den sieben Einwohnern des kleinen Orts. Da die Eltern sich, ihrer vielen und mannigfaltigen Geschäfte wegen, wenig oder gar nicht um die Erziehung des Kindes bekümmern konnten, so wurde dasselbe der Aufsicht und Wartung einer alten Großmutter übergeben, welche sich auf dem Hammer bei ihrer Tochter aufhielt. Die kleine Dürbach war übrigens ein stilles, in sich verschlossenes Mädchen, das niemandem, weder im Schlafen, noch im Wachen viel Unruhe machte. Sie kroch unter den Bänken der Gaststube herum, und saß zu halben Tagen ganz still vor sich hin, ohne, wie es schien, auf etwas zu merken, was um sie her vorgieng. Nur dann und wann verrieth sich eine größere Lebhaftigkeit bei ihr, wenn es nemlich Vorfälle gab, die auffallend genug waren, um stärker auf das verborgene Feuer ihres Geistes zu wirken. So geschah es einstens, daß sie in ihrem dritten Jahre auf den Armen ihrer Großmutter der Hinrichtung eines Missethäters zusahe, und als der Kopf desselben mit einem einzigen Schwertstreich des Nachrichters abflog, klopfte sie hüpfend in die Hände und rief: Schwabb war er ab! welcher Ausruf die Umstehenden zum herzlichen Lachen bewog, und sich noch lange unter ihren Bekannten im Andenken erhielt.

Sie hatte gerade ihr sechstes Jahr erreicht, als ihre Mutter Witt[illegible] wurde. Diese, sonst vortrefliche Frau, der nunmehr die Wirthschaftssorgen ganz allein oblagen, fühlte sich damit so belastet, daß sie an die weitere Bildung

und

und Erziehung ihres Kindes gar nicht denken konnte. Da zugleich in der ganzen umliegenden Gegend keine Schule war, wo sie dieselbe zum Unterricht hätte hinschicken können, indem selbst die Kirche über eine Meile weit entlegen war, so würde ihr Kind in völliger Unwissenheit haben aufwachsen müssen, wenn sich nicht ein anderer Umstand ereignet hätte, der ihr zum Vortheil gereichte. Der Bruder ihrer Großmutter, ein gewesener Amtmann, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, war Wittwer geworden. Er brauchte jetzt eine Haushälterinn, und hatte den Entschluß gefaßt, seine Schwester zu sich zu nehmen. In dieser Absicht besuchte er seine verwittwete Nichte, fand bei ihr das kleine Mädchen, und entdeckte bald an demselben einen hellen Kopf und ein vortreffliches Gedächtniß. Er sah ein, daß so gute Anlagen unter dem rohen Umgange mit Bauern und bei einer vernachläßigten Erziehung ersticken müßten, und that daher der Mutter den Vorschlag, sie ihm zur Erziehung zu überlassen. Diese willigte sogleich ein, und die kleine Luise folgte, in Gesellschaft ihrer Großmutter, dem Oheim nach dem Städtchen Tirschtigel in Polen. Jetzt wurde sie gleichsam zum erstenmale wach für ihr Leben. Durch den Umgang mit ihrem geliebten Oheim, einem gebildeten Manne, der ehemals studirt hatte, entwickelte sich zusehends ihr Denk- und Empfindungsvermögen. In weniger denn einem Monate lernte sie vollkommen lesen. Sie las nun alles, was ihr vorkam. Besonders saß sie zu ganzen halben Tagen bei der Bibel, und hatte ihre Freude an den wundervollen Geschichten derselben. Hauptsächlich interessirten sie die Bücher der Makkabäer. Das Heldenmuster des

Judas Makkabäus gab ihrem Geiste, der frühzeitig das Große und Außerordentliche liebte, die stärkste Nahrung. Als sie im fertigen Lesen hinlänglich geübt war, lernte sie schreiben. Auch damit gieng es nicht weniger schnell von statten. Sobald sie die Buchstaben nur einigermaßen nachmalen konnte, blieb kein leerer Raum im Hause mehr sicher vor ihrer Kreide. Auch etwas Rechnen lernte sie. Nur mit dem Stricken konnte sie nicht fertig werden. Das ewige Einerlei dabei war ihr zuwider. Sie selbst hat es in der Folge gestanden, daß sie kaum in ihrem Leben mehr als anderthalb Strümpfe gestrickt habe. Ihr Oheim wußte sie jetzt nicht weiter zu beschäftigen. Sein Vorrath von deutschen Büchern war nur klein; der größte Theil seiner Bibliothek bestand aus Schriften in lateinischer und andern Sprachen. Und gleichwohl lag ihm seine Nichte beständig an, etwas Neues zu lernen. Er machte also, nur um sie zu befriedigen, den Anfang, sie im Lateinischen zu unterrichten. Kaum waren einige Wochen vergangen, als sie schon mehrere Hundert Vokabeln wußte, und der Oheim damit umgieng, sie einen Autor verstehen zu lehren.

Es hatte sich aber ihre Mutter unterdessen wieder verheirathet, und holte jetzt ihre Tochter, als diese ihr zehntes Jahr erreicht hatte, wieder von Tirschtigel ab, um sie bei sich zur Wartung ihrer kleineren Kinder zu gebrauchen. Die Trennung zwischen Oheim und Nichte geschah nicht ohne Schmerz und Thränen. Die vier Jahre, welche sie in seinem Hause zugebracht hatte, waren auch wirklich ihr goldenes Alter gewesen, und von der Zeit dieser Trennung gehen die mannigfaltigen widrigen

Schick-

Schicksale an, die sie in der Folge erlitten hat. Noch dreißig Jahre nachher, als wieder eine mildere Sonne ihr lächelte, sang sie dem Andenken ihres theuren und geliebten Oheims ein dankbares Lied, welches sich so anfängt:

Kommt heraufgestiegen aus dem Sande,
Ihr Gebeine, die ihr in dem Lande
Meiner Jugend eure Ruhe habt!
Theurer Greis, belebe deine Glieder,
Und ihr Lippen redet einmal wieder,
Die ihr mir der Lehren Honig gabt! u. s. w.

In der Folge verließen ihre Eltern den bisherigen Wohnort, und zogen nach Tirschtigel, wo aber der Oheim unter der Zeit gestorben war. Als die junge Dürbach keine Kinder mehr zu warten hatte, wurden ihr in ihrem dreizehnten Jahre drei Rinder anvertraut, welche sie täglich auf die Weide treiben und hüten mußte. Noch spät erinnerte sie sich stets mit dem innigsten Vergnügen an diese Jahre ihrer Hirtenzeit und hielt sie, diejenigen ausgenommen, welche sie bei ihrem geliebten Oheim zubrachte, für die glücklichsten und schönsten ihres Lebens. Auch hatten sie ganz unstreitig einen entschiedenen Einfluß auf die Entwickelung und Bildung ihres Geistes. Die Freiheit, welcher sie hier genoß, die herrlich blühende Natur rund um sie her, die mit Bächen durchschlungenen Wiesen, und die liebliche Ruhe, welche hier überall ausgebreitet lag, gaben ihrer Seele einen eigenen Schwung, und erfüllten dieselbe mit tausend schönen Bildern. Hier empfand sie mehr als jemals den Drang innerer Empfindungen und Vorstellungen, die sie gern in Worte eingekleidet hätte, wenn sie nur gewußt hätte wie? Sie hatte

weder Bücher zum Lesen, noch Geräth zum Schreiben, noch jemanden, an den sie ihre Gedanken hätte richten können. So brachte sie denn ihre Zeit in Gesellschaft ihrer kleinen Heerde bloß mit ihren inneren Phantasien zu. Eines Tages, als sie, ganz in sich selbst vertieft, ihren empfindsamen Träumen nachhieng, entlief ihr plötzlich ein Rind, welches im blinden Eifer über einen Wassergraben setzte, der die Grenze einer andern Weide war. In aller Angst watete die junge Hirtinn den Graben durch und ihrem Rinde nach; die beiden übrigen folgten von selbst. Sie mußte eine lange Strecke laufen, ehe sie dasselbe einholen konnte; endlich gelang es ihr. Indem sie nun ein wenig ausruhen wollte, blickte sie um sich her, und ward in einiger Ferne einen Hirtenknaben gewahr, der unter einem Baume saß, und — o wundervolles Glück! — in einem Buche las. Ihr Herz klopfte laut vor Freude, und mit Einem Sprunge war sie bei ihm. Die gegenseitige Neigung zum Lesen schloß sogleich das Band der Freundschaft unter ihnen. Und jetzt hätte Jupiter selbst vom Himmel steigen und sich in eins ihrer Rinder verwandeln können, sie würde es nicht bemerkt haben, so sehr war ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Buch geheftet, welches der junge Hirt ihr vorlas. Es war eins von jenen Originalen, welche damals die Ehre der deutschen Schriftstellerwelt ausmachten. In diese Klasse gehören: Die schöne Melusine, der gehörnte Siegfried, Peter mit dem silbernen Schlüssel, die Asiatische Banise, Tausend und eine Nacht, und andere noch ungleich schlechtere. Der Knabe war ungefähr zwei Jahre älter als sie, und ein Bewohner desselben Städtchens, wo ihre Eltern lebten.

ten. Seine Gestalt konnte, ohne Uebertreibung, das passendste Muster zu der Abbildung eines Aesop abgeben, sogar die schwere Zunge und die Heiserkeit der Sprache, welche man dem griechischen Fabeldichter hat zuschreiben wollen, fehlten ihm nicht. Gleichwohl aber war es in seinem Kopfe heller, als in manchen andern Köpfen seines Geburtsortes, und sein Herz gieng mit seinem Verstande in der schönsten Ordnung. So ungern das Auge der jungen Dürbach auf seinem Gesicht verweilte, so gern sah sie doch der Bewegung seines Mundes zu, wenn er ihr vorlas. Dieß that er sehr bereitwillig, und daher oft. Luisens Wunsch war, daß der Sommer ewig dauern möchte; allein er verschwand, und zu Hause durfte sie nur ganz verstohlen lesen, weil ihre Mutter es nicht zugeben wollte. Indeß erhielt sie von ihrem Hirten von Zeit zu Zeit Bücher, die sie sorgfältig im Garten unter einem Holunderstrauche verbarg, und des Abends, wenn man glaubte, sie schliefe, hervorholte und las. Es wurde endlich wieder Sommer, und der junge Hirt verschönerte ihn seiner Hirtinn durch immer neue Bücher, die er mit äußerster Mühe habhaft zu werden suchte.

Jetzt dachte die Mutter daran, daß das Mädchen sich dem Ende ihres funfzehnten Jahres näherte, und noch von aller ihrer künftigen Bestimmung als Hausfrau so unentbehrlich nothwendigen Kenntniß des Hauswesens und der Geschäfte desselben zurück war. Es wurde also beschlossen, sie vorerst noch im Nähen unterrichten zu lassen, und alsdann in der Hauswirthschaft anzuweisen. Sie wurde einige Meilen weit in die Kost zu einer Müllersfrau gethan, die im Nähen und andern dergleichen weib-

weiblichen Arbeiten eine vorzügliche Geschicklichkeit besaß. Kaum hatte sie ein Vierteljahr die Unterweisung derselben genossen, als sie schon beinahe alle Künste der feinen Nadel ihrer Lehrmeisterinn auf das sauberste nachzumachen verstand. Sie war auf anderthalb Jahre in die Lehre bedungen, und als die Müllerinn sahe, daß sie ihre Schülerinn nichts Neues mehr lehren konnte, so mißbrauchte sie in der übrigen Zeit die folgsame Gemüthsart derselben, nebst der entfernten Lage von ihren Eltern, dazu, daß sie sie mehrentheils die Dienste einer Magd bei sich verrichten ließ, und ihr dafür kaum halb satt zu essen gab. In der letzten Zeit ihres Aufenthalts bei der Müllerinn wurde sie dem Unterrichte des Predigers übergeben, der sie zum Genusse des heiligen Abendmahls vorbereiten sollte, um nach einem halben Jahre eingesegnet und zur Kommunion gelassen werden zu können. Die Dürbach empfand die Wichtigkeit dieses Schrittes, und freute sich darauf. Aber an dem nemlichen Morgen, an welchem sie zur Kommunion gehen sollte, weckte die Müllersfrau sie früher als gewöhnlich, nicht etwa, damit sie eine Selbstprüfung in Rücksicht der empfangenen Lehren und ihres Verhaltens dagegen vornehmen sollte; nein, sondern weil noch ein halber Scheffel Weizen nach der Mühle zu tragen war, den sonst niemand Zeit hatte fortzuschaffen. Es wurde ihr also ein Sack mit dieser Last auf den Rücken geladen, und sie mußte ihn drei Viertel Weges bis nach der Mühle schleppen. So sehr die Bürde ihren schwachen Körper auch drückte, so eilte sie doch, so gut sie konnte, mit derselben fort, um wieder zurück zu kommen, ehe die Kirche noch angienge; was auch geschah. Bald darauf wurde

sie

sie durch einen unvermutheten Besuch ihres Stiefvaters, der nicht wenig erstaunte, seine Tochter in einer solchen Lage zu finden, aus dieser Sklaverei erlöst.

Als sie wieder in dem elterlichen Hause angekommen war, eilte sie, sobald es sich thun ließ, zu ihrem Hirten, und sahe seinen Büchervorrath durch, ob sich vielleicht etwas Neues für sie darunter finden möchte. Aus Bedürfniß des Lesens wurde ihr indessen auch das wieder interessant, was sie vorhin schon zehnmal gelesen hatte. Eines Tages fügte es der Zufall, daß sie glücklicher in ihrem eigenen Hause, als bei dem Hirten war. Sie fand auf ihrem Söller einige Blätter mit Versen über allerlei Gegenstände von dem bekannten Johann Franke. Dieser angenehme Fund entzündete in ihr einen Funken, der in seiner Neuheit etwas ganz unbeschreiblich Reizendes für sie hatte. Noch niemals waren ihr andere Poesien, als die Lieder im Gesangbuche, vor die Augen gekommen. Aus diesen Blättern sahe sie zum erstenmale, daß man auch andere Gegenstände und Gedanken in Verse bringen könne. Sie flog zu ihrem Hirten, entdeckte diesem ihren glücklich gefundenen Schatz, und brannte von keiner geringeren Begierde, als der, auch solche Verse machen zu können. Dieß wünschen und versuchen war Eins, und von Stund' an keimte ihr Dichtertalent bewundernswürdig aus dem Verborgenen hervor. Sie schrieb Verse an ihren Hirten, und ahnete nicht, daß sie damit etwas Edleres thue, als wenn sie ehemals mit dem Stäbchen in der Hand ihrer kleinen Heerde folgte. Eins von ihren Gedichten aus jener Zeit hat sich noch erhalten. Es ist ein Neujahrswunsch an den Rinderhirten Joh. Christ.

Gafre (so hieß ihr Freund) und ist vom Jahre 1738.

Geliebter Freund! des Höchsten Güte
Schenkt abermal ein neues Jahr;
Drum bringt dir mein erfreut Gemüthe
Die Pflicht ergebner Wünsche dar.
Wenn Zeiten, Tag' und Jahre schwinden,
So grünet die Beständigkeit;
Man wird sie stets im Flore finden,
Sie ändert sich nicht mit der Zeit:
Wenn sich verwechseln Jahr' und Wochen,
So bleibt sie doch ununterbrochen
Wo Redlichkeit und Tugend blühen,
Da ist die Falscheit schon verbannt,
Es heißt vergebens ihr Bemühen,
Sie findet einen Gegenstand,
Der ihr von lauter Treue saget,
Und alle Flatterei verjaget.
Ich kenne schon dein reines Wesen,
Du bist von zarter Kindheit an
Mein tugendhafter Freund gewesen;
Drum nimm die treuen Wünsche an,
Die zwar aus schlechter Feder fließen,
Und sich in diese Zeilen schließen:

Der Geber aller guten Gaben,
Der Herr, von dessen Gütigkeit
Wir Seel- und Leibeswohlfarth haben,
Der wolle bei erneuter Zeit
Dein Haupt mit Heil und Kraft belegen;
Er kröne dich mit reichem Segen.
Er wende, was dich kann betrüben,
Und schenke, was dein Wohlseyn mehrt;
Er stürze, die dein Unglück lieben;
Und wenn er meinen Wunsch erhört,
Laß' er dich bald was Schönes wählen,
Und viel vergnügte Jahre zählen.

Sie

Sie war indessen jetzt nicht mehr das kinderhafte Mädchen auf der Weide, sondern eine aufblühende Jungfrau geworden, der in allen Nerven Empfindung glühte. Zwar vermochte der arme Rinderhirt mit seinen zusammengedrängten Unannehmlichkeiten ihr keine zärtlichen Wünsche abzulocken. Die Ritterideale aus seinen Büchern hatten ihre Phantasie erhöht, ihren Geschmack verfeinert, und ihr Auge ekler gemacht. Aber sie lernte den Sohn eines Nachbars kennen, einen feinen, wohlgebildeten jungen Menschen, der ganz artige Manieren hatte, und sogar Verse zu lieben schien. Diesen gewann sie lieb, und würde vielleicht eine ganz glückliche Ehe mit ihm geführt haben, wenn sie von der Mutter desselben die Einwilligung zu einer Heirath mit ihm hätte erlangen können. Allein dieser Frau war das Mädchen zuwider. Sie eiferte heftig wider jede Zusammenkunft derselben mit ihrem Sohne, und kränkte sogar die Mutter der Dichterinn mit spitzen und anzüglichen Reden wider ihre Tochter. Diese, welche sich schon durch einen Schatten von Tadel an ihrer Ehre gekränkt fühlte, und auf einen guten Ruf mehr hielt, als auf alles in der Welt, verbot ihrer Tochter sogleich jeden Umgang mit dem jungen Menschen, und beschloß, sobald als möglich ihr selbst einen Mann zu wählen. Unter den verschiedenen Freiern, welche sich um ihre Tochter bewarben, meldete sich auch ein junger Tuchmacher aus Schwiebus, welcher weit im Umkreise als der beste Wirth und fleißigste Arbeiter, aber auch als ein hitziger und geiziger Mann bekannt war. Der Eigennutz war seine Hauptleidenschaft. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß die junge Dürbach tausend Thaler

Vatergut habe. Dieß reizte ihn, sie zur Frau zu begehren. Allein die Umstände der Mutter des Mädchens waren durch die schlechte Nahrung an ihrem neuen Wohnorte, und durch den Müßiggang ihres zweiten Mannes so schlecht geworden, daß dieß Vatergut längst dabei hatte zugesetzt werden müssen. Es war indessen vor den Leuten verborgen geblieben, weil die Mutter ihre Umstände niemanden entdeckte, und ihre Wirthschaft nach wie vor ganz ordentlich betrieb. Der Brautwerber konnte hier also nichts weniger, als Mangel erwarten. Die Mutter, welche keine Heuchelei vermuthete, und ihr Kind sehr glücklich glaubte, weil ein so bekannter guter Wirth und fleißiger Arbeiter sich um sie bewarb, willigte mit Freuden ein, und fügte nur noch die Vorstellung hinzu, daß er sich bei seiner Tochter keinen Reichthum zu versprechen habe; sie erhielte eine Ausstattung und nichts weiter. Der Freier, welcher glaubte, die kluge Mutter wolle ihn mit solchen Reden nur auf die Probe stellen, versicherte ihr schmeichelhaft und feierlich, daß er nichts anders suche, als ein ehrliches und folgsames Mädchen, und daß er ihre Tochter nur deswegen zur Frau begehre, weil sie eine so würdige Mutter habe. So wurde denn die Verlobung veranstaltet, und nach einigen wenigen Zwischenwochen gieng die Hochzeit selbst vor sich. Die Braut war ein schlankes, noch nicht vollkommen sechzehnjähriges Mädchen, mit einem blühenden Gesichte, freundlichen Mienen, und feuervollen blauen Augen. Ihre Stirn trug keine gepuderten Locken, sondern ihr stark kastanienbraunes Haar war, nach Art der Köpfe französischer Schweizermädchen, in Flechten aufgeschlagen. Statt

des

des Kranzes trug sie, nach damaliger Sitte, eine kleine Fontange *) von Spitzen, welche auf ein goldenes Läppchen getollt waren. Ueber einem großen Fischbeinrocke blähete sich der Brautrock von schwarzer Charge. Den schmalen Leib zierte ein Kamisölchen von ebendemselben Zeuge, ein goldener Latz schimmerte vor der Brust, und goldgestickte Pantoffeln, nebst rothen Strümpfen mit bunten Zwickeln, paradirten an den Füßen, weiße zwirnene Handschuh und ein kleiner Zobelmuff schmückten die feine Hand. So stand sie vor dem Traualtare, wo sie — für einen unglücklichen Ehestand eingesegnet wurde. Nach einer dreitägigen Hochzeitfeier wurde sie von ihrem Manne heimgeführt und in ihr Joch gespannt. Sobald er sie ganz allein in seiner Gewalt hatte, warf er die Larve ab, und ließ es durch den unerträglichsten Geiz sie empfinden, daß er in Absicht der Mitgabe sich betrogen sah. Denn sie hatte wirklich nichts weiter erhalten, als eine Ausstattung von etwas Schmuck, Kleidern und Hausgeräthe, und statt der eingebildeten tausend Thaler nur hundert. Dazu kam, daß sie wegen ihrer großen Jugend und Unerfahrenheit in der Wirthschaft manches versah, und daß selbst ihre Bereitwilligkeit und strenger Gehorsam in ihren

*) Fontange war ehemals ein Kopfputz des Frauenzimmers, der in einer hohen Haube von Spitzen, Bändern und dergleichen bestand, zu deren Benennung die Mätresse Ludewigs XIV. von Frankreich, die Demoiselle und nachherige Herzoginn de Fontange, welche 1681 starb, Gelegenheit gegeben hatte, als sie sich einstens auf der Jagd bei grosser Hitze einen maschenähnlichen Zierrath von grünem Laube oder Blättern auf den Kopf setzte.

ren Pflichten kein Verdienst an ihr schien, indem die Wirthschaftlichkeit, da sie zu solchen Geschäften nun einmal nicht geboren war, sie ganz und gar nicht kleidete. Die wöchentlichen Beschäftigungen, sie mochten auch noch so mühsam seyn, lernte sie zwar bald verrichten, weil ihr Verstand zu allem fähig war; aber mit bestimmter Ordnung konnte sie nichts verrichten, da sie überall sich vergaß. Diese Vergeßlichkeit, welche daher rührte, daß ihre Gedanken immer mit andern Gegenständen der Phantasie beschäftigt waren, verdroß ihren eigensinnigen Mann, und er wurde ihrer deswegen schon im ersten Jahre überdrüssig. Hätte er indessen gewußt, was für ein edles Feuer in ihrem Innern wirke, so würde er aus Eigennutz und Ehrgeiz sie besser geschätzt und gehalten haben; denn bei aller seiner übeln Laune hielt er doch auf den Punkt der Ehre, und in diesem Falle war ihm das Geld nicht zu lieb; ja, er wünschte nur deshalb reich zu werden, um sich mit Ehren sehen lassen zu können. Das arme junge Weib war zu bedauern. Bei dem besten Willen, ihm alles nach Wunsche zu machen, konnte sie doch nicht das geringste handhaben, wobei sie nicht etwas verschüttet, im Wege liegen gelassen, auf etwas getreten, oder etwas verkehrt gemacht hätte. Darüber wurde er denn oftmals so böse, daß er handgreiflich gegen sie wüthete. Dieß veranlaßte zuletzt bei ihr eine Furcht und Blödigkeit, welche fast sklavisch war, und wodurch sie ihm nur noch mehr mißfiel. Ueberhaupt machte ihre große Unerfahrenheit und der Zustand des immer auf andere Dinge gerichteten Gemüths, daß sie nie die rechten Mittel traf, wodurch sie sich ihren Mann hätte geneigter machen können. Rathgeber fehl-

ten

ten ihr ebenfalls, weil sie sich an einem fremden Orte und unter lauter fremden Leuten befand. Eine einzige Frau, die Mutter ihres Mannes, war ihre Freundinn; und das war in der That noch der größte Trost für sie. In einer solchen traurigen Lage gebar sie ihren ersten Sohn, als sie noch nicht völlig siebzehn Jahre alt war. Sie liebte ihren Mann so zärtlich, daß der Knabe durchaus das Ebenbild seines Vaters seyn sollte; allein er war es nicht, und das betrübte sie aufs äußerste. Oftmals, wenn das Kind an ihrer Brust lag, fieng sie an darüber zu weinen, daß es seinem Vater so wenig ähnlich sähe. Ihr Mann war aber gegen dieß zärtliche Gefühl so unempfindlich, daß sie es ihm sogar verbergen mußte, und er ihr drohete, wenn sie weinen wollte. Beim Einwiegen und Stillen ihres Kindes pflegte sie bald da bald dort einmal in einem Buche zu lesen, was sie irgendwo geliehen hatte. Bemerkte es nun ihr Mann, so wurde er ungehalten, schalt darüber, und verwies sie zur Arbeit. Mit dem Kinde auf dem Schooße oder neben sich, suchte sie alsdann die Wolle auszulesen, oder andere dergleichen zur Profession gehörige Geschäfte zu verrichten, ihre Gedanken aber flatterten unterdeß in tausend selbstgemachten Vorstellungen umher, und es war ganz natürlich, daß sie nie etwas mit der gehörigen Art und Ordnung verrichtete. Als ihr erster Sohn sechs Vierteljahr alt war, gebar sie den zweiten. Ihr Mann wurde jetzt um so sparsamer, je mehr seine häuslichen Sorgen sich mehrten. Aber grausam war es von ihm, wenn er anfieng, das, was er ersparen wollte, den Bedürfnissen seiner Frau abzuziehen, so daß sie oftmals weder satt zu essen, noch zu trin-

trinken erhielt. Oft, wenn sie in ihren nachherigen glücklichen Tagen den Wein nicht genießen konnte, welcher ihr im Ueberfluß angeboten wurde, erinnerte sie sich jenes darbenden Zustandes, wo sie als Amme ihrer Kinder nach einem Trunke Bier geschmachtet hatte, welches ihr harter Mann vor ihren Augen trank, ohne ihr etwas davon anzubieten. Von ihrer Schwiegermutter, die im nächsten Hause wohnte, wurde sie zwar oft erquickt und unterstützt; aber auch das durfte nur heimlich geschehen, weil es ihr Mann nicht leiden konnte, und glaubte, daß sie dadurch verwöhnt werde. Wie gedrückt sie sich in dieser Lage fühlen mußte, läßt sich leicht denken, besonders da sie, wenn ihr Mann nicht etwa auf die Messen gereist war, die ganze Woche von seinen Befehlen und Launen abhieng. Bloß der Sonntag gab ihr mehr Freiheit; da pflegte er nemlich nach Tische auszugehen und vor spätem Abende nicht wieder zu kommen. Diese Zeit machte sie sich zu nutze, und las alsdann entweder, oder schrieb Reime über geistliche und andere Gegenstände nieder. Die Woche hindurch dachte sie sich dieselben bei ihrer Arbeit aus, und brachte sie des Sonntags zu Papier, wobei sie dieselben nach irgend einer Melodie zu singen pflegte. Diese Gewohnheit hatte sie auch noch im späten Alter; sie glaubte, daß ihr durch dieß Absingen das Sylbenmaaß leichter werde. Auch an ihren Mann machte sie zuweilen Verse z. B. zu seinem Geburtstage (1740):

Erlaube, werther Schatz! daß ich vor allen Dingen
Aus ganz besonderm Trieb und dir ergebner Pflicht
Darf meine Schuldigkeit durch diese Zeilen bringen,
Weil ein erfreuter Tag erscheint mit seinem Licht u. s. w.

Er

Er lächelte dann wohl darüber, weil er es doch fühlte, daß seine Frau durch diese Gabe einen Vorzug vor andern hätte; allein, weil er nicht voraussehen konnte, daß eine solche Arbeit jemals Geld bringen würde, so machte er weiter nichts daraus. Indeß wurde sie durch ihr Talent allmählig in Schwiebus bekannter, zumal da sie jeden, den sie kennen lernte, mit Proben ihrer Reimkunst beschenkte. Und so war denn auch das Gerücht davon zu den Ohren der benachbarten adligen Familien gekommen. Man wurde neugierig, sich selbst von ihrer Fertigkeit zu überzeugen; man ließ sie rufen, und beschenkte sie beim Weggehen gewöhnlich mit einiger Münze. Einst brachte sie aus einem solchen Zirkel, wo sie einem jeden der Anwesenden einen Vers aus dem Stegreife sagte, mehrere Ellen halbseidenes Zeug mit nach Hause, welche sie zum Geschenk erhalten hatte. Das gewann ihr das erste freundliche Gesicht ihres Mannes. Hätte sie täglich, oder auch nur wöchentlich solchen Gewinn aufzeigen können, so hätte sie den besten Mann von der Welt gehabt. Aber freilich konnte so etwas in dem Städtchen Schwiebus und der Gegend umher nur selten vorkommen. — König Friedrich II. von Preußen hatte damals Schlesien besetzt, und war auf diese Weise auch Herr von Schwiebus geworden. Nun kamen zuweilen in den Abendstunden die Nachbarn zu ihrem Manne zum Besuch. Da wurde denn unter andern auch vieles von dem Wunderkönige erzählt und gesprochen, und alle wußten sich viel damit, unter der Regierung eines so siegreichen Monarchen zu stehen, dem sie einstimmig die Ehre anthaten, ihn mit dem weisen Salomo zu vergleichen, weil sie kein

höhe-

höheres Lob für ihn kannten. Alles war von Enthusiasmus für ihn beseelt, alles liebte und betete ihn an, und nie war ihnen mehr wohl, als wenn sie ein: Vivat der König von Preußen! trinken konnten. Auf die Dichterinn machten diese Erzählungen einen wunderbaren Eindruck, und sie brannte vor Verlangen, diesen König zu besingen. Doch wagte sie es noch nicht, sondern versuchte nur in einer Satire auf die Verfassung von Schlesien während der Kaiserlichen Regierung gleichsam von fern ihre tiefe Verehrung gegen ihn an den Tag zu legen. Es ist vom Jahre 1740, und man erkennt schon einige Dichtung in demselben.

Als Friedrichs große Macht in Schlesien marschieret,
Da bin ich gleichfalls mit als Volontär passiret.
Mich trieb der Vorwitz und die Neubegierde an,
So daß ich meinen Weg ein wenig seitwärts nahm.
Da ich mich von dem Marsch der Preußen abgetrennet,
Kam ich vor eine Stadt, die man Schwiebus benennet,
Und als ich im Begriff, daselbst hineinzugehn,
Sah ich ein Frauenbild bei einem Baume stehn.
Sie ließ die Traurigkeit aus allen Mienen blicken;
Die Hände waren ihr gebunden auf den Rücken,
Die Augen thränenvoll, die Haare ganz zerstreut,
Und als ich näher kam, war's die Gerechtigkeit.
Ich fragte ganz bestürzt: Was ist Euch denn geschehen,
Madame, daß man Euch hier so betrübt soll sehen?
Wenns nach den Rechten gieng, so solltet Ihr ja schon
Heut auf dem Rathhaus seyn und bei der Session.
Ach! hub sie seufzend an, dem Himmel sei's geklaget,
Man hat mich schon vorlängst aus dieser Stadt verjaget.
Da lebt ein jeder so, wie es ihm selbst beliebt:
Das ist es, was mir jetzt so Geist als Herz betrübt.
Bemühet Euch, mein Freund, ein wenig umzusehen,
Da wird ein neues Haus vor jenem Thore stehen,

Da wohnt ein Herr vom Rath, ein Schalk in seiner Haut,
Der mit Praktiken hat dieß Häuschen aufgebaut.
Da geht der krumme Schalk; schaut, wie er spekuliret!
Wie er Betrug und List in seinem Schilde führet!
Wie sieht er unter sich, nach Art der falschen Welt!
Er sucht die Schlüssel zu der Bürger Gut und Geld.
Nun wollt' ich Euch noch mehr von gleicher Gattung zeigen,
Doch, weil so Zeit als Ort mir itzt befiehlt zu schweigen,
So sag' ich nur noch dieß: Der Konsul und der Rath,
Die stimmen überein sowohl in Wort als That. — —
So bin ich denn hier aus der Stadt verjagt, verbannt,
Bin hier und überall fast keinem mehr bekannt!
Ich sprach: Seid nur getrost, man wird Euch wieder kennen,
Und jedermann wird Euch sein Schatz und Freundinn nennen.
Dem Könige gehört mit Recht das ganze Land;
Der, der wird geben Euch das Schwert in Eure Hand;
Und ob er gleich noch ist in seiner Blüth' der Jugend,
So findt man doch an ihm das Muster aller Tugend.
Er liebet Frömmigkeit, die reine Gotteslehr',
Und mit ihm schickt in's Feld Gott selbst sein Engelheer.
Ich selber werde ihm auch dieses alles sagen,
Das, was Euch so betrübt, und was Ihr mir thut klagen.
Hofft immer nur getrost, indem ich weiter geh',
Indessen lebt vergnügt, ich sag' Euch Adieu.

Durch ihr Lesen und Versemachen indessen entstand das Uebel, daß sie immer vergeßlicher, und gleichsam von innerem Feuer übersichtiger wurde, welches zu mancher häuslichen Unordnung Veranlassung gab, und die Abneigung ihres Mannes gegen sie so vermehrte, daß er daran dachte, sich von ihr scheiden zu lassen. Er hatte nemlich in dem Bierhause gehört, daß der König von Preußen die Ehescheidung frei gegeben habe. Er kam ganz erfreut darüber nach Hause, und that sogleich seiner Frau den Vorschlag, daß sie die ersten seyn wollten, die von dieser

Erlaubniß Gebrauch machten; er lasse ihrem Charakter alle Gerechtigkeit wiederfahren, aber er könne sie nun einmal zur Frau nicht leiden, und für ein solches Martyrleben sei es besser, sich scheiden zu lassen. Alle Gegenvorstellungen von ihrer Seite halfen nichts. Ihr Zustand war schrecklich; denn sie liebte ihren, in vieler Rücksicht braven Mann aufrichtig. Sie hatte Brodt und Ansehen von ihm; sie wurde nach dem dortigen allgemeinen Begriffe, und nach ihrer eigenen Ansicht der Sache, durch die Scheidung vor der ganzen Gegend beschimpft; bei ihrer Mutter (die sich unterdessen zum drittenmale eben so unglücklich, wie zum zweitenmale, verheirathet hatte) konnte sie weder einen Zufluchtsort, noch gewissen Unterhalt erwarten; und zu dem allen kam noch, daß sie schwanger war. Ihr Mann blieb indessen unbeweglich, und fuhr den andern Tag nach Glogau, um dort die Scheidung zu veranstalten. Nach einiger Zeit wurden beide zum ersten Termin vorgeladen. Er setzte sich also mit ihr in einen Wagen und gab ihr unterweges die besten Worte, sich der Scheidung vor Gericht nicht zu widersetzen, weil das doch zu weiter nichts helfe, da er sie einmal nicht leiden könne. Bei ihrer Unerfahrenheit und Gutmüthigkeit gieng sie alles ein, was er von ihr verlangte. Kurz, nach wenigen Wochen fuhren sie abermals zum wirklichen Scheidungstermine. Als sie in Glogau angekommen, und bei dem Rathhause, wo sie verhört werden sollten, ausgestiegen waren, eilte er zuerst hinauf, und hieß sie unten warten. Als sie jetzt allein war, fiel ihr das Gräßliche ihres hülflosen Zustandes zentnerschwer aufs Herz; sie weinte heftig. Ein junger

Sol,

Soldat, der hier Schildwache stand, sahe sie weinen, fragte sie aber nicht warum? sondern zog ein Stück Kreide aus der Tasche, und schrieb an die Thüre des Rathshauses:

„Geduld, Vernunft und Zeit, das sind gar schöne Sachen,
„Die, was unmöglich scheint, noch möglich können machen."

Darauf nahm er sie bei der Hand und sagte: Hier, junge Frau, kann sie lesen? Sie schlug die nassen Augen auf, und wurde durch diese Worte, die sie für eine glückliche Weißagung hielt, gestärkt. Die Scheidung gieng darauf vor sich, und zwar ganz zum Vortheile des Mannes, der die Söhne und das gesammte mütterliche Vermögen behielt. Beide fuhren nun wieder nach Hause. Noch am Abende desselben Tages nahm sie ihr Bündelchen Kleider unter den Arm, und so, zwischen Mangel und Schmach, verstoßen von einem Manne, welchen sie liebte, getrennt von ihren Kindern, ohne Beistand, ohne zu wissen, wo sie künftig ihr Haupt würde können ruhen lassen, wankte sie aus dem Hause zu ihrer guten Schwiegermutter, welche die Härte ihres Sohnes verabscheute, und sie gutwillig bei sich aufnahm. Ihr Aufenthalt konnte freilich bei derselben nur kurz seyn. Sie packte daher eines Tages ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, und gieng damit zum nächsten Thore hinaus, ohne eigentlich zu wissen wohin? Ihre Schwiegermutter gab ihr eine Strecke weit das Geleite. Als aber der Abend anfieng zu dämmern, trennten sie sich. Es war ein herbes bitteres Lebewohl, was sie sich sagten. Sie sahen einander nie wieder. Luise schlug jetzt ihre verweinten Augen

auf und sahe sich nach einem Orte um, wo sie übernachten könnte. In einiger Ferne entdeckte sie die friedlichen Strohdächer eines Dorfes; auf dieses eilte sie zu. Das Dörfchen grenzte zwischen Schwiebus, wo ihr Mann, und Tirschtigel, wo ihre Mutter wohnte. Ihre kummervolle Seele, welche nichts als den Tod zur Rettung aus ihrem Elende vor sich sah, sehnte sich nach der Mutter, nach den Wohnungen ihrer Jugend, wo sie unter unschuldigen Freuden nichts von den Drangsalen, unter welchen sie in der Folge seufzte, gewahr worden war. Dort wünschte sie zu sterben. Aber sie durfte gleichwohl es nicht wagen, hieher ihre Zuflucht zu nehmen, da ihre Mutter außerdem schon höchstbedrängt war. Sie schrieb daher nur an dieselbe, und bat sie wegen des Herzeleids, das sie ihr hätte machen müssen, um Verzeihung. Die Mutter verzieh ihr auch, und schickte ihre Söhne dann und wann zu ihr, um ihr einige Unterstützung zu bringen. Auch von ihrer Schwiegermutter erhielt sie zuweilen etwas zur Hülfe. Die Ruhe, in welcher sie jetzt lebte, vorzüglich aber ihr munterer Geist, welcher sich leicht über Kummer und Gram hinwegschwang, gaben ihr endlich wieder einige Heiterkeit; sie sang und dichtete Trost- und Hoffnungslieder, und überließ ihr ferneres Schicksal dem Himmel. Sie gebar nun das Kind, welches sein Vater nicht kennen wollte, und erhielt dadurch eine neue Sorge, ohne daß sie wußte, wie sie ihr eigenes Leben fristen sollte. Indessen fanden sich gute Herzen, welche ihr Hülfe leisteten, und sie selbst suchte jede Gelegenheit auf, wodurch sie sich etwas erwerben konnte.

So

So waren drei Vierteljahre vergangen, ohne daß sie sich eben einen bessern Zustand gewünscht hätte, als der Zufall einen Schneider, Nahmens Karsch, der auf sein Handwerk reiste, durch das Dorf führte, wo er in der Schenke einkehrte. Die junge Frau, welche sich in dem Hause befand, fiel ihm mit ihrem Kinde auf, und er erkundigte sich, wer sie wäre? Als man ihm ihr Schicksal erzählt hatte, empfand er Mitleid mit ihrem Zustande und Zuneigung gegen sie, und trug ihr an, sie zu heirathen, um durch seinen Nahmen wenigstens die Schande der Ehescheidung auszutilgen, wenn er sie sonst auch nicht glücklich machen könne. Der Dichterinn war indessen sein Antrag zuwider. Seine Physiognomie mißfiel ihr, und sie glaubte in seinen Gesichtszügen die Neigung zum Trunke zu bemerken, ob er gleich noch ein junger Mann war. Indessen wünschte sie freilich auf der einen Seite aus ihrer Lage gerissen zu werden, und auf der andern hatte sie auch, vermöge ihrer Gemüthsart, nicht Muth genug, ihm geradezu eine abschlägige Antwort zu geben. Sie verwieß ihn daher an ihre Mutter in Tirschtigel, und hoffte, diese würde seine Physiognomie eben so abschreckend finden, als sie selbst. Allein sie irrte sich sehr. Diese ehrliebende Frau, die eine Freude darüber hatte, den Schimpf ihrer Tochter geendet zu sehen, gab sogleich ihre Einwilligung und bestand darauf, daß ihre Tochter ihn nehmen solle. Die Verlobung gieng also vor sich. Beide nahmen darauf ihre wenigen Habseligkeiten, nebst dem kleinen dreivierteljährigen Kinde, und wanderten auf gut Glück nach Fraustadt, wo Karsch sich wohnhaft niederließ, und mit seiner Braut, die jetzt etwa acht

und

und zwanzig Jahr alt seyn mochte, getraut wurde. Wahrscheinlich würde diese ihre zweite Ehe erträglich gewesen seyn, wenn Karsch nur nicht den Trunk zu sehr geliebt hätte. Da ihr erster Mann äußerst mäßig gelebt hatte, so war ihr die Untugend des zweiten um so mehr zuwider; und weil sie theils durch Nähen, theils durch Briefschreiben, wozu sich in Fraustadt öfters Gelegenheit fand, ihn ernähren half, so glaubte sie ein Recht zu haben, ihm wegen seiner Trunkenheit Vorwürfe machen zu können. Karsch nahm aber dieselben übel auf, und gieng, um ihnen auszuweichen, abermals ins Trinkhaus. Nun vermehrten sich die Vorwürfe von beiden Seiten. Karsch warf seiner Frau vor, daß er ihr seinen Nahmen geliehen, um sie wieder zu Ehren zu bringen; sie erwiederte, daß sie ihm dafür wenig Dank wisse, weil er durch seine Neigung zum Trunke sie in neue Sorgen stürze. Nach einer beinahe zweijährigen Ehe brachte sie eine kleine Tochter zur Welt. Der häusliche Zustand war so beschaffen, daß das Kind kaum in Windeln gewickelt werden konnte. Indessen hatte sie verschiedene Bekanntschaften gemacht, welche wohlhabend und wohldenkend genug waren, um sie in ihrem Wochenbette zu unterstützen. Sie bat einige von guter Familie poetisch zu Gevattern, und man gab ihr nach damaliger Weise ganz artige Pathengeschenke. Karsch, welchem in seinem Kinde der Abgott seines Herzens geboren war, der es mit väterlicher Zärtlichkeit liebte, konnte doch hingehen und das meiste von dem Pathengelde vertrinken. Einstens hatte seine Frau dem Kinde Zeug zu einem Pohlrock gekauft; auch dieß versetzte er heimlich, und betrank sich dafür. In der Folge wurde sie so arm, daß sie nicht

är-

ärmer werden konnte. Manchen Tag hatte sie nicht das Brodt, um ihren Hunger zu stillen. Mit ihren Kleidern war es nicht besser beschaffen, als mit ihrer Küche. Sie hatte kaum sich nothdürftig zu bedecken, und gieng deswegen nur immer in den Frühpredigten in die Kirche, wo sie sich hinter einen Pfeiler stellte, weil sie sich vor den Leuten ihrer Armuth wegen schämte. Dennoch fühlte sie sich glücklich, wenn sie bei Frost und Mangel nur den Prediger hören konnte. Voll von seiner sanften Rede kam sie dann nach Hause und setzte dasjenige, was sie aus seiner Predigt behalten hatte, in Verse. Dieß that sie lange für sich selbst, aus bloßem Drange zum Schreiben. Endlich aber kam sie auf den Gedanken, eine solche versificirte Predigt dem Prediger zu übergeben; nur war sie unschlüssig, auf welche Weise sie dieß bewerkstelligen sollte. Sie, die sich vor andern Leuten wegen ihres armseligen Aufzuges schämte, war noch weit schüchterner, sich vor dem Hochwürdigen Pfarrer sehen zu lassen. Um also doch ihren Wunsch zu befriedigen, nahm sie das beschriebene Papier, schlich damit unter dem Altare weg, und warf es in den Beichtstuhl, ohne daß es mit ihrem Nahmen bezeichnet war. Dieß hatte sie einigemal wiederholt, als der Prediger darauf aufmerksam wurde, und Acht gab, wer doch wohl die Verse in den Beichtstuhl werfen möchte. Sobald er sie entdeckt hatte, redete er sie an. Ihr äußeres Ansehen und ihre niedergeschlagene Schüchternheit machten ihm sogleich ihre traurigen Umstände bekannt. Er nöthigte sie in sein Haus, und wurde bald ihr aufmunternder Freund. Er verschaffte ihr die Bekanntschaft mehrerer angesehenen Häuser in Fraustadt. Diese empfah-

empfahlen sie wiederum ihren Freunden in Polnisch-Lissa, und durch diese gelangte ihr Ruf bis nach Groß-Glogau. Ihre Freunde liehen ihr gern diejenigen deutschen Bücher, welche sie selbst besaßen, unter andern die Gespräche im Reiche der Todten, wodurch sie die erste Bekanntschaft mit den Helden und Philosophen der alten und neuen Welt machte. Gastfreundschaft und kleine Geschenke munterten sie auf. Sie selbst ergriff jede Gelegenheit, bei welcher sich Verse machen ließen, und indem die Armuth sie nöthigte, alles mitzunehmen, wodurch sie etwas gewinnen konnte, übte sie zugleich die Kräfte ihres Geistes und erwarb sich mit jedem Tage größere Fertigkeit. Fraustadt allein konnte ihr indessen nicht Gelegenheit genug geben, sich etwas zu verdienen; sie bereiste daher die nachbarlichen Städte und Dörfer, wo sie sich den vornehmsten Einwohnern bekannt machte, unter ihren Augen die Verse niederschrieb, welche man verlangte, und mit Geschenken wieder in ihre Heimath zurückkehrte. Keine Wallfahrt dünkte ihr zu mühsam, und keine Jahreszeit zu rauh, wenn sie sich nur den Unterhalt auf einen Tag erwerben konnte. Sie besang Hochzeiten, Kindtaufen, Nahmenstage, Geburtstage und andere Vorfälle des menschlichen Lebens. Diese mancherlei kleinen Hülfsquellen kamen auch allerdings ihrer Haushaltung wohl zu statten und würden sie ziemlich kummerfrei gemacht haben, wenn nur ihr Mann wirthschaftlicher gewesen wäre. Dieser aber blieb dem Trunke nach wie vor ergeben, und je mehr Vorwürfe sie ihm machte, desto öfterer gieng er, um sie zu vermeiden, ins Trinkhaus. Auf diese Weise geriethen sie immer wieder in den

traurigsten Mangel, und ehe sich eine Gelegenheit zeigte, wo die Dichterinn etwas gewinnen konnte, waren schon mehr Schulden gemacht, als ihr Verdienst einbrachte. Dazu nahmen täglich die häuslichen Mißhelligkeiten zu. Je mehr Freunde sie sich erwarb, um destomehr lernte sie auch sich fühlen. Sie sahe ein, daß sie allein im Stande war, sich zu ernähren und Ehre zu erwerben; ihr Mann war daher für sie eine überlästige Person in ihrer Haushaltung. Warf sie ihm dieß vor, so konnte es nicht ausbleiben, daß sie, wenn er betrunken war, gemißhandelt wurde, und je mehr sie sich darüber gegen ihn oder andere Leute beschwerte, um desto schlimmer verfuhr er mit ihr. Indessen hatte sich durch die beständige Uebung ihr poetisches Talent immer mehr entwickelt, und man rieth ihr jetzt nach Glogau zu ziehen, um hier ein besseres Glück zu suchen. Diesem Rathe folgte sie, und ließ sich mit ihrem Manne und drei Kindern in dieser Festung nieder. Sie brachte nichts als die bitterste Armuth und einige Empfehlungsschreiben ihrer Polnischen Freunde dahin. Aber sie fand sogleich einige Häuser, die ihr Talent achteten und sie mit Freundschaft aufnahmen. Viele Personen aus allen Ständen suchten aus Neugier ihre Bekanntschaft und munterten sie auf. Der Krieg versammelte damals eine Menge Menschen in Glogau; auch dieß brachte ihr manchen Vortheil. Das Wichtigste aber war für sie ein Buchladen, in welchem sie bald freien Zutritt erhielt. Hier fand sie Uebersetzungen vom Horaz, von Youngs Werken, die Gedichte der Unzerin, und anderer deutscher Dichter mehr, welche damals nach und nach auftraten; ferner Uebersetzungen von den Oden und

Epi-

Episteln des Philosophen von Sanssouci, welche sie bei ihrer unbegrenzten Verehrung des Königs in nächtlichen Stunden aus Prosa in Reime verwandelte. Die Auftritte des Krieges verbreiteten rund um sie her täglich neue Wunder und Sagen von dem Preußischen Helden; alle Menschen in allen Ständen sprachen von ihm; hier wurden seine Siege durch Kanonendonner auf den Wällen, und dort durch Jubelgesänge in den Kirchen gefeiert. So wurde die Phantasie der Dichterinn ganz mit der Größe des Helden erfüllt; sie wagte Versuche, seine Siege zu besingen. Durch das Seltene der Erscheinung, daß eine Frau von ihrem Stande beifallswürdige Gesänge dichtete, und dadurch, daß sie den Helden jener Zeit zum Gegenstande ihrer feuervollen Lieder machte, verbreitete sich ihr Ruhm überall mit der größten Schnelligkeit. Aber ihre häusliche Lage war immer noch um nichts wesentlich gebessert. Das Gewerbe ihres Mannes gieng hier noch schlechter von statten, als in Fraustadt, weil hier die Mode eigensinniger war, als dort; und die Neigung zum Trinken, die er immer nur auf kurze Zeit bekämpfte, zerstörte jedesmal den etwa wieder aufkeimenden Wohlstand. Wenn die Dichterinn öfters geschrieben hatte, bis der Nachtwächter den Tag absang, so mußte sie nach einigen Stunden sorgenvollen Schlafes, aus welchem sie noch zuweilen von ihrem trunkenen und nach niederschlagendem Getränk verlangenden Manne gestört wurde, am dämmernden Morgen im Winter mit halbbedeckten Gliedern gehen und eine lange Straße weit ein Bündelchen Holz zum Einheizen borgen. Auch die Bedürfnisse zum Morgenbrodt und des Tages übrigem Unterhalte holte sie mit

gleich

gleich beschämenden Aengsten herbei. Ihre Kinder giengen so armselig gekleidet, wie diejenigen, welche das öffentliche Mitleiden anflehen. Kurz, äußerste Armuth, eheliche Zwistigkeit, Mißhandlung, alles, was man Elend nennen kann, war in ihrer Haushaltung vereinigt. Es ist allerdings zu bewundern, daß ihr Geist unter so bedrängten Umständen nicht gänzlich gelähmt wurde. Das geschah indessen nicht; er arbeitete sich vielmehr immer stärker empor, und ihr Ruhm verbreitete sich immer weiter. Um diesen letzten war es ihr freilich wenig zu thun. Brodt war das Einzige, weswegen sie ihre Kunst übte, Brodt und Ruhe. Für den häuslichen Zustand war sie eigentlich gar nicht geboren, und je mehr sie sich jetzt ihrer starken innern Neigung zur Poesie und den Wissenschaften überließ, desto drückender wurden für sie die Pflichten einer Hausfrau, Mutter und Magd, welches alles sie zugleich in Einer Person war. Je mehr nun ihre Sorgen wuchsen, um desto mehr nahm ihre Ungeduld zu; ihr Mann erhielt mehr Vorwürfe, und er gieng mehr aus, um sie zu vertrinken. Bei seiner Zuhausekunft rächte sich alsdann sein aufgesparter Zorn, und da erfolgten zuweilen Auftritte, die erschrecklich, und jedermann, der davon hörte, ein Greuel waren. Ihre Haushaltung wurde täglich zerrütteter, sie sahe ihren Drangsalen kein Ende, und war nahe an dem Zeitpunkte, wo sie glaubte, es nicht mehr aushalten zu können, als mit einmal eine ganz unerwartete Erlösung kam. Ein angesehener Mann, welcher von der Tyrannei ihres Ehejochs gehört hatte, vermittelte durch seinen Einfluß, daß sie von ihrem Manne befreit ward, ohne den Weg eines förmlichen Scheidungs-

dungsprozesses einzuschlagen. Diese Vermittelung gieng freilich nicht den Weg Rechtens, allein die Dichterinn wurde doch erlöst und ihrer schwersten Sorgenbürde entladen. Aber auch ihr Schicksal überhaupt nahm jetzt eine andere Wendung. Ihr Geist bekam durch die nunmehrige Ruhe neue Kraft und Stärke. Nicht nur die Bewohner Glogau's und der Gegend umher, sondern selbst Fremde von Geschmack, die nach Glogau kamen, suchten die Dichterinn auf, oder reisten in dieser Absicht dahin. Man geizte nach ihren Versen und theilte sie seinen Freunden als eine Seltenheit mit. Um dieß Aufsehen, was die Karschin damals machte, richtig beurtheilen zu können, muß man sich erinnern, daß zu jener Zeit sich kaum erst einige Dichter, durch Talent und Umstände begünstigt, einen klassischen Ruhm in Deutschland erworben hatten, und daß also die Freunde des Geschmacks in einen Enthusiasmus darüber geriethen, zu dem kleinen Häufchen der damaligen Dichter hier bloß auf dem Wege der Natur eine so originelle Sängerinn hingeführt zu sehen. Ihr Ruf war sogar bis nach Berlin erschollen. Mehrere dortige Personen wünschten Briefe von ihr zu lesen, und schrieben an sie; besonders eine Generalinn von Wreech, die nachher auch Veranlassung ihres Aufenthalts zu Berlin wurde. Die Karschin nemlich hatte etwa ein Jahr die Ruhe ihres freien Zustandes genossen, als eines Tages der Bediente des Baron von Kottwitz in ihre Stube trat und eine Karte überreichte, durch welche die Generalinn Wreech den Baron ersuchte, sich doch nach der Dichterinn in Glogau zu erkundigen; sie habe in sieben Monaten keinen Brief von ihr erhalten.

In

In Gegenwart des Bedienten schrieb die Karschin sogleich einen Brief in Versen an die Generalinn, und ein poetisches Billet an den Baron selbst, den sie übrigens noch gar nicht kannte. Dieser, ein Freund der Wissenschaften, wurde neugierig, sie kennen zu lernen, und ließ sie den andern Morgen zu sich rufen. Sie erschien in ihrer gewöhnlichen bürgerlichen Tracht, mit einer zwar freundlichen Miene, aber fast schüchternen Blödigkeit. Seine Augen ließen ihn anfangs zweifeln, ob es wirklich die Frau sei, welche eine so seltene Gabe, als man ihr nachrühmte, besitze. Allein ihre Antwort auf seine erste Frage überzeugte ihn bald; denn sie antwortete ihm in einigen sehr artigen Versen. Sie bat hierauf um Schreibzeug, und in weniger denn einer halben Stunde hatte sie ein angenehmes Gedicht an den Baron aufgesetzt. Sie wurde von ihm eingeladen, den folgenden Tag wieder zu kommen, um sie einigen seiner Freunde vorzustellen. Kaum war sie ein paar Stunden zu Hause, als der Bediente des Barons ihr im Nahmen seines Herrn einen Kopfaufsatz und einige feine Kleidungsstücke überbrachte, mit der Bitte, sich ihrer des andern Tages zu bedienen. Es ist unmöglich, daß der Zaarin Peters des Ersten die Krone mehr süßen Stolz gegeben, als die Dichterinn über diese geschenkten Kleidungsstücke empfand. Jedes war ihr ein Zeichen, daß sie wirklich geachtet wurde, und jedes machte sie vor Freuden trunken. So durch die Hand des Barons geschmückt, betrat sie das Haus desselben. Er kam ihr entgegen und führte sie in die Gesellschaft, welche sich schon bei ihm versammelt hatte, und wo jeder sichs angelegen seyn ließ, ihr Höflichkeitsbezeugungen zu erweisen.

So artig war ihr noch nie begegnet worden. Die Freude darüber erhöhete alle ihre Geisteskräfte, und gab jedem, was sie sagte, etwas Blendendes und Ungemeines. Als sie sich wieder entfernte, schenkte ihr der Baron eine schöne emaillirte Dose nach damaligem neuesten Geschmacke, in welcher sie zu Hause sechs Augustd'or fand. Dieß überraschte sie aufs höchste. Sie fühlte in der Art des Geschenks das Großmüthige und Edle des Gebers. Er dünkte ihr mehr als andere Menschen zu seyn, und sie ergoß nun ihren Dank in begeisterten Poesien an denselben. Der Baron wurde dadurch hingerissen, und stellte ihr frei, sich etwas von ihm zu erbitten, was zu ihrem Glücke beitragen könne. Sie, die noch immer die Zurückkunft ihres Mannes befürchtete, besann sich augenblicklich und bat, daß er sie mit nach Berlin nehmen möchte, wohin zu reisen er eben im Begriff stand. Hier glaubte sie vor der Nachfolgung ihres Mannes sicher zu seyn. Er gewährte ihr diese Bitte mit Vergnügen. Ihr gefühlvolles Herz war nun ganz Dank für ihren Wohlthäter, und strömte unaufhörlich in Lobliedern aus, mit denen sie ganz Glogau erfüllte. Sie fühlte sich in Erwartung der Reise unaussprechlich glücklich. Sie schenkte alles weg, was sie etwa an Hausgeräthe besaß, und behielt nichts, als ihre Kleider und beiden Kinder. Vor Erwartung der Zukunft wurde in der Nacht bis zum letzten Morgen in Glogau gar nicht geschlafen, sondern auf ihren Knien dichtete sie Lieder des Danks an Gott und ihren Baron, bis endlich der Wächter die letzte ihrer Kummernächte abrief. Der Wagen des Barons kam vor ihre Thüre gerollt, in welchen sie sich mit ihren Kindern setzte.

Die

Die Reise gieng zunächst über Boyadel, den ritterlichen Hauptsitz des Barons; sie kamen daselbst in Einem Tage an. Der Baron war voraus gereist und empfieng sie auf seinem Schlosse. Er hatte einige benachbarte Familien zur Tafel gebeten, und die Karschin speiste hier zum erstenmal in adliger Gesellschaft. Sie glaubte in einem Zauberpalaste zu seyn. Jetzt gieng die Reise unmittelbar nach Berlin selbst. Der Baron reiste wiederum voraus. Den Sohn der Dichterinn hatte er zu dem Amtmann seines Gutes in die Kost gethan. Die Tochter ward mitgenommen. Uebrigens sahe die Karschin auf der ganzen Reise ihren Wohlthäter nicht; aber auf jeder Hauptstation wurde gehalten und übernachtet. Die vorzügliche Bequemlichkeit, welche die Befehle ihres Herrn sie überall genießen ließen, machte ihren Zustand zu etwas Ueberirdischem. Sie dachte sich ihre mühsamen Fußreisen nach Lissa und den umliegenden Dörfern; das Kümmerliche ihrer Mahlzeiten und Lagerstätten auf solchen Wallfahrten. Welch ein Kontrast! wenn sie hier in jedem Gasthofe, nach der vorzüglichsten Bewirthung, auf fein überzogene Daunenbetten sich schlafen legte. Sie hatte nur Einen Gedanken — den, an ihren Wohlthäter! Alles, was ihr wiederfuhr, alles, was ihre Sinnen berührte, schien von seinem Einflusse beseelt zu seyn. Sie erblickte in allem nur ihn und die wunderthätige Hand Gottes. Und so oft sie allein war, lag sie auf den Knien, um ihre Dankgefühle in Thränen ausströmen zu lassen.

Es war am 25. Januar 1761, als sie in Berlin ankam. Ihre Aufnahme geschah in dem Hause des Wiener Gesandten, Grafen von Gotter, woselbst auch der

Baron

Baron von Kottwitz logirte. Hier war schon alles zu ihrer Ankunft aufs beste für sie zubereitet worden, und, weil es Mittag war, so wurde ihr und ihrer Tochter sogleich ein Tisch mit fünf auserlesenen Schüsseln vorgetragen. Wer mag es beschreiben, wie ihr bei dieser Mahlzeit zu Muthe war! Sie befand sich in einem überseligen Zustande. Den Monat vorher hatte sie ihr acht und dreissigstes Jahr vollendet. Dieses Alter, in welchem die mehresten Frauenzimmer nach gerade von der glänzenden Bühne abtreten, um jüngeren für die Bewunderung Platz zu machen, ward, trotz allen nur möglichen Leiden, durch welche die Dichterinn bis zu dieser Epoche gekommen war, der Zeitpunkt, wo sie erst aufzublühen anfieng, und bemerkt und bewundert wurde. Sobald man in Berlin hörte, die Karschin sei angekommen, beeiferte sich alles, was nur Geschmack haben wollte, dieß Wunder von Weibe zu sehen. Und so bürgerlich sie auch noch in den ersten Tagen einhergieng, so wurden ihr doch verschiedene Equipagen geschickt, um sie in die vorzüglichsten Gesellschaften abzuholen, wo man ihr mit aller der Aufmerksamkeit und artigen Feinheit begegnete, welche ihren Talenten gebührte. Nach einigen Tagen wurde sie eines Morgens, nebst ihrer Tochter, in eine Kutsche des Barons gesetzt, und in eine der prächtigsten Straßen gefahren. Sie wußte zwar die Ursach davon nicht, ahnete dennoch aber etwas Gutes, weil sie von ihrem Herrn nichts als Huld gewohnt war. Die Kutsche hielt vor einem großen Galanterieladen, wo sie mit ihrer Tochter aussteigen mußte. Sie wurde bald von einer ältlichen Französinn, der ein Dienstmädchen folgte, in ein Putzzimmer geführt. Hier

lagen

lagen für sie und ihre Tochter schon geschmackvolle modische Kleidungsstücke bereit, und das Mädchen erhielt den Befehl, sie bei ihrer Ankleidung zu bedienen. Die Mamsell entfernte sich, und die angenehme Metamorphose begann, indem das Mädchen beide Personen Stück vor Stück auskleidete, und in den neuen Anzug modelirte. So fremd der Dichterinn jede Bedienung war, so ließ sie doch alles geschehen, was man mit ihr vornahm; denn die Freude hatte sie zu bestürzt gemacht. Die Kleidungsstücke waren von modernem Zuschnitt und feinem Zeuge, und beiden Staatsanzügen, wo von Kopf bis zu Fuß kein Stück vergessen war, folgten in ähnlicher Ordnung zwei Anzüge von schlechterem Zeuge, welche das Mädchen zusammenpackte, und in die Kutsche legte, ohne daß die wohlthätige Hand genennt wurde, von welcher dieß alles kam. Der Wagen rollte mit den beiden glücklichen Geschöpfen (den glücklichsten, welche es vielleicht an dem Tage in Berlin gab) wieder nach Hause. Niemand ließ sich sehen, der darüber einen Dank erwartet hätte; allein ein Diener kam und nöthigte die Dichterinn zur Gräflich Gotterschen Mittagstafel. Bis zur Stunde der Mahlzeit ergoß sich ihr Dank in mehr denn Einem Liede, ohne daß sie wußte, wem sie dankte. Sie rieth nur auf den Baron. Bei der Tafel fand sie ihn. Sie zieh ihn poetisch seiner schönen That; aber er lächelte nur und schwieg. Kein Nahme für ihren Herrn war ihr nun wichtig genug, um dadurch das auszudrücken, was sie empfand, nicht Wohlthäter, nicht Retter, nicht Freund. Vater nannte sie ihn; und nur in diesem Nahmen fand ihr dankbares Herz einige Beruhigung.

Jetzt konnte sie sich mit Anstand in den vornehmeren Zirkeln sehen lassen; und man schonte ihrer auch keine Stunde des Tages, um sie zu sehen. Entweder war sie in Gesellschaft, oder sie war bei sich zu Hause von Besuchen umringt. Ihre einzige Beschäftigung war jetzt Schreiben und Lesen. Sie gieng vom Schreibepult in die Gesellschaft, um dort wieder zu schreiben und Impromtü's zu sagen, und aus dieser wieder zum Schreibepulte nach Hause. Durch die tägliche Uebung, verbunden mit der ehrenvollsten Ermunterung, die sie von allen Seiten genoß, bildete sich ihr Talent immer vollkommener aus. Sie machte bald Bekanntschaft mit Ramler, der schon damals sich den Ruhm eines klassischen Odendichters erworben hatte, und lernte von ihm die Grundsätze des Geschmacks und die Regeln des Versbaues kennen. Auch Sulzer und Mendelssohn wurden ihre Freunde, ermunterten und belehrten sie. Sie hatte gegenseitig die größte Hochachtung gegen diese Männer; aber sie benutzte den Unterricht derselben über Poesie und Aesthetik doch nur bis zu einem gewissen Punkte. Alsdann wurde sie ungeduldig, und achtete im Gefühl ihrer genialischen Kraft die Kritik nicht so hoch, wie jeder Dichter und jede Dichterinn, welche dem Publikum etwas Vollendetes geben will, sie nothwendig achten muß.

In den ersten sechs Monaten ihres Aufenthalts zu Berlin hatte sie nun zwar Wohnung und Unterhalt von dem edelmüthigen Baron von Kottwitz, so wie Zutritt in die vornehmsten Privathäuser; aber damit war doch für ihre ökonomischen Bedürfnisse auf keine eigentlich dauerhafte Weise gesorgt. Der Baron hatte seine Reise nach

Ber-

Berlin unternommen, um sich hier zu vermählen. Er kaufte zu dem Ende ein Haus, welches er einrichtete. Aber als er seinem Vorhaben immer näher kam, wurde er plötzlich krank. Die Krankheit ließ eine schwere Hypochondrie nach sich; die Heirath gieng zurück, und der Baron reiste wieder auf seine Güter, um dort seine Besserung abzuwarten. Unter diesen Umständen konnte er sich um seine Klientinn auf keine ernstliche Weise bekümmern. Da sie von niemandem etwas zu fordern vermochte, so blieb ihr nichts als die Wohnung in seinem Hause. Für sie selbst war nun wohl kein Kummer, da sie, wegen ihres Rufs, überall willkommen war. Allein ihre Tochter brauchte Pflege und Erziehung, und das um so mehr, je mehr die Mutter von der feinen Welt gekannt und geschätzt wurde. Dieser aber fehlten schlechterdings die zur Erziehung erforderlichen Kräfte, da ihr Zustand so abhängig, und ihr Geist viel zu unruhig zu einem solchen Geschäfte war. Endlich entschloß sich der reiche und menschenfreundliche Leibarzt Stahl, ihr diese Sorge abzunehmen. So war die Dichterinn nun völlig frei, und hatte für weiter nichts zu sorgen, als sich ihre Freunde zu erhalten. Sie wurde übrigens durch ihre gegenwärtige Lage weder übermüthig, noch träge. Die Erinnerung an ihren vorigen Stand blieb ihr immer vor Augen, und mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung sahe sie die Zahl ihrer Gönner und Freunde sich vermehren. Gegenstände für ihre Poesie fand sie überall, und sie war unermüdet, ihr Talent zu üben und anzuwenden. Am meisten wurden ihre Impromtü's bewundert, so wie die Schnelligkeit, mit welcher sie vorgeschriebene Endreime mitten in

einer geräuschvollen Gesellschaft auszufüllen vermochte. Oft schneller, als man etwas Gemeines sagen konnte, hatte sie einen sinnreichen Vers über etwas ausgedacht. Ueberhaupt waren ihre besten Arbeiten mehrentheils Produkte einer einzigen Stunde. Ihr erster Entwurf pflegte immer die schönsten Gedanken und Bilder zu haben. Diejenigen Stücke, an welchen sie länger arbeitete, geriethen ihr bei weitem nicht so vorzüglich.

Schon lange hatte man in Halberstadt Verlangen getragen, sie kennen zu lernen. Sie reiste dahin, und wurde von Gleim gastfreundlich in seinem Hause aufgenommen. Der vortrefliche Domdechant, Freiherr von Spiegel, bei welchem Gleim sie einführte, wurde bald ihr vorzüglicher Gönner, welcher sie durch die gefälligste Aufmerksamkeit und Geschenke ermunterte. Unter andern ließ er ein Petschaft aus Kristall für sie verfertigen, welches drei Seiten zeigte. Auf der einen sahe man ihren verzogenen Geburtsnahmen, auf der andern den Kopf der Sappho, auf der dritten eine Leier in goldenem Felde, über welcher ein Lorbeerkranz schwebte. Mit dieser letztern Seite pflegte die Dichterinn nachher gewöhnlich zu siegeln. Der benachbarte regierende Graf zu Stolberg-Wernigerode bewies ihr ebenfalls viele Auszeichnung und setzte ihr ein jährliches Taschengeld aus. Nach diesem Besuche in Halberstadt reiste sie nach Magdeburg, wohin die Gattinn des Kommandanten von Reichmann sie eingeladen hatte. König Friedrich kämpfte damals noch im Felde; Krieg und Frieden schwankte in der Wagschaale; der Preußische Hof befand sich zu Magdeburg. Natürlich, daß die Dichterinn hier für

Fried-

Friedrich und des Vaterlandes Schicksale aufs neue begeistert wurde; sie dichtete mehrere ihrer besten Lieder in Magdeburg. Sie mußten gedruckt werden, da jedermann sie zu haben wünschte; und nur zu bald waren sie vergriffen. Die Königinn und die andern Glieder der königlichen Familie ließen die Dichterinn mehrmals zu sich rufen, und hier erregte es neue Bewunderung, wie ein vor elf Monaten aus tiefer Niedrigkeit hervorgezogenes Weib sich vor den ersten Verwandten des Throns mit so vieler Gegenwart des Geistes und so anständig benahm. Von Magdeburg eilte sie wieder nach Halberstadt zu Gleim. Er war der Freund ihres Schicksals, und sie hieng mit ihrem ganzen Herzen, mit Dankbarkeit und Liebe an ihm. Er der liebenswürdige Sänger, der Menschenfreund, der die Philosophie des Lebens so anziehend lehrte, und so treu übte, nahm sich ihrer aufs thätigste an. Er machte sie mit Horaz, Pindar und Homer bekannt; er bildete ihren Geschmack und Ausdruck. Was hätte sie in dieser Schule nicht werden können, wenn sie gelehriger für Regeln und Kritik gewesen wäre! Aber selbst diesem ihren Herzensfreunde konnte sie nicht still halten, wenn er es versuchte, sie mit einem strengeren und kritischen Verfahren bei ihren Poesien bekannt zu machen. — Dankbarkeit und Verehrung gegen ihren Gleim giengen mit der Zeit bei der zwar schon vierzigjährigen, aber noch sehr lebhaften Dichterinn in warme Zärtlichkeit über. Dieser aber, welcher für ihre Lieder so voll Empfindung war, war es doch weniger für die Sängerinn selbst. Sie begnügte sich endlich mit seiner Freundschaft; und diese schenkte er ihr auf die edelste und thätigste Weise.

Sie

Sie kehrte nach Berlin zurück. Als sie etwa zwei Monate da gewesen war, erfuhr sie zufälliger Weise, daß ihr ältester Stiefbruder, den sie immer vor allen ihren Geschwistern lieb gehabt hatte, in Berlin sei. Dieß hören und ihn sogleich aufsuchen, war eins. Die Freude, ihn nach vierzehn Jahren in ihrem jetzigen glücklichen Zustande wieder zu sehen, war grenzenlos. Aber sonderbarer Weise empfand sie einen Kummer darüber, daß ihr Bruder, ob ihm gleich nichts mangelte, so tief unter ihr stehen sollte, und sie beschloß, ihn, so viel ihr möglich sei, aus seiner niedrigen Lage zu reißen. Sie verließ daher sogleich ihre bisherige freie Wohnung, und bezog eine gemiethete Dachstube, (nach dem damals endlich erfolgten Frieden waren nemlich die Häuser in Berlin so mit Einwohnern überhäuft, daß sie sich mit einer äußerst geringen Wohnung begnügen mußte) wo sie denn alles, was das Glück ihr zuwerfen würde, mit ihrem Bruder zu theilen Willens war. Dieser unüberlegte Schritt zerstörte ihren ganzen bisherigen Wohlstand und ihre Ruhe. Sie, die doch selbst noch abhängig war, und kaum eine geringe bestimmte Einnahme hatte, belastete sich ganz unnöthiger Weise mit der Führung einer Haushaltung, und der Ernährung eines Bruders, der durch sein erlerntes Handwerk selbst im Stande war, sich seinen nothdürftigen Unterhalt zu verdienen. Und so wurde sie denn wieder in die dürftige Lage versetzt, aus welcher sie der edelmüthige Baron von Kottwitz gerissen hatte. Anstatt fort zu studiren, und ihren Arbeiten Vollendung zu geben, mußte sie nun, um nur ihre nothwendigen Ausgaben bestreiten zu können, sich zur Verfertigung von Gelegenheits-

heitsgedichten herablassen. Darüber kam sie natürlicher Weise in der Kunst nicht weiter, sondern vielmehr zurück.

Indessen war die, von Sulzer und Gleim veranstaltete, Sammlung ihrer Gedichte (mit einer Zueignung an den Baron von Kottwitz) erschienen, und ihr Nahme dadurch noch bekannter geworden. Im Oktober 1763 verlangte sie der König Friedrich der Zweite zu sprechen. Sie wurde ihm in Sanssouci vorgestellt. Einem Freunde erzählt sie den Inhalt der gehabten Unterredung, nach ihrer Art, in folgenden Reimen:

— — Ich sagte, welcher Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich niederbeugte;
Wie mein Genie empor gestrebt;
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunst geschriebne Regeln kenne.
Er fragte drauf: „Wer lehrte dich Gesang,
Wer unterwies dich in Apollens Saitenklang?
Held! sprach ich, die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterinn.
Er lächelte, und wollte wissen,
Woher ich Nahrung nähm'? Da sagt' ich: Freunde müssen
Mich nähren; täglich geh' ich hin
Zum niemals stolzen Stahl, der stets mich gerne sieht,
Und eine zweite Sängerinn
In meiner Tochter dir erzieht.
Ich sprach's, und Friedrichs Blick schien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung fragt' er mich.
Monarch, sprach ich, die Sterne grenzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben.
Wenn du nicht zärntest, würd' ich dich
Kniebeugend bitten, daß du meine Kammer dächtest
Wie einen Winkel der Bastille zu Paris.

In

In welche Ludewig viel Menschen bringen ließ,
Die du als Krieger brauchen möchtest,
Weil sie oft tapfer sind und treu.
Der König lachte laut, und ich? — Beherzt und frei,
Wie eine Römerinn, zog ich der Stirne Falten
Sanft auseinander, ja, und lachte mit,
Wie einer, der ein Brett hat in dem Meer erhalten.
Des Vaterlandes Vater sprach
Zuletzt, er werde mir das Leben sorglos machen —
Und alle Musen sprachen's nach.

Auf dieses Versprechen verließ sie sich hauptsächlich bei der neuen Einrichtung ihrer Oekonomie. Unterdeß bestritt sie ihren Haushalt mit den Zinsen von zweitausend Thalern Kapital, welche sie, nach Abzug der Kosten, von der Einnahme für ihre Gedichte übrig behalten hatte, und wozu noch kleine Pensionen von den Herzogen Friedrich und Ferdinand von Braunschweig, und einigen auswärtigen Freunden kamen, freilich nur kümmerlich, und verfiel daher in einen immerwährenden Klageton. Ihr Geist sank unter den erneuerten Sorgen mit dahin. Täglich machte sie Verse, und täglich besuchte sie Freunde. Aber sie gewann dadurch nichts an Ausbildung ihres Geschmacks. Da unterdessen auch der Baron von Kottwitz gestorben war, so schickte man ihr jetzt ihren Sohn von Boyadel wieder zurück. Diese neue Last machte ihr großen Kummer. Indessen fand sich ein ungenannter Wohlthäter, welcher ihr dieselbe vor der Hand abnahm, und auch in der Folge sie ihr abgenommen haben würde, wenn ihr Eigensinn und ihre Unbesonnenheit es nicht verhindert hätte. Eben diese Unbesonnenheit verleitete sie, nach ein paar Jahren ihre indeß kaum mann-

bar

bar gewordene Tochter, wider die Neigung des Mädchens, mit ihrem Stiefbruder zu verheirathen. Da die kleine Bedienung, welche er erhalten hatte, nicht hinreichte, eine Frau zu ernähren, so fiel die Last dieser zweiten Haushaltung ebenfalls größtentheils auf ihre Schultern. Die Tochter fühlte sich in dieser gezwungenen Ehe unglücklich, und die Mutter hatte nachher auf vielfache Art deshalb zu leiden. Einige Jahre darauf erfolgte sogar die Scheidung. Eine abermalige Verheirathung der Tochter war nicht minder unglücklich. Auch diese Ehe wurde getrennt, und die Tochter nebst einem kleinen Enkel fiel nunmehr der Karschin gänzlich zur Ernährung anheim. Sie ertrug indessen das alles ziemlich gelassen, wenn man sie nur klagen ließ und ihr in ihren Vorurtheilen Recht gab. Dinge, welche sie durch eine kleine Wendung oder durch Annehmung eines guten Rathes leicht zu ihrem Vortheile hätte ändern können, hielt sie, wenn sie einmal versehen waren, für ein unvermeidliches Uebel, und tröstete sich dann mit diesem Glauben und der Freundschaft einiger ihr treu bleibenden Bekannten. Man brauchte wenig für sie zu thun, wenn man nur freundlich und aufmerksam für sie war. Mit einer heiteren Miene und einer kleinen höflichen Bewirthung konnte man sie überaus vergnügt machen, und sie glich hierin den Kindern, deren Hand immer fordert, aber auch bald gefüllt ist.

So trat sie bei Genügsamkeit, Erinnerung an verlebte Leiden, und festem Glauben an ihre Freunde ruhig in die Jahre des höheren Alters, und konnte nun, da der Reiz der Neuheit ihrer Erscheinung verschwunden war, und sie nichts Lesenswerthes mehr dichtete, durchaus nicht

mehr

mehr darauf rechnen, noch einmal öffentlich und auf eine ehrenvolle Weise ausgezeichnet zu werden; und doch geschah es. Nach dem erwähnten Versprechen Königs Friedrichs II., ihr das Leben sorgenfrei zu machen, hatte sie ihm mehrmals daran erinnert, und besonders von dem Könige ein eigenes Haus zum Geschenk zu erhalten gewünscht. Es wurden ihr aber auf ihre Bitten nur kleine Geschenke zugesendet, und im Jahre 1773 erhielt sie auf einen ihrer Mahnbriefe zwei Thaler durch die Post mit der Beischrift: Zwei Thaler zum Geschenk für Deuschlands Dichterinn, wahrscheinlich um sie auf immer von ähnlichen Bitten abzuschrecken. Aber sie hatte den Muth, auf ein Blatt zu schreiben:

Zwei Thaler giebt kein großer König!
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig:
Drum geb' ich es zurück.

und das Geld, wieder eingesiegelt, zurückzuschicken. Ihre Kühnheit hatte zwar keine nachtheiligen Folgen für sie; aber es wurde dadurch auch nichts zu ihrem Vortheile bewürkt. Etwas Aehnliches that sie 1783, wo ihr, wahrscheinlich auf abermaliges Bitten um ein Haus, drei Thaler zugeschickt wurden. Sie schrieb an Quittungsstatt folgende Reime:

Seine Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu baun,
Doch drei Thaler auszuzahlen. —
Der Monarchbefehl ward traun!
Prompt und treulich ausgerichtet;
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann

In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten,
Und sich ärgern übern Schmaus
Bei des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Als König Friedrich Wilhelm der Zweite zur Regierung kam, und so viele Beweise seiner Freigebigkeit gerühmt wurden, munterten ihre Freunde auch sie auf, sich zu melden. Sie setzte eine poetische Bittschrift auf. Der König gewährte die Bitte, und ließ ihr ein zwar nicht großes, aber doch sonst nettes und geräumiges Haus in einer guten Gegend der Stadt erbauen. Sie konnte es kaum erwarten, diese ihre neue Wohnung zu beziehen, um doch wenigstens noch einige Zeit ihres Lebens in derselben zuzubringen. Seit Jahren nemlich kränkelte sie schon, und ahnete, daß sie nicht lange mehr leben werde. Sie bezog es also, ganz wider den Rath ihrer Freunde, da es nur eben erst ausgetüncht war. Dadurch nahm ihre Schwäche zu, und es stellten sich die Vorboten einer Auszehrung ein.

Bei allen den Schwächen, welche aus dieser Erzählung ihres Lebens hinlänglich hervorgehen, erkannte man doch einstimmig in ihr ein sehr mitleidiges Herz, eine unermüdete Gefälligkeit, eine fortdauernde Dankbarkeit, große Offenheit und Wahrheitsliebe. Sie schrieb in dem letzten Drittheil ihres Lebens alles in Reimen, alle ihre Freundschafts- und Geschäftsbriefe; sehr oft wurde sie auch

von

von andern ersucht, Bittschriften für sie aufzusetzen, und ward dadurch die Stimme und das Organ vieler Bedrängten. Sie schrieb sehr schnell, aber kalligraphisch schlecht und ungleich, eben so voll Fehler gegen die Orthographie, als gegen die Grammatik.

Ihr zweiter Mann, Karsch, hatte sich, aus Geldmangel, unter einem Füselierregimente anwerben lassen. Die Beschwerlichkeiten des Soldatenlebens aber machten ihm seinen neuen Stand bald zuwider, und er wendete sich nun an seine Frau, von der er wußte, daß sie bei verschiedenen Personen am Hofe ihrer Talente wegen geschätzt wurde, um durch sie seine Loslassung zu bewirken. Sie schrieb ihm darauf folgendes zur Antwort:

Mein ungeduldiger Füselier!

Es ist wahr, deine Klagen würden mich rühren; aber sie sind voll von der Sprache eines niederträchtigen Hochmuths. Ich begreife nicht, was es für ein Elend ist, über welches du so ein Geschrei machst, gleich dem Geschrei derer, die in einem finstern Kerker das Urtheil des Todes erwarten. Du giebst nur gar zu schlechte Beweise deines patriotischen Herzens, mit welchem du so oft geprahlt hast. Doch, ich bin es schon gewohnt. Deine Redlichkeit überhaupt besteht in Worten; wer Beweise fordert, der thut dir Gewalt an. Aber sage mir, woher du dir schmeicheln kannst, daß ich dich losmachen würde? ich, ein Weib, das auf die Natur zürnt, daß sie mich nicht zum Manne gemacht hat, um das stolze Vergnügen zu haben, in dem Dienste meines Monarchen mein Blut

flies-

fließen zu sehen. O warum hab' ich keinen Sohn, den ich in die Schlacht senden könnte! Und wenn denn der König die Schlacht gewönne, und wenn denn die Muse, meine Muse, seinen Triumph besänge, würde ich die Freude des Sieges doppelt empfinden, in dem Bewußtseyn, daß jemand von den Meinigen etwas dazu beigetragen hätte. Wie kannst du mir vorsagen, ich hätte keine Ehre von deinem dermaligen Stande? Und ich getraue mir zu behaupten, daß er mir mehr Ehre macht, als deine ehemalige zügellose Freiheit. Was würden deine Officiere zu dem thörigten Ausrufe sagen: Ich mußte unter Tagelöhnern und Bauern schwören. Waren es nicht alle königliche Soldaten? Und ist unter diesen Soldaten ein Unterschied? Sie sind alle gleich, es mögen Kaufleute, Handwerker, Priestersöhne, Bauern oder Tagelöhner seyn. Und ist das eine Schande, ein königlich Preußischer Soldat zu seyn? Der Engländer beneidet dem Deutschen diesen Ruhm; und du, du rechnest es für eine Verachtung!

Lerne dich vor dir selber schämen, und erinnere dich daran, daß der König im verwichenen Oktober unter einer Menge neuer Soldaten auf dem Lerchenberge saß, und ihnen die Geschichte seines ersten Krieges erzählte. Hier saß der Fürst, der Feldherr und der Weise, den die Welt bewundert, unter einem Haufen, wovon der größte Theil kurz vorher auf der Tenne geworfelt, oder hinter dem Pfluge den Rindern geboten hatte. Er schämte sich ihrer nicht; es waren in seinen Augen keine nichtswürdigen Geschöpfe. Und in deinen sind sie es? O arme Kreatur! wie weit bist du unter den Füßen des Monarchen und des

Vaters, der wegen der Ruhe seiner Länder seine eigene Ruhe verleugnet, seine Bequemlichkeit vergißt, und hart gegen sich selbst ist. Wie viele würdige Generals sind verletzt, oder gar getödtet worden! Und du achtest dein Leben zu kostbar, um es für das Vaterland wagen zu wollen? Wie viele Männer, die, voll zärtlicher Liebe gegen ihre Weiber, für sie sorgen würden, müssen in diesem weit ausgedehnten Kriege mit fort! Bräutigams müssen aus den Armen der Braut dem Rufe des Krieges folgen. Die Noth befiehlt es, und die Noth hat keine Gesetze.

Ich begreife die Art nicht, wie ich dich losbitten sollte. Man würde mich wegen der Ursach fragen, und ich könnte mit gutem Gewissen nicht sagen, daß man mir den Versorger für mich und meine Kinder zurückgeben solle. Und soll ich denn etwa gar sagen, daß es mir unmöglich sei, ohne Mann zu leben? Diese Aussage wäre ebenfalls eine Sünde wider die Wahrheit, und man würde sie belachen. Deine Gründe wegen der Mühseligkeiten darf ich noch weniger anführen. Das sind Dinge, die du mit vielen Tausenden gemeinschaftlich trägst. Ich bitte dich also, verschone mich mit dieser Zumuthung. Suche dich in dein Schicksal zu finden, und glaube, daß es mir leid ist, daß du es zu der Extremität hast kommen lassen.

Aber du hättest nicht ganze halbe Nächte die Rolle eines Rasenden spielen sollen. Die neben uns liegenden Soldaten, und die Vorübergehenden hörten das Brüllen deiner Stimme; es kam vor die Ohren der Edelsten in Glogau. Sie sahen die Merkmale deiner Barbarei in meinen Augen und auf meiner Stirne. Und sie fanden für gut, einen Bürger, der so viel Bravur hat, dahin

zu bringen, wo er sie auf eine anständigere Art ausüben kann, als wenn man ein armes, wehrloses Weib schlägt. Nach deinen Begriffen ist ein Mann ein Unding, das sich besäuft, zu Hause taumelt, und seine Gegenwart durch ein abscheuliches Poltern hören läßt. Seine ganze Pflicht und die Heiligkeit der ehelichen Gesetze wird beobachtet, wenn er nur das Thierische der Wollust bei keiner andern ausübt. Er mag sonst sein ganzes Herz an die Trinkhäuser hängen, dem Weibe die Hausorge überlassen, und niemals vernünftig seyn; das schadet nichts. Er ist doch ein Mann, und das empfindet sein Weib in der Stärke seiner Faust.

Ich habe niemals dein Unglück gewollt; sonst hätte ich nur vor zwei Jahren die Wunde in meiner Schulter vorzeigen dürfen. Ich war aber auch nicht im Stande, dir Ehre und Ansehen bei meinen Freunden zu verschaffen.

Deine Eidschwüre und deine Vorsätze sind mir bekannt; du bist weder dem einen, noch dem andern getreu. Der Himmel und die Luft hörten dich ehedem schwören; ich glaubte deinen Schwüren, und betrog mich. Sechs Wochen dauerte meine Glückseligkeit; du nahmst sie mir. Ich weinte; aber meine Thränen rührten dein verwildertes Herz nicht.

Ich wünsche dir mit der stärksten Stimme meines Herzens Besserung; aber ich mag nichts davon profitiren, ich mag keine Zeuginn davon seyn. Einsam und ruhig will ich meine Tage zubringen, und du sollst von mir nichts anders erfahren, als daß ich eine Feindinn des Lasters, und immer deine Freundinn gewesen bin.

Der Syndikus des Domkapitels zu Halberstadt war in seinen besten Jahren gestorben. Er hinterließ eine Wittwe mit acht unerzogenen Kindern, und gar kein Vermögen. Die Karschin nahm sich der Verlassenen an, und schrieb folgende

Fürbitte für eine arme Wittwe.

An das Domkapitel zu Halberstadt.

Seid mir gegrüßt, ihr Herren von dem Dom!
Ehrwürdiger, als ehedem zu Rom
Der Konsul und Senat, die Völker auszurüsten,
Ins Kapitol geeilt, um Nachbarn zu verwüsten.
Seid mir gesegneter, als Herren zu Paris,
Die Ludewig versammeln ließ
Im großen Parlament, um alles Volk zu schätzen,
Den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen.
Heil sei euch, mehr als in dem kalten Norden
Den Ständen, die gemacht, daß Friedrichs naher Freund
In seiner Schwester Arm ein Feind,
Trotz seines Herzens, ist geworden.
Ich grüß Euch mit dem besten Gruß,
Der einem Menschenfreund gebühret,
Und meine Muse bringt vor Euch ein Weib geführet,
Vom Grabe hergewankt, auf dem sie weinen muß.
Ihr Mann war Euer Syndikus!
Er starb im Sommer seiner Jahre;
Noch langes Leben sah aus seinem Angesicht.
Ihn brach der Todt, wie Sturm die schlanke Tanne bricht;
Er fiel! Die Wittwe raufte nicht,
Bei seiner ihr zu frühen Bahre,
Aus tobendem Gefühl die Haare;
Zerschlug sich nicht die Brust.
Nein! von zu großem Schmerz durchdrungen,
War sie erstarrt, sich selber nicht bewußt;

Denn

Denn ihr Verlust war nicht mit Zungen
Genug zu klagen. Ach! die stumme Traurigkeit
Ward noch von Dichtern nicht gesungen,
Von Rednern nicht gesagt. — Sie ist ein nagend Leid,
Und bricht gewaltiger hervor nach kurzer Zeit;
Sie strömt in ganzer Thränenquelle,
Die je ein Auge weinen kann.
Ein nahmenloser Gram liegt vor dem todten Mann
Am Herzen dieser Frau; er wird ihr Schlafgeselle.
Der Mangel sitzt auf ihrer Schwelle;
Ihn und acht Kinder sieht sie an,
Sobald die Sonne blickt, die eher noch erscheinet,
Als diese Mutter Brodt für ihre Kinder hat.
Sie netzt den Flachs, indem sie weinet,
Spinnt und verkauft das Garn dem Händler in der Stadt.
O der Gewinn macht kaum zween kleine Magen satt!
Er kleidet nicht den Sohn, den noch auf ihren Armen
Die Amme tragen muß. Er fordert das Erbarmen
Mit stammelnder Gewalt von dem, der fühlen kann.
Seht dieß verlaßne Kind, seht diese Mutter an,
Und gebt ihr einen Theil von dem, was der erworben,
Der Euch gedient, und ihr zu bald gestorben.
Ihr thut's, Ihr seht herab, als wie der Menschenfreund,
Ein Engel, niedersieht, wenn der Verlaßne weint.

Gleim, Sekretär des Kapitels, nahm die Verse mit in die Kapitelversammlung. Der Domdechant, Freiherr von Spiegel, den die Karschin oft besungen hatte, brachte sie zum Vortrage. Die Wittwe erhielt eine Pension von funfzig Thalern jährlich, und die Dichterinn ein Geschenk von der nemlichen Summe.

Für Karoline Eleonore Stiller, die kleine siebenjährige Tochter des Geh. Postsekretärs Stil-

ler in Berlin *), in dessen Hause die Karschin viel Gutes genoß, setzte sie folgendes Gebet auf:

Gebet eines Kindes.

Aller Menschen Vater, höre,
Merk' auf mich dein lallend Kind!
Gieb mir deinen Geist und lehre
Mich, was deine Wege sind.

Dich zu fürchten, dich zu scheuen,
Dich zu lieben, und in dir
Mich der schönen Welt zu freuen,
Schöpfer, dieß verleihe mir!

Meinen Eltern Ehre geben,
Ihrem Wink gehorsam seyn,
Dir und ihnen dankbar leben,
Ohne Tadel, fromm und rein:

Vater, dieß sind meine Pflichten.
Ach! ich wachse, wie ein Baum,
Der gepflanzet ward zu Früchten
In des Gartens bestem Raum.

Laß mich gute Früchte tragen!
Herr, du prüfest Herz und Sinn,
Ob ich in der Zukunft Tagen
Tugendhaft und glücklich bin.

Sollt' ich nicht, o dann erhöre
Mein verdoppelt kindlich Flehn,
Und laß mich zu deiner Ehre
Unschuldvoll dein Antlitz sehn.

Nimm mich früh von dieser Erde,
Ehe mir dein Auge feind

Wegen

*) Die nachherige erste Gattinn des Herausgebers dieser Anekdotensammlung.

Wegen meiner Sünde werde,
Und mein guter Engel weint.

Als dieselbe erkrankte, verfertigte die Karschin, so wie bei ihrer Wiedergenesung, folgende zwei Lieder:

Gebet eines kranken Kindes.

Schöpfer, Vater und Erhalter
Aller Wesen, die da sind!
Krankheit nagt mein zartes Alter;
Plage fühl' ich armes Kind.

Meine Lenden sind erschüttert:
Ach! ich zittre vor dem Schmerz,
Wie das Reh vor Wölfen zittert;
Er zerreißet mir das Herz!

Wenn der Schlaf die junge Taube
Unter ihrer Mutter deckt,
Dann werd' ich der Angst zum Raube,
Die mich plötzlich aufgeweckt.

Wenn das Thier in seiner Höhle
Ruhig liegt, dann ruf' ich noch:
Gott, errette meine Seele;
Großer Helfer, hilf mir doch!

Soll ich schon hinunter fahren
In die Grube? soll der Sand
Mein Gebeine schon verwahren,
Eh' ich dich noch recht erkannt?

Laß mich leben und genesen,
Wenn es dir zum Ruhm geschieht.
O du Wesen aller Wesen,
Du, durch den die Sonne glüht,

Du, durch den die Blume blühet,
Laß mich leben, wenn dein Blick

Mich des Lebens würdig siehet;
Winke meinen Schmerz zurück!

Danklied
eines gesund gewordenen Kindes.

Ich bat den Herrn, der alle Tage
Noch unbemerkte Wunder thut;
Ich rief ihn an bei meiner Plage:
Da ward mein Herze wohlgemuth!
Getroster ward ich jede Stunde;
Denn meine Zuversicht verließ
Sich auf ein Machtwort aus dem Munde,
Der Erd' und Himmel werden hieß.

Er muß ein Wort gesprochen haben:
Ja, mein Gebet hat ihn erreicht;
Sonst wär' ich lange schon begraben,
Sonst hätte mich der Tod so leicht,
Als Märzenfrost die kleine Pflanze,
Herausgerissen aus der Welt,
In welcher mir mit neuem Glanze
Die Frühlingssonne wohlgefällt.

Ich lebe, großer Gott! ich sauge
Die Blumendüfte wieder ein;
Es grünet wieder meinem Auge
Der schöne Garten und der Hain.
Mich wird die Maienluft erfrischen;
Mir singt der Nachtigallen Chor.
Ich will mein Lob darunter mischen:
O Vater, neige mir dein Ohr!

Nimm gnädig an mein kindlich Lallen,
Und laß dir selbst vor deinem Blick
Den kleinen Altar wohlgefallen,
Den ich von einem Rasenstück

Im frommen Spiel dir bauen werde.
Sieh auf mein Blumenopfer Acht,
Wie auf das beste Lamm der Heerde,
Das dir dein Abel einst gebracht.

Eines Abends kehrte die Dichterinn spät aus einer Gesellschaft zu ihrer Wohnung zurück. Alles schlief schon. Sie fand sich ausgeschlossen und allein auf der Straße. Morgens darauf erschien sie bei ein paar vertrauten Freundinnen. „Wissen Sie, was mir gestern Nacht begegnet ist?“ — Nein! — „Nun denn, Feder und Dinte, wenn ich bitten darf.“ Sie setzte sich vor einen Schreibtisch, und verfertigte aus dem Stegreif folgende Erzählung ihrer nächtlichen Geschichte:

Das Abentheuer einer Winternacht.

Hört, Freunde, meine Abentheuer,
Die mir, nach Friedrichs Geburtstagsfeier,
Begegnet in der Mitternacht!
Die Thurmuhr brummte Zwölf, da ward ich heimgebracht;
Laut rasselten am Wagenfenster Schlossen;
Aus Novazembla saust' einher die Luft;
Der Schloßplatz, öd' und still, gleich einer Todtengruft,
Und scharrend schnob das Roß, von Schauer übergossen;
Voll Eis und Zapfen hieng des Kutschers Knebelbart;
Er klingelt, klopft und ruft.
Umsonst! — kein Pförtchen knarrt,
Kein Hofhund bellt, kein Lämpchen glimmet.
Daß dich die Pest! so murmelte erstarrt
Der Graukopf, und bestieg den Kutschbock halb ergrimmet.
„Fahrt, sprach ich, zur Musarion mich hin!“
Wir fuhren vor. — Allein ich fand, zu meiner Strafe,
Mit ihrem Agathon die schöne Schläferinn

Begraben in dem tiefsten Schlafe.
Von hundert kleinen Tändelei'n
Ermüdet, schlummerten sie ein.
Ich schleiche leise vor die Pforte,
Ich lisple leise diese Worte:
„Thu' auf, Musarion, und laß mich ein!
„Thu' auf! mir zittert das Gebein!
„Ich bin erstarrt im Schneegestöber!
„Genug hab' ich gebüßt für meine Schwärmerei'n!
„Thu' auf, Musarion, und laß mich ein!" — —
Hier ward der alte Schnurrbart gröber,
Fuhr fort, und ließ mich ganz allein.
Vergebens, daß ich mich bis an das Kinn verhülle,
Ich Arme, ich! — Im Sturmwind flohn
Die Schleier alle fort. Ganz nahe war ich schon,
Ganz nahe dem Kocyt und Acheron.
Doch horch! — da wandelt durch die Todtenstille
Der Mitternacht herauf ein leiser Ton.
Es naht! — Schon unterscheid' ich eines Menschen Schritte!
Ein Mensch? — O nein! mein Engel wird es seyn!
Ich lauf' entgegen ihm, ich bitte
Ihn weinend: „Nimm mich mit in deine Hütte!"
Und er — habt Dank, ihr Götter! — gieng es ein.
„Allein noch Eins (du wirst es mir verzeihn!)
„Sprich, Freund, hast du ein Weib? Ja oder Nein?"
Er sagte Ja! — „O dann sei dreimal mir gesegnet!"
So ward der Weg von uns bei mattem Lampenschein
Verplaudert — und nun hört, was weiter mir begegnet! —
Kaum trat ich in sein Kämmerlein,
So sprach der Fremdling unter Lachen:
„Du reizende Nachtschwärmerinn,
„Wiss', daß ich unvermählet bin."
Ich ward blutroth. Doch was zu machen?
Zwar wird die Medisance lachen;
Doch mag sie lachen, immerhin!
Sie kann mich nicht lebendig machen,
Wenn ich hinab zum Orkus bin.

Ich will noch lachen, will noch singen!
So sprach die arme Dichterinn.
Mein Gastwirth ließ indeß Licht in die Kammer bringen,
Und fand's denn freilich — häßlich wie ich bin —
Nicht schwer, des Blutes Aufruhr zu bezwingen.
Ich aber schlief bis Morgens früh,
Und wiederholt' im Traum die tragische Geschichte.
Bezweifelt jemand sie, dem gebt nur zum Berichte:
Die Karschin selbst erzählte sie.

Die Karschin war sehr viel bei Gleim und hatte eine Verehrung für diesen liebenswürdigen Dichter, die in ihrer feurigen Seele die Farbe der Leidenschaft annahm. Sie sang ihm die glühendsten sapphischen Lieder. Allein — ihr Phaon ließ sich aus ästhetischen Gründen, wohl auch aus einer kleinen Eitelkeit, die Hymnen, die man ihm dichtete, zwar ganz wohl gefallen, blieb aber gegen die Sängerinn so gleichgültig, als es, der Sage nach, kaum der berühmte Spröde von Lesbos war. In einer Sommernacht fuhren beide mit einander. Gleim saß einsylbig und gleichgültig da, sah nach dem Himmel, und sagte endlich: „Eine schöne Nacht! Sehen Sie, wie der Stern dort schimmert!" Zärtlich gekränkt erwiederte die Karschin sogleich:

Was siehst du nach der Nacht? Wann sieht die Nacht nach dir?
Und wann sang dir ein Stern Gesänge?
Geliebter Thyrsis! sieh nach mir;
Mein Herz blickt immerhin nach dir,
Und Lieder singt es dir in Menge.

Ein andermal saß Gleim neben einer Dame, und lobte ihre schöne Hand. Mit beleidigtem Stolz und weiblicher Empfindlichkeit fiel die Karschin ihm ein:

Mir

Mir Weib von zärtlichem Gefühle,
Gab die Natur die gröbste Bauerhand,
Und doch geschah es, daß sie Beifall fand,
Weil ich mit ihr die Leier spiele.

Einst hatte die Karschin einen ganzen Monat bei Gleim in Halberstadt zugebracht. Sie kehrte nach Berlin zurück, und Gleim schrieb ihr: „Welche liederreiche vier Wochen, da Sie hier waren! Indeß müssen Sie, liebste Freundinn, überzeugt seyn, daß Ihre Freundschaft mir eben so schätzbar ist, als das beste Lied Ihrer Muse, und daß ich auf die vorzügliche Freundschaft, deren Sie mich würdigen, stolz bin. In den Liedern an Thyrsis (so nennte die Karschin Gleimen in ihren Gedichten) führt unsre Freundschaft oft den Nahmen Liebe, und sie ist auch nichts anders, als Liebe der Gemüther. Diese Liebe Ihres Thyrsis zu seiner Sapho ist in so hohem Grade, daß selbst Kleist eifersüchtig seyn würde, wenn bei dieser Liebe auch Eifersucht statt fände. Und wie viel sanftere Empfindungen giebt sie, als die andere Liebe. In Liedern und größeren Gedichten, z. B. in der Tragödie, kann diese nicht heftig genug vorgestellt werden; aber im Herzen, wertheste Freundinn, wollen wir jener sanften den Vorzug geben, und ganz voll von derselben bin ich unveränderlich Ihr getreuester Freund.“

Die Karschin saß einst mit Gleminden (eigentlich Sophie Dorothea Gleim) Gleims Nichte, im Garten, als die Sonne im Untergehn war. Fräulein von D. trat ein, die geliebte Freundinn eines jetzt ver-

verstorbenen Dichters, welchen die Karschin gewöhnlich Myrtill zu nennen pflegte. Gleminde hatte das, ihrer Schönheit wegen berühmte, Fräulein noch nie so nahe gesehen, bedauerte aber leise gegen die Karschin, daß der Hut des Fräuleins sie das Gesicht derselben nicht ganz sehen lasse. „O den Hut will ich bald herunter haben!" rief die Karschin, trat vor das Fräulein hin, und sagte:

Jetzt brennt nicht mehr der Sonne Glut,
Nur kühle Weste wehn;
Nimm, Fräulein, ab den schwarzen Hut!
Die Stirne will ich sehn!

Unwillkührlich gehorchte das Fräulein der gebieterischen Stimme. Ohne sich zu bedenken, fuhr jetzt die Karschin fort:

Der Venus Stirn ist nicht so schön,
Wenn sie den Mars bezaubern will.
Du, Phöbus! laß den Wagen stehn,
Und hol' uns eilend den Myrtill!

Als die Karschin zum erstenmal ihren Gleim in Halberstadt besuchte, und mit Gleminden am Fenster stand, sangen die Chorschüler eine lateinische Arie. Auf einmal riß die Karschin das Fenster auf, und rief heraus:

Hier kehren deutsche Musen ein:
Drum singt uns kein barbarisches Latein!

Ein Bekannter Gleims machte bei demselben, in Gegenwart der Karschin, einige Impromtü's, und

fragt

fragte die Karschin, ob es nicht artige Geschöpfe wären? Sie gab zur Antwort:

Es sind recht artige Geschöpfe,
Sie haben Arm und Fuß und Hand;
Es fehlen ihnen nur die Köpfe,
Weil sie mein Thyrsis nicht erfand.

Gleim und Jacobi speisten, mit Ramler und der Karschin, einst bei einem Freunde in Berlin. Es befand sich unter andern eine junge Malerinn in der Gesellschaft, die Jacobi'n gefiel. Leise, aber mit einigem Interesse, fragte er die Karschin, wer das Frauenzimmer wäre? — Als darauf bei Tische Schmerlen aufgetragen wurden, und einer der Anwesenden die Frauenzimmer fragte, ob sie wüßten, was es mit diesen Fischen für eine Bewandniß habe? es wären verwandelte spröde Mädchen, sagte sogleich die Karschin zu der Malerinn:

Der junge liederreiche Mann,
Jacobi, sieht nach dir mit zärtlichen Geberden.
O blick' ihn wieder freundlich an,
Du möchtest sonst zur Schmerle werden!

Als Kleist an seinen in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden zu Frankfurt an der Oder gestorben war, fühlte sich Gleim, betäubt durch den Schmerz über den Verlust seines Freundes, auf lange Zeit zu allem Dichten unfähig. Die Karschin verfertigte damals in seinem Nahmen folgende Elegie, die zu den schönsten gehört, welche wir nur in unserer Sprache haben:

Klagen
bei dem Grabe des Herrn von Kleist.
In Gleims Nahmen.

Hier auf diesem Aschenkruge
Weint die Freundschaft ihrer Sehnsucht Schmerz,
Und mit diamantnem Pfluge
Zieht der Kummer Furchen in mein Herz.
Finsterniß und Stille!
Unter eurer Hülle
Lad' ich Erd' und Himmel zum Gehör.
Klagen will ich. — Ach! mein Liebling
Ist nicht mehr!

Hingeblutet ward sein Leben!
Mein Gedanke rief dem Tode zu:
Laß dir klein're Opfer geben,
Würger! Noch nicht satt gemacht bist du
Von den Myriaden,
Die im Blute baden?
O Verheerer, wenn's dein Hunger heißt,
Nimm mich selber, nur verschone
Meinen Kleist!

Erde, die sein Blut getrunken,
Wie beneid' ich jeden Tropfen dir!
Und du Thal, wo er gesunken,
Schauervoll und heilig bist du mir!
Ach! an dieser Stätte
Werd', auf mein Gebete,
Eine Quelle, der des Wandrers Dank
Segen lächelt, wenn er schmachtend
Aus dir trank.

Also traurig, wie den Bräuten,
Die der Schlachten Schicksal hart betraf,
Ist mir alles. Mich erfreuten
Sonst die Lorbeern um des Helden Schlaf;

Aber jetzo stehen
Selber die Trophäen
Im Gemälde mir zum Schrecken da,
Und der Ruhm, auf den mein Liebster
Sterbend sah.

Wilder Krieg! dich muß ich hassen;
Mehr als Mütter, die du ganz beraubt.
Jede Lust hat mich verlassen,
Und die Trauer wölkt sich um mein Haupt.
Wenn ich Freuden lüge,
Und die Welt betrüge
In dem Munde, der zu lachen scheint,
Ach! da fühlt mein blutend Herze,
Daß es weint.

Zwar des Frühlings Forderungen,
Mich zu freuen, die verwerf' ich nicht,
Weil von dem, der ihn gesungen,
Jedes Blatt und jede Blume spricht;
Doch in dieser Freude
Nur geborgtem Kleide
Gehet der ernährte Gram versteckt,
Den der Lenz zu neuen Klagen
Lockend weckt.

Ach! in jenen goldnen Jahren
Blieben Glück und Freude mir getreu,
Die in deinem Umgang waren,
Und kein Tag gieng ohne dich vorbei.
Du, der meinem Leben
Größern Werth gegeben;
Niemals liebten zweene Brüder sich
So, als wir vereinte Wesen,
Du und ich!

O du hast gelebt, mein Süsser!
Und ich blieb um dich zu weinen hier.

Keinen Trost hoff' ich gewisser,
Als Befehle, die der Himmel mir
In des Todes Händen
Eilet zuzusenden.
Meine Ungeduld erwartet sie;
Dann sind unsre Seelen wieder
Harmonie!

Als die Karschin einst in einer Gesellschaft sich bei Tische gegen den Angriff eines Freundes mit verschiedenen Einfällen gewehrt hatte, und bald darauf ein wilder Schweinskopf aufgetragen wurde; machte sie folgendes Impromtü:

Des Waldes Thiere sind dem Löwen unterthan,
Der Eber schäumt und droht mit großgewachsnem Zahn
Des Jägers stark gewordnen Gliedern:
Ich bin ein schwaches Weib und wehre mich mit — Liedern.

XIII.

Ewald Christian von Kleist

geb. 1715 zu Zeblin in Hinterpommern, bezog 1729 das Gymnasium zu Danzig, 1731 die Universität zu Königsberg, wo er die Rechte studirte, trat 1736 in Dänische, und 1740 in Preußische Kriegsdienste als Lieutenant bei dem Regimente des Prinzen Heinrich, wurde 1749 Staabskapitän, erhielt 1751 eine Kompagnie, 1756 ernannte ihn der König zum Major bei dem Regimente des Generals von Hausen; in der Schlacht bei Kunersdorf wur-

de

de er tödtlich verwundet, und starb 1759 zu Frankfurt an der Oder.

Er stammte aus einem sehr alten und ansehnlichen Geschlechte, welches dem Staate eine nicht unbeträchtliche Reihe von tapfern Helden und würdigen Dienern gegeben hat. Sein Vater lebte als Privatmann auf seinen Gütern. Der junge Kleist wurde bis in sein neuntes Jahr unter der Aufsicht gewöhnlicher Hofmeister im väterlichen Hause erzogen. Wild und roh, wie es der Geist seiner Zeit und die Sitte des Landes mit sich brachte, verfloß ihm die erste Jugend. Im zehnten Jahre wurde er in die Jesuiterschule zu Cron in Großpolen geschickt, und sein Vater bestimmte ihn vorläufig zum Civilstande. Er lernte dort nur, was er durchaus sollte, vorzüglich Latein. Der kräftige, muthwillige Jüngling hatte zu nichts weiter sonderliche Lust, als zu ritterlichen Uebungen, Spielen und brodtlosen Künsten. Im Jahre 1729 gieng er auf das Gymnasium zu Danzig. Hier legte er beiläufig, ohne besondere Anstrengung, den ersten Grund zu seinen nachherigen wissenschaftlichen Kenntnissen. Durch seine körperliche Stärke sowohl, als durch sein äußerliches handfestes Ansehen und seine immer fertige Bravur hatte er sich bei seinen Kameraden auch hier bald in Respekt gesetzt. Er gerieth oft in Händel, weil er beständig neckte. Kraftvoll, wie er sich fühlte, übte er manchen lustigen Streich aus, mit heroischem Muthwillen, doch nie aus Bosheit und andern zum Schaden, sondern nur aus Uebermuth, sich und andern zum kräftigen Scherz. Wer ihn nicht liebte, der mußte ihn fürch-

ten;

ten; hassen aber mochte ihn keiner. Er hatte sich seiner Jugend nirgend zu schämen. Da ihn Lust und Laune immer nur in die freie Natur hinauszogen, und niemals an seinem Arbeitstische in Ruhe ließen, so hatte er an seinem ältern Bruder, der mit ihm seine Studien begann und vollendete, einen tüchtigen Zügel. Gutmüthig: streng, trocken: ernsthaft, hatte dieser mehr die Nothdurft vor Augen und im Herzen, als die Wissenschaft und Lust. Nicht seine mehreren Einsichten, sondern nur seine mehreren Jahre gaben ihm das Recht, der Strafprediger seines jüngeren Bruders zu seyn, dessen harmlos-flüchtigen Fortschritten in den Schulstudien er mit aller seiner ernsten trüben Anstrengung nicht folgen konnte. Damit ihm aber derselbe nicht über den Kopf wüchse, tadelte er immer mit bitterem Spott und Ernste dessen fröhlichen Muthwillen, und legt' es ihm oft mit warnenden Worten ans Herz, daß aus ihm gewiß einmal nichts werden würde. Weil der ältere die Hauptkorrespondenz nach Hause übernommen hatte, und über alles genau Red' und Antwort gab, so hielt er auch dadurch den jüngern in wohlthätiger Abhängigkeit von seinem kälteren Einsehen. Im Jahre 1731 gieng Kleist auf die Universität nach Königsberg. Mit dem ernstlichen Vorsatze, dort was rechts zu lernen, trat er frei und froh seiner reifern Jugend entgegen. Jetzt ward ihm das Studium werther, denn er fand bald in der Wissenschaft mehr, als nur das Mittel zur Nahrung und Nothdurft. Auch machten ihn die immer ernsteren Ermahnungen aus dem väterlichen Hause, wegen seines künftigen Fortkommens, strenger und emsiger. Er hörte Kollegia über Physik, Mathematik, die Rechte

und Philosophie, und betrieb alles mit Lust und Ehrgeiz. Er opponirte sehr oft, und disputirte sogar einmal öffentlich de pugna appetitus et aversationis rationalis cum appetitu et aversatione sensitiva, ein Thema, nicht allein voll günstiger Pro's und Kontra's, sondern ihm wahrscheinlich ganz vorzüglich geläufig. Bei Gelegenheit einer theologischen Disputation von der Auferstehung der Todten, wo sich viele Theologi heftig entzweiten, weil sie sich Nichts gegen Nichts entgegen setzten, und darum nur desto hitziger wurden, schrieb der kaum achtzehnjährige muthwillige Jüngling einen lateinischen Brief dawider, der die Theologos gewaltig in Athem setzte, weil sie nicht wußten, woher er kam. Funfzehn Jahre nachher hatte Kleist die komische Freude, diesen Brief in einer Dissertation nicht allein mit allen Schnizzern abgedruckt, sondern sogar in einer gelehrten Zeitung tüchtig widerlegt zu finden. Nach Vollendung seiner akademischen Studien kehrte er nach Hause zurück, und brachte die erste Zeit auf dem väterlichen Gute zu, voll Zuversicht auf seine schönen Kenntnisse, und voll Erwartung, daß seine Talente bald anerkannt, und vom Staate benutzt und belohnt werden würden. Aber schmerzlich scheiterten des Jünglings heitere Hoffnungen und kühne Plane; bald trat an deren Stelle die gemeine Nothdurft, sich mühsam umzusehen nach Gunst und Brodt. Um ihn auf die wohlfeilste und leichteste Art zu versorgen, schickten ihn die Eltern nach Dänemark zu ihren dortigen vornehmen und vielbedeutenden Verwandten. Der Jüngling gieng dem noch ungewisseren Glücke mit noch größeren Erwartungen entgegen. Die Herren Generale von Staf-

felt und von Folkersahm, seine Vettern, hatten aber entweder keine rechten Einsichten von den Einsichten des jungen Kleist, oder sie trauten ihrem Einflusse ins Civilfach zu wenig; kurz, sie stellten ihm vor, daß er, wenn er sein Glück machen wolle, Soldat werden müsse. Und so wurde er denn, im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters, Königlich Dänischer Officier. Der Umgang mit mehreren sehr gebildeten Officieren machte ihn bald weniger unlustig zu einem Stande, der freilich seiner bisherigen Neigung und Bildung wenig angemessen war. Jede Art von Zwang war dem feurigen Jünglinge zwar verhaßt, aber er fügte sich bald der ihm zugefallenen Pflicht. Um derselben Genüge zu leisten, legte er sich jetzt mit eben dem Eifer auf alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehört, als ehedem auf die Rechte. Zu den schönen Wissenschaften hatte ihn schon längst eine unwiderstehliche Neigung hingezogen, welche er aber nicht so wohl durch zu frühzeitige Ausarbeitungen, als vielmehr durch das Studium der besten Schriftsteller des Alterthums unterhielt. Und so blieben auch jetzt Virgil und Horaz seine beständigen Begleiter. Im Jahre 1738 wurde Kleist nach Danzig auf Werbung geschickt. Hier erfaßte ihn von neuem die Lust, im Civilstande sein Glück zu machen. Nach bald vollendeter Werbung bat er um Urlaub, und gieng indessen auf sein kleines Gut Ruschitz, zehn Meilen von Danzig. Von hier aus besuchte er seine beiden Schwestern in Polnisch-Preußen, durch welche er eine Frau von Golz und ihre Tochter Wilhelmine kennen lernte. Die letztere, von vorzüglicher Bildung an Geist und Körper, er-

weckte in dem gefühlvollen Jünglinge die zärtlichste Liebe. Die Mutter schätzte Kleisten, versprach sich viel von seinen Talenten, und begünstigte seine Liebe. Mit einer Menge von Empfehlungen schickte sie ihn nach Frauſtadt, wo gerade der ganze Sächsische Hof versammelt war, damit Kleist wo möglich in Polen oder Sachsen angestellt werden möchte. Aber unverrichteter Sache kam er wieder zurück. Er hatte nicht das zweideutige Talent, seine Talente sogleich geltend zu machen. Nothgedrungen mußte er sich nunmehr von der Geliebten seines Herzens trennen, und in Dänische Dienste zurückkehren, ohne Hoffnung, sie bald, oder jemals heimführen zu können. Von dieser Zeit an verlor sich bei ihm der fröhliche Jugendsinn, der das Leben nur wie eine Lust ansieht, und im lebendigen Gefühle der noch unversuchten Kraft auch das Schwerste für leicht hält. Als König Friedrich der Zweite von Preußen ihn bald nach seinem Regierungsantritte aus dem Dänischen Dienste zurückberufen hatte, wurde er bei dem Regimente des Prinzen Heinrichs in Potsdam angestellt. Kleist liebte das Vergnügen, wie jedes ächte Naturkind, und verstand dabei die Kunst, sich die kleinen Freuden durch den Genuß in größere zu verwandeln. Er lebte aber ohne Rechnung. Leichten Sinnes borgte er hier und da, wenn sein Gehalt nicht reichte, und kam dadurch in Noth, noch ehe er es vermuthen konnte. Die Jugend machte ihm indeß die Sorge leicht. Er hoffte auf schnelles Vorrücken im Dienst und Gehalt, und ließ sich nichts kümmern, wenn seine wenigen Gläubiger nur ruhig waren. Sein Umgang war auf seine Kameraden eingeschränkt, denen aber meist

seine

seine Bildung, so wie ihm ihre Rohheit sehr lästig fiel. Es konnte dabei an Streitigkeiten und Neckereien nicht fehlen. So hatte er 1743 mit einem andern Officier einen Zweikampf, in welchem er schwer am Arme verwundet wurde. Im Hause des Obersten von Schulze, dessen Tochter Gleim unterrichtete, wurde von dem jungen, verwundeten Officier mit ganz besonderer Theilnahme gesprochen. Gleims Neugier wurde dadurch erregt; er suchte sogleich den Helden auf, und fand ihn äußerst entkräftet auf dem Bette, vor welchem Caesar de bello gallico aufgeschlagen lag. Der Kranke führte bittere Klage darüber, daß er nicht lesen dürfe, und nahm das Anerbieten Gleims, ihm vorzulesen, auf das freundlichste an. Zufällig las dieser ihm einst sein scherzhaftes Gedicht: An den Tod, vor. Der Schluß des kleinen Liedes überraschte den Kranken in der Laune, worin er gerade war, bis zum lauten Lachen, dessen Erschütterung die Wunde aufriß, und ein heftiges Erbluten verursachte. Der eiligst herbeigeholte Wundarzt versicherte indessen, das gewaltsame Erbluten der Wunde sei für das Genesen des Kranken äußerst wohlthätig, und erspare ihm viel Schmerzen. Die Wunde heilte wirklich sehr schnell nach diesem Vorfalle. „Der Dichtkunst und Ihnen, sagte der Genesene dankbar lächelnd seinem Gleim, verdank' ich also meine Genesung!" Von jetzt an entspann sich die zärtlichste Freundschaft in den Herzen beider Dichter, und wurde der fruchtbare Keim der lieblichen Gesänge, durch welche sich Kleist in der Folge so großen Ruhm und Beifall erwarb. Gleims fröhliches Beispiel erweckte auch bei Kleist unvermerkt neue Lust zur Poesie, die er

schon in früheren Jahren innigst geliebt und zu mancherlei Scherz munter geübt hatte. Lust giebt Muth. Nach einigen fruchtlosen Versuchen schickte er seinem Gleim das erste Liedchen seiner Muse. Er nannte es ein anakreontisches, weil es ohne Reim war, und scherzhaft und verliebt dazu. Die fröhlichen Akkorde seiner jungen Leier tönten aber nicht lange. Er erhielt die Nachricht, daß Wilhelmine von ihren Verwandten gezwungen sei, eine andere sehr vortheilhafte Heirath einzugehen. Dieß erschütterte ihn tief im Innersten. Zu gleicher Zeit wurde Gleim von ihm getrennt, so daß er jetzt wie verwaist in dem einsamen Potsdam lebte. Er überließ sich ganz der Trauer, bis sein Schmerz sich lindernd in zärtliche Klagen auflöste. Sein Herz erwachte schöner wieder unter den süßen Tönen; aber der frohe sorglose Sinn seiner Jugend war dahin, und kehrte ihm nie in seiner ganzen Heitere wieder. Es begann das Leben des Dichters, welches mit den zwei Elegien: An Wilhelmine und Sehnsucht nach Ruhe, eingeweiht wurde. Wie aus der Ferne tönte die Wehmuth dieser Gesänge nachher in alle seine Lieder ein.

Kleist nimmt unter den Dichtern, welchen Deutschland die Ausbildung seiner Sprache und die Veredlung seines Geschmacks verdankt, eine vorzügliche Stelle ein. Angenehme Bilder, sanfte Harmonie, ungezwungene Leichtigkeit, Reichthum an Gedanken, gedrungene Sprache, ernste und edle Sittenlehre charakterisiren seine Gedichte. Für die Landschaftsmalerei, für die Schilderung der schönen Natur und der Reize des Landlebens hatte er das meiste Talent, und sein Frühling behauptet noch

im-

immer unter den malerischen und beschreibenden Poesien der Deutschen den ersten Rang. Aber auch andere Dichtungsarten gelangen ihm, vorzüglich die Elegie. Die Gedichte: An Doris (Wilhelmine); Sehnsucht nach Ruhe; Amynt; Grablied, werden immerfort ihren Werth behalten. Unter den Oden zeichnen sich: An die Preußische Armee; Das Landleben; Der Vorsatz; so wie unter den Liedern: Phyllis an Damon; Trinklied; Liebeslied an die Weinflasche; Dithyrambe; Geburtslied, aus. Kleists Hymnen sind im Tone begeisterter Andacht und inbrünstigen Gebetes geschrieben. Die Idylle bereicherte er durch das Gärtner- und Fischergedicht. Die Erzählung und Fabel scheint ihm weniger gelungen zu seyn. Feinheit der Wendung ist das vornehmste Verdienst seiner Sinngedichte. Cissides und Paches, nach Kleists eigener Aeußerung nicht so wohl ein Heldengedicht, als bloß ein kleiner kriegerischer Roman, hat einzelne vortrefliche Stellen. Der Entwurf des Trauerspiels Seneka läßt nicht vermuthen, daß es jemals ein bedeutendes Stück hätte werden können.

Des Herrn Ewald Christian von Kleist Sämmtliche Werke. Erster, zweiter Theil. Vierte Auflage. Berlin 1782. 8. (20 Gr.) herausgegeben von Ramler, mit Aenderungen. — Ewald Christian von Kleist's Sämmtliche Werke nebst des Dichters Leben aus seinen Briefen an Gleim. Herausgegeben

von

von Wilhelm Körte. Erster, zweiter Theil. Berlin 1803. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) mit dem Bildnisse des Dichters.

Kleist war groß von Person, wohlgewachsen, von edlem, martialischen Ansehn. Freundlich-ernst, voll inniger Güte war der Ausdruck seines Gesichts. Sein großes feuriges Auge zeugte von seiner strengen Tugend eben so sehr, als von den heitern Gesängen seines Innern. Der Kummer seines Lebens war vor den Augen der Menge tief in seinem Herzen verschlossen, wie ein Geheimniß seiner Freunde und seiner Muse; er hatte seine entstellenden Spuren nicht in das seelenvolle Antlitz einfurchen können, das nur den Ausdruck eines feurigen kraftvollen Geistes trug. Tapferkeit und unerschrockener Muth, Gelehrsamkeit und Geschmack, Bescheidenheit, Menschenliebe, Geselligkeit, Freundschaft und das edelste Herz waren die Eigenschaften, welche ihn zierten. Seine Untergebenen liebten ihn, wie ihren Vater, und folgten ihm treu auf der Bahn des Sieges bis zum Tode. Seine Vorgesetzten zwang er, ihm mit Achtung zu begegnen, indem er immer mehr that, als seine Pflicht gebot, mit kalter Resignation Unrecht litt, und mit dankbarer Bescheidenheit ihr Lob und ihre Zufriedenheit aufnahm. Seine Freunde (zu denen Gleim, Sulzer, Ramler, Spalding, Sack, der Dichter Ewald, Krause, der Verfasser der Abhandlung von der musikalischen Poesie, der General von Stille, der Laublinger Lange, Hirzel, Lessing, Geßner, Bodmer u. s. w. gehörten) liebten ihn als ihren Getreusten in Glück und

Noth,

Noth, und waren ihm von ganzem Herzen ergeben. Jeder Unglückliche hatte ein Recht auf sein Mitleiden, und nie schätzte er sich glücklicher, als wenn er helfen konnte. Er liebte die schöne Natur, und war bei seinen fast täglichen Spaziergängen ein aufmerksamer Beobachter ihrer Reize und Annehmlichkeiten. Bescheidenheit war ein Hauptzug in Kleists Charakter, den sein Freund Ramler in der berühmten Ode: An Bernhard Rode, mit folgenden Worten verewigte:

Dir (Rode) und ihm (Graun)
Setze die Wahrheit dieß goldene Denkmal: „Die größesten Meister
In großen Künsten, größer an Bescheidenheit!"
Wen von dem heiligen Chor der vaterländischen Dichter
Gesellt Euch beiden mein gerechtes Loblied zu? —
Meinen lange geprüfeten Kleist, den ländlichen Barden,
Bescheiden als ein Musenpriester, als ein Held,
(Hört es, Pierische Jünger! Mavortische, hört es!) bescheiden
In jedem Lorbeerdiadem empfang' er hier —
Falls ich in Theuts und Mannus oft wieder verwelkender Sprache
Noch Kränze flechten kann — den seltnern Ehrenkranz.

Eitel war Kleist in keiner Rücksicht, ehrgeizig in jeder; er dachte aber zu rechtlich, als daß er seinem Ehrgeize, der ihm dennoch viel zu schaffen machte, eine unedle Gewalt über sich hätte einräumen sollen. Nach höherem Range strebte er nur, weil er dann in einen freieren Wirkungskreis trat, als Mensch und Patriot, und weil er dann dem drückenden Mangel entrann, dem sein liberaler Sinn so oft erlag.

Den 12. August 1759 erfolgte die blutige Schlacht bei Kunersdorf, wo ihm sein Wunsch, den edlen Tod

fürs Vaterland zu sterben, gewährt werden sollte. Was er ehedem in seinem Cissides und Paches geäußert hatte:

Der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. Wie gern sterb' ich ihn auch
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!

Diesen großen Gedanken empfand er jetzt. Den Tag vor der Schlacht, und selbst noch den Vormittag, als die Armee dem Feinde schon entgegenrückte, war er außerordentlich vergnügt und heiter. Er hatte sein Leben niemals ängstlich geliebt, und liebte es nie weniger als jetzt, da er unter Friedrichs Augen zu siegen oder zu sterben die Wahl hatte. Er griff, unter Anführung des Generals von Fink, die Russische Flanke an. Er hatte mit seinem Bataillon bereits drei Batterien erobern helfen, er hatte dabei zwölf starke Kontusionen empfangen, und war in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet worden, so daß er den Degen in der linken Hand halten mußte. Sein Posten als Major verband ihn eigentlich hinter der Fronte zu bleiben, aber er bedachte sich keinen Augenblick vorzureiten, als er den verwundeten Kommandör des Bataillons nicht mehr erblickte. Er führte sein Bataillon unter einem entsetzlichen Kanonenfeuer von Seiten der Feinde gegen die vierte Batterie an. Er rief die Fahnen seines Regiments zu sich, und nahm selbst einen Fahnenjunker beim Arme. Er wurde wieder durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, so daß er sich genöthigt sahe, den Degen wieder in die verwundete rechte Hand mit den beiden letzten Fingern und dem Daumen zu fassen. Jede neue Wunde verdoppelte seinen Eifer,

und

und er war nur noch kaum dreißig Schritte von dieser letzten Batterie entfernt, als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert wurde. Er fiel vom Pferde und rief seinen Leuten zu: Kinder, verlaßt euren König nicht! Er suchte mit anderer Beihülfe zweimal wieder zu Pferde zu steigen; allein seine Kräfte verließen ihn, und er fiel in Ohnmacht. Er wurde hinter die Fronte getragen. Ein Feldscheerer war eben beschäftigt, die Wunde zu verbinden, als derselbe in den Kopf geschossen wurde. Kleist machte eine Bewegung, seinem verwundeten Arzte zu helfen; umsonst, dieser fiel entseelt bei ihm nieder. Bald darauf kamen Kosacken, zogen ihn nackend aus, warfen ihn an einen Sumpf, und ließen ihn liegen. Sie würden ihn getödtet haben, wenn er nicht mit ihnen Polnisch hätte reden können. So aber hielten sie ihn für einen Polen von Geburt und schenkten ihm das Leben. Von der starken Bewegung und seinen Wunden ermüdet entschlummerte er hier gegen Abend eben so ruhig, als ob er in seinem Zelte gelegen hätte. In der Nacht fanden ihn einige Russische Husaren, zogen ihn aufs Trockene, legten ihn bei ihrem Wachtfeuer auf etwas Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel und setzten ihm einen Hut auf. Sie gaben ihm auch Brodt und Wasser. Einer von ihnen wollte ihm ein Achtgroschenstück geben, als es aber der Verwundete verbat, warf es der Husar mit einem edlen Unwillen auf den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt mit seinen Gefährten davon. Die Kosacken kamen am Morgen wieder, und nahmen ihm alles, was ihm die gutherzigen Husaren gegeben hatten. Er lag also wieder nackend auf der Erde, bis gegen Mit-

tag

tag ein Russischer Officier vorbeigieng, dem er sich zu erkennen gab, und der ihn auf einem Wagen nach Frankfurt an der Oder bringen ließ. Er kam daselbst gegen Abend in der äußersten Entkräftung an, und wurde zum erstenmal ordentlich verbunden. Bei allen Schmerzen, die ihm der Verband verursachte, blieb er dennoch sehr ruhig. Des folgenden Tages ließ er sich auf wiederholtes Ersuchen des Professors Nicolai, dem er seine Anwesenheit hatte wissen lassen, in das Haus desselben bringen. Hier wurde er aufs möglichste verpflegt, und die Aerzte gaben zu seiner Wiedergenesung ziemliche Hoffnung. Er las öfters, und sprach mit den Frankfurtischen Gelehrten, und den Russischen Officieren, die ihn besuchten, mit großer Munterkeit. Den elften Tag nach der Schlacht sonderten sich die zerschmetterten Knochen von einander ab und zerrissen eine Pulsader. Er verblutete sich stark, ehe der Wundarzt dazu kommen und das Blut stillen konnte. Hierauf wurde er zusehends schwächer. Der heftige Schmerz verursachte ihm sogar einige konvulsivische Bewegungen. Doch behielt er den völligen Verstand, und starb mit der Standhaftigkeit eines Kriegers, mit der Gelassenheit eines Christen, und mit einer fast beispiellosen Gegenwart des Geistes. Man begrub den erblaßten Held zwei Tage darauf in der unter feindlicher Botmäßigkeit stehenden Stadt Frankfurt mit allen möglichen Ehrenbezeugungen, wozu der damalige Russische Kommandant auf alle Art hülfreiche Hand leistete. Der Professor Nicolai hielt ihm eine rührende Trauerrede, vor und nach welcher eine Trauermusik aufgeführt wurde. Der Leiche, welche von zwölf Grenadiers getragen

tragen wurde, folgte der Kommandant und eine große Anzahl Russischer Officiere. Hierauf folgten die Professoren und verschiedene Mitglieder des Magistrats. Den Beschluß machten die Studirenden. Als man bei der Beerdigung keinen Officierdegen bekommen konnte, um ihn gewöhnlichermaßen auf den Sarg zu legen, nahm ein Russischer Staabsofficier seinen eigenen Degen von der Seite, und gab ihn dazu her. „Nein, setzte er hinzu, ein so würdiger Officier darf nicht ohne dieß Ehrenzeichen begraben werden!“ So starb Kleist, im Leben geliebt von jedem, der ihn kannte, und im Tode selbst von den Feinden geehrt.

Die Grabschrift, welche Kleist auf einen seiner verstorbenen Freunde machte, paßt auf niemanden besser, als auf ihn selbst:

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack, Bescheidenheit,
Und Menschenlieb', und Tapferkeit,
Und alle Tugenden, vereint mit allen Gaben,
Besaß der, den man hier begraben.
Er starb für's Vaterland, er starb voll Heldenmuth. —
Ihr Winde, wehet sanft! die heil'ge Asche ruht!.

Ein Ehrengemälde auf Kleist von Bernhard Rode, welches Gleim zum Andenken seines Freundes verfertigen ließ, befindet sich, neben den Bildnissen Schwerins, Keiths und Winterfelds von eben dem Künstler, in der Berliner Garnisonkirche. Man sieht den in der Schlacht bei Kunersdorf tödtlich verwundeten und darauf zu Frankfurt an der Oder verstorbenen Held. Die Freundschaft weint über seiner Urne. Unten am Grabmal liegt eine, mit einem Lor-

beer-

beerkranz umwundene, Leier, nebst seinem Degen. Eine in Kupfer gestochene Kopie dieses Gemäldes befindet sich vor dem zweiten Theile der Körteschen Ausgabe von Kleists Werken, nach einem von Rode selbst radirten Blatte.

Unter den Aerzten, welche sich um Kleists Krankenlager zu Frankfurt versammelt hatten, befand sich auch der Doktor Krünitz.*) Als dieser voraussah, daß Kleist dem Tode werde unterliegen müssen, erbat er sich von ihm ein Andenken in sein Stammbuch. Kleist nahm es, traf beim Aufschlagen sogleich auf die Seite, wo der damalige Prinz von Preußen, nachheriger König Friedrich Wilhelm der Zweite, die herrlichen Worte aus dem Virgil**) geschrieben hatte:

— — Animo repetentem exempla meorum
Et pater Aeneas, et avunculus excitat Hector.

küßte es, und sagte: „Das ist Balsam für meine Wunden! O würdigster Thronfolger!“ Nachher fand er zu seinem größten Vergnügen die berühmten Nahmen eines Euler, v. Wolf, v. Haller, Ernesti, Lessing, Sulzer, Maupertuis, und vieler andern mehr, und machte theils über ihre Person, in so fern sie ihm bekannt waren, theils über ihre Schriften die gründlichsten Anmer-

*) Bekannt als Verfasser der Oekonomisch-technologischen Encyklopädie.

**) Virgils Aeneis, Ges. 12. V. 439. wo von dem jungen Askanius die Rede ist.

Denk' ich zurück an das Muster der Helden meines Geschlechtes,
O dann spornt mich mein Vater Aeneas, und Hektor mein Oheim.

merkungen. Darauf sagte er zu dem Doktor Krünitz: „Was soll ich armer Kriegsknecht Ihnen denn einschreiben?“ Krünitz erwiederte: „Schreiben Sie eine Satire auf die Aerzte; denn ich bin meiner Kunst und allen Aerzten gram, daß wir Ihnen nicht helfen können.“ — „So werde ich Ihnen denn, sagte er, aus dem Seneka schreiben: Innumerabiles morbos miraris? Medicos numera.“ — „Vortreflich!“ erwiederte Krünitz. Kleist ließ sich jetzt einen Folianten geben, legte ihn im Bette auf das Knie seines zerschmetterten Fußes, das Stammbuch darauf, und schrieb, zur größten Verwunderung des Doktor Krünitz, das wahre Wort: Innumerabiles morbos miraris? Coquos numera.*)

XIV.

Konrad Arnold Schmid

geb. 1716 zu Lüneburg, studirte zu Kiel, Göttingen und Leipzig Theologie, erhielt am letzten Orte die Würde eines Doktors der Philosophie, wurde 1746 an seines Vaters Stelle zum Rektor an der Johannisschule in Lüneburg gewählt, nahm 1760 den Ruf als Professor der Theologie und der römischen Literatur am Kollegium Karolinum zu Braunschweig an, wurde 1777 Kanonikus des St. Cyriakstifts, erhielt 1786 den Charakter

*) Du wunderst dich, daß es so unzählige Krankheiten giebt? — Zähle die Köche!

rakter eines Konsistorialraths, und starb zu Braunschweig 1789.

Er half um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Gesellschaft der jungen talentvollen Männer, welche unter Gärtners Aufsicht die Bremischen Beiträge herausgaben, das Aufblühen der schönen Literatur in Deutschland befördern, übersetzte einiges aus dem Griechischen, schrieb verschiedene Programme ästhetischen und historischen Inhalts u. s. w. Seine Gedichte empfehlen sich durch ein schönes poetisches Kolorit und eine glückliche Versifikation, besonders die beiden Idyllen: Silen, nach der sechsten Ekloge Virgils und Die Nymphe Panope, welche sich in Chrstn. Heinr. Schmids Anthologie der Deutschen, Th. 2. S. 139 ff. befinden.

Lieder auf die Geburt des Erlösers. Lüneburg 1761. 8. (6 Gr.) — Arrians Indische Merkwürdigkeiten und Hannons Seereise. Braunschweig 1764. gr. 8. (20 Gr.) — Der Aetna des Kornelins Severus. Braunschweig 1769. kl. 8. (5 Gr.) — Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen. Berlin 1786. gr. 8. (4 Gr.) — Gedichte in Matthissons Lyrischer Anthologie, Th. 2. S. 107—127.

Schmids sittlicher Charakter trug so ganz das Gepräge der geprüften und bewährten Menschentugend, daß

von

von ihm gilt, was nur von wenigen Menschen gesagt werden kann: Er liebte alle und wurde von allen geliebt. Schon sein Aeußeres flößte Zuneigung und Vertrauen gegen ihn ein, und diesem liebenswürdigen Aeußeren entsprachen sein Geist und sein Herz vollkommen. Seine Rechtschaffenheit und Unbefangenheit, so wie seine Bescheidenheit, machten Aller Herzen zu seinem Eigenthume. Leutseligkeit, Offenheit und Biederkeit waren die Hauptzüge seines Charakters. Er besaß eine enthusiastische Liebe zu allem Guten und Schönen. Munterkeit und die heiterste, froheste Laune machten ihn zur Seele jeder Gesellschaft, wo er sich unter Bekannten und Freunden befand.

Außerdem aber war er mit der Welt und ihrer Lebensweise u. s. w. ziemlich unbekannt. Er kannte den Werth des Geldes nicht, und stand daher in dieser Rücksicht unter der beständigen Vormundschaft seiner Familie, die ihn zum Ausgehen, zur Besuchung des Clubs u. s. w. mit einigen wenigen Groschen ausrüstete, welche er aber gemeiniglich, ehe er noch an den Ort seiner Bestimmung gelangte, schon dem ersten besten anscheinend Dürftigen ausgespendet hatte. — Einst war er mit dem Professor Gärtner in Leipzig zum Besuche. Sie logirten in einem Hotel neben einander. Eines Morgens kommt ein junges Mädchen zu Schmid, und stellt ihm ganz beweglich ihre Noth vor. Schmid giebt ihr reichlich, und sagt ihr zugleich, sie solle nur neben an zu seinem Freunde, dem Professor Gärtner, gehen, der ihr gewiß auch etwas geben werde. Indem das Mädchen weggehen will, sieht Schmid auf dem Tische eine Rolle

mit

mit zehn Thalern liegen, die er für Gärtner'n gegen Gold hatte einwechseln lassen. Der unbefangene Mann bittet also das Mädchen, diese zehn Thaler an Herrn Gärtner mitzunehmen, und wundert sich hernach höchlich darüber, wie er hört, daß diesem die zehn Thaler nicht eingehändigt worden sind.

Als Schmid von dem Herzoge zu Braunschweig den Titel eines Konsistorialraths erhalten hatte, geht er zu demselben und stattet dafür seinen Dank ab. Der Herzog nimmt ihn mit vieler Güte und Artigkeit auf, entläßt ihn aber sobald als möglich wieder, da er Schmids Verlegenheit bemerkt. Nach einigen Minuten sieht er zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß Schmid zurückkehrt. Auf die Anrede des Herzogs: „Was bringt Sie denn zu mir zurück?" fragt Schmid den Herzog: „Ew. Durchlaucht, muß ich mich auch noch bei Ihren Geheimen Räthen bedanken?" — „Nein, nein, mein lieber Schmid, erwiedert der Herzog lächelnd, das haben Sie gar nicht nöthig; es ist genug, daß Sie es bei mir gethan haben."

XV.

Ludewig Heinrich Christoph Hölty

geb. 1748 zu Marienſee im Hannöverischen, studirte von 1769 — 1774 zu Göttingen Theologie, und gehörte, nebst Boje, Voß, Bürger, den beiden Grafen zu Stolberg, Hahn, Miller, dem jüngeren Cramer u. a.

u. a. zu dem bekannten Dichterverein, welcher damals zu Göttingen wetteifernd die Ehre der deutschen Poesie zu befördern suchte. Er starb als Kandidat der Theologie 1776 zu Hannover an der Auszehrung.

Hölty versuchte seine Kräfte in verschiedenen Gattungen der Dichtkunst. Wir haben von ihm Balladen, Idyllen, Oden, Lieder und Elegien. Das entschiedenste Talent hatte er zur ländlichen Poesie und zur süssen melancholischen Schwärmerei in Gedichten. Seine Lieder sind Abdrücke einer sanften, zärtlichen, schwermüthigen Seele. Viele derselben sind Volksgesänge geworden z. B. Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute ꝛc. Rosen auf den Weg gestreut ꝛc. Ueb' immer Treu und Redlichkeit ꝛc. Wer wollte sich mit Grillen plagen ꝛc. Grabe, Spaden, grabe ꝛc. Ein Leben, wie im Paradies ꝛc.

Gedichte von Ludewig Heinrich Christoph Hölty. Neu besorgt und vermehrt von Johann Heinrich Voss. Hamburg 1804. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) — Der Kenner, eine Wochenschrift von Town dem Sittenrichter, aus dem Englischen. Leipzig 1775. 8. (21 Gr.) — Hurds moralische und politische Dialogen, aus dem Englischen. Erster, zweiter Theil, Leipzig 1775. 8. (1 Thlr.)

Schon früh zeigte er eine außerordentliche Munterkeit des Geistes und Wißbegierde. Sobald er schreiben konnte, schrieb er alles auf, was ihm in Gesprächen und Erzählungen merkwürdig schien. Gegen jedermann betrug er sich liebreich und gefällig, und wen er einmal für rechtschaffen hielt, den vertheidigte er bei jeder Gelegenheit, wenn etwas zu seinem Nachtheile gesprochen wurde. Auch war er, theils seiner schönen Bildung, theils seiner drolligten Einfälle und Anmerkungen wegen, allgemein beliebt. In seinem neunten Jahre verlor er durch den Tod seine Mutter. In eben der Woche, als sie starb, überfielen ihn selbst die bösartigsten Blattern, die nicht allein seine schöne Gesichtsbildung zerstörten, sondern ihn auch in die Gefahr brachten, das Gesicht zu verlieren, so wie sie ihm seine natürliche Munterkeit auf eine lange Zeit raubten. Als er nach zwei Jahren den Gebrauch seiner Augen allmählig wieder erlangte, verdoppelte er seinen Eifer und Fleiß im Lernen. Sein Vater, Prediger zu Marienſee, der in Sprachen und Wissenschaften sehr geübt, auch der Dichtkunst nicht abgeneigt, und ein Mitglied der deutschen Gesellschaft in Göttingen war, unterrichtete ihn, außer der deutschen, in der lateinischen, griechischen, hebräischen und französischen Sprache, in der Geographie und Geschichte, und allem, was sonst auf Schulen gelehrt wird. Hölty's Trieb zum Lernen war unbegrenzt. Sein Fleiß gieng so weit, daß er nicht einmal sein Frühstück in Ruhe genoß, daß er sich jedesmal zum Mittags- und Abendessen rufen ließ, und des Nachts heimlich bis drei Uhr aufblieb. Dieß letzte wurde ihm von seinem Vater untersagt, und die Mutter gab ihm,

wenn

wenn sie um elf Uhr zu Bette giengen, nur wenig Licht mit auf seine Schlafkammer. Allein wie sorgfältig man auch alles übrige Licht und die Lampen im Hause verschloß, so wußte er sich doch des Tages mit Oel zu versorgen, und höhlte sich Lampen von Rüben aus. Um auch wieder früh zu erwachen, und in den Büchern, die er von allen Enden zusammenschleppte, lesen zu können, band er sich um den Arm einen Bindfaden, woran ein Stein befestigt war; diesen legte er auf einen Stuhl vor das Bette, damit, wenn er sich gegen Morgen umwendete, der Stein herabfallen, und ihn durch den Ruck am Arm aufwecken möchte. Bei diesem Fleiße aber wurde er doch weder mürrisch, noch stolz, sondern heiter, sanft, gefällig, war er die Freude seiner ganzen Familie. Der sanfte häusliche Umgang, die heitere Stille des Landlebens, und sein lebendiges Gefühl für jeden Reiz der Natur sicherten ihn gegen die Erstarrung der Lesesucht. Schon früh zeigte sich bei ihm ein Hang zum Schauerlichen und Einsamen. Ausser den Schulstunden gieng er gern in ein düsteres Gehölz, mit Büchern in der Tasche, las für sich mit lauter und heftiger Stimme (welches auch in der Folge seine Gewohnheit bei guten Schriften blieb) und betrachtete die Schönheiten der Natur. Zu jeder Zeit besuchte er ohne Furcht den Kirchhof und ähnliche Oerter; bloß zu seinem Vergnügen wankte er des Abends einsam auf den Gräbern umher. In seinem elften Jahre fieng er an, Verse auf den Tod eines kleinen Hundes, auf das ABC, und was sonst ihm vorkam, zu machen. Selbst in der Kirche fielen ihm Reime ein, und wenn er kein Papier bei sich hatte, so schrieb er sie an die Wand. Sein erstes

Gedicht, die Grabschrift seines Lieblingshundes, lautete also:

Allhier auf dieser Stätte
Liegt begraben Nette.
Zu Horst ist er geboren,
Zu Marienfee gestorben,
Dieß Grab hat er erworben.

Die Leidenschaft, seinen Geist zu beschäftigen, machte ihn gegen die Pflege des Körpers etwas gleichgültig. Sein nachlässiger Anzug ward ihm oft von seinen Eltern verwiesen. Er hörte ihre Ermahnung mit freundlichem Lächeln an, bemühte sich, den Fehler auf einige Zeit wieder gut zu machen, und erschmeichelte sich durch alle mögliche Dienste Vergebung und Nachsicht. Als er sechzehn Jahre alt war, wußte er mehr, als die meisten Jünglinge, welche die Akademie beziehen. Gleichwohl schickte ihn sein Vater, überzeugt, daß ohne die innigste Vertraulichkeit mit den Alten keine wahre Gelehrsamkeit statt finde, und um seinem Sohne für die Akademie mehr Weltkenntniß und feinere Sitten zu verschaffen, auf die öffentliche Schule in Celle. Hier blieb er drei Jahre, trieb, ausser den alten Sprachen und dem, was ihm sonst noch nöthig war, vorzüglich die Englische Sprache, und gieng sodann nach Göttingen auf die Universität. Auch hier war sein Fleiß unermüdet. Mit großer Gewissenhaftigkeit suchte er alles das zu lernen, was einem künftigen Prediger nöthig ist. Indessen blieb einem Geiste, wie der seinige war, noch Zeit genug übrig, sich mit Lesung der Alten und Neuern, und mit eigenen Arbeiten, hauptsächlich poetischen, zu beschäftigen. Er lernte jetzt auch

die

die italienische, so wie in der Folge die spanische Sprache. Im dritten Jahre seines akademischen Lebens wurde er mit Bürger und Miller, und allmählig auch mit Voß, Boie, Hahn, Leisewitz, Cramer und den Grafen Stolberg bekannt. Sie errichteten einen feierlichen Bund, versammelten sich alle Sonnabend, sprachen über Wissenschaft und Kunst, übten sich im Vorlesen, und beurtheilten ihre Arbeiten, wovon die gebilligten in ein eigenes Buch zusammengeschrieben wurden.

Wer Hölty zum erstenmale sah, hielt ihn nicht leicht für das, was er war. Stark von Wuchs, niedergebückt, unbehülflich, von trägem Gange, blaß wie der Tod, stumm und unbekümmert um seine Gesellschaft, hatte er eher die Miene der Einfalt, so daß ein Engländer, der nicht eben besonders mit Verstande gesegnet war, ihn deßhalb vorzüglich lieb gewann, weil er ihn für ein schickliches Ziel seines unschuldigen Witzes hielt. Nur in seinen hellblauen Augen schimmerte ein treuherziges, mit etwas Schalkhaftigkeit vermischtes Lächeln, welches sich, wenn er mit Wohlgefallen las, durch eine schöne Gegend gieng, oder rücklings unter einem blühenden Baume lag, über sein ganzes Gesicht verbreitete. Dieses behagliche Staunen dauerte einige Zeit, und dann pflegte er manchmal mit voller Herzlichkeit auszurufen: Das ist herrlich! Aber gewöhnlicher verschloß er seine Empfindungen in sich selbst, und wenn er sie mittheilte, so geschah es fast immer auf eine besondere Art. Bei kleinen vertraulichen Schmäusen, sonderlich wo Rheinwein blinkte, war er sehr fröhlich. Er lagerte sich auf Rosenblätter, salbte, wie Anakreon, seinen Bart mit Balsam, und machte

so

so gewaltige Anstalten zum Trinken, als ob aus dem Schlusse seines Rheinweinliedes Ernst werden sollte. Aber dabei blieb es denn auch. Fremden ließ er gern seine Gedichte vorlesen. Er stellte sich dann nahe vor den Gast hin, sah ihm freundlich ins Gesicht, und nahm sein Lob so hin, als ob es ihm gebührte. Bei Unbekannten sprach er wenig oder nichts, und selbst unter Freunden, wenn die Gesellschaft nur etwas zahlreich war, mußte das Gespräch sehr anziehend, oder geradezu an ihn gerichtet seyn, ehe er sich darein mischte. Manchmal, wenn er lange, wie mit abwesender Seele, gesessen hatte, unterbrach er das Gespräch durch einen drolligten Einfall, der desto mehr Lachen erregte, da er ihn mit ganz trockener Stimme und ehrbarem Gesicht vorbrachte. Am beredtesten war er, wenn die Rede von guten Menschen war. Ueber eine That, die die Menschheit entehrte, stand er anfangs in Zweifel; ward er aber davon überzeugt, so gerieth er in die heftigste Bewegung. Nichts brachte ihn mehr auf, als Verfolgung unterdrückter Unschuld, gekränkter Menschheit, Tücken der Bosheit. Beleidigungen und Unglücksfälle anderer rührten ihn mehr, als seine eigenen. So wenig er aber um andere sich zu bekümmern schien, so bekannt und geachtet war Hölty bei allen Studirenden der Akademie. Er ward häufig gegrüßt und mit Fingern gezeigt, und selbst Rohere sahen ihm nach. Er besaß eine brennende wissenschaftliche Neugier. Man konnte ihn, wie Sokrates scherzend von sich sagte, mit einer versprochenen Neuigkeit, wie ein Kalb mit vorgehaltenem Grase, locken, wohin man wollte. Er wußte zuerst, was die Messe Gutes und Böses gebracht

hatte,

hatte, und durchblätterte hohe Stapel aus dem Buchladen. Ganze Tage, und oft den größten Theil der Nacht, saß er, sich selbst und die ganze Welt vergessend, über dikke Folianten und Quartanten hingebückt, mit so unermüdeter Geduld, daß er sie in wenigen Wochen durchlas. Als gleichwohl einmal seine Belesenheit getadelt zu werden schien, vertheidigte ihn Kästner mit folgendem scharfen Epigramm:

Mehr, als ein Dichter lesen soll,
Las Hölty, und sein Lied war von Gelesnem voll.
Ein bischen Witz liest Versmann, und nicht mehr;
Darum ist auch sein Lied so leer.

Eigentlich naschte indeß sein Geist mehr in den meisten Büchern, als daß er sie zweckmäßig gewählt, und Vorrath für künftige Bedürfnisse eingesammelt hätte. Mit eben dem eisernen Fleiße durcharbeitete er schlechte Oden der Engländer und Italiener, und hatte seine herzliche Freude darüber, daß sie so schlecht waren. Nie sah man ihn mürrisch oder zerstreut, wenn er vom Lesen erhitzt, überfallen wurde; er klappte ruhig sein Buch zu, und war mit ganzer Seele Freund. Eine seiner liebsten Unterhaltungen war, Bouts rime's oder gemeinschaftliche Parodien, Nachahmungen des damals herrschenden Bardengebrülls, und andere dergleichen Schnurren zu machen. Manchmal übernahm er auch wohl ein Gelegenheitsgedicht, und Voß half ihm dabei. Sie ließen Rheinwein holen, verabredeten Plan, Ton, Versart, Reime und Gleichnisse, und dann gieng es Schlag auf Schlag auf das Wohlseyn des künftigen Ehepaars. Einmal waren die vorgeschriebenen Reime: Abend, laabend,

bend, Herbst, verfärbst. Natürlich ward in der Ausarbeitung die Braut mit einem lachenden Frühlingsabend, und mit dem fruchtreichen Herbste verglichen, und verfärbte sich darüber. Das Stück ward abgeschickt und vergessen. Nach einigen Tagen kam Hölty zu Voß, und konnte vor Lachen kaum herausbringen, welch ein Unstern über die harmlose Arbeit gewaltet hätte. Der ungenannte Verehrer des jungen Brautpaars hieß Monsieur Herbst, und verlangte das mißzudeutende Gleichniß weg, oder ein anderes Karmen. Seitdem ließ Hölty sich alle Umstände und den Ton bestimmen. Bei der Vermählung eines Dorfpredigers wurde etwas Fließendes verlangt; und es floß nach Wunsche durch alle Ehestandsfreuden bis zum seligen Abschiede, ungefähr so:

Dann geht Papa mit sammt Mama
Zum ewigen Halleluja.

Durch Kästner, Hölty's Freund, kam die Bestellung eines schwülstigen, aber dabei verständlichen Hochzeitgedichts. Meister und Gesell thaten ihr mögliches in Hexametern und Tetrametern mit einer Vorsylbe, nach der damaligen Prosodie. Am Versammlungstage des Bundes trat ein Ankläger auf, sie hätten ihren Rheinwein mit Sünden verdient. Sie rechtfertigten sich durch eine genaue Berechnung der olympischen Seltenheiten, der gefischten Perlen, der Tage mit Sonnenschein gestickt, und des prächtigen Donnerwetters zum Beschluß. Man fand Zuthat und Arbeit nach Billigkeit geschätzt, und schlug die Anklage nieder. — Dienstfertiger und gefälliger kann man nicht seyn, als Hölty war. Er schlug keine Bitte

ab,

ab, wenn man sie gleich unwissend auf Kosten seiner Ruhe that. Er hätte Folianten für seine Freunde excerpirt.

Folgende Stellen eines Briefes, den er von Göttingen aus an Voß schrieb, werden ihn besser und lebhafter charakterisiren, als es eine todte Beschreibung vermag. „Noch bin ich hier. Wer weiß, wie lange die Trennung dauern wird, wenn ich einmal von meinen Freunden getrennt bin. Ich will so lange bei ihnen bleiben, als es mir nur immer möglich ist. Meine Hauptbeschäftigung soll die Lesung der Griechen und die Poesie seyn. Welch ein süsser Gedanke ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen hinaus zu blicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden... Einige Jahre möchte ich in einer großen Stadt zubringen, und in allerlei Gesellschaften kommen, um die Menschen sorgfältig zu studiren. Ich fühle, daß mir dieses nothwendig ist, wenn ich in der Dichtkunst mein Glück machen will. Ich habe meine Jahre unter Büchern zugebracht... Wenn ich keine Geschwister hätte, die nach meines Vaters Tode meiner Unterstützung bedürfen, so wollte ich mich ganz und gar um kein Amt bekümmern, sondern mich vom Uebersetzen nähren, und bald in der Stadt, bald auf dem Lande leben. In der Stadt wollte ich Menschenkenntniß sammeln, auf dem Lande Gedichte machen. Mein Hang zum Landleben ist so groß, daß ich es schwerlich übers Herz bringen würde, alle meine

Tage

Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle, und ein Weib in meine Hütte, ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche. Freunde brauche ich nicht mehr zu wünschen; diese habe ich schon. Ihre Freundschaft wird meine trüben Stunden aufheitern, meine frohen noch froher machen. Ich werde ihre Briefe und Werke an meiner Quelle, in meinem Walde lesen, und mich der seligen Tage erinnern, da ich ihres Umgangs genoß. . . Ich soll mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige, es werden aber sehr wenige seyn. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin, oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor. Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie, und zu süssen melancholischen Schwärmereien in Gedichten. An diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil. Ich will alle meine Kräfte aufbieten. Ich will kein Dichter seyn, wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unsterblichkeit an der Stirne trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem Paare geht, so soll keine Sylbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding!"

Hölty, wie schon gesagt worden, liebte es unter andern, sich mit Parodien zu beschäftigen, und wir haben einige schöne Arbeiten der Art von ihm, welche sich in der von Voß herausgegebenen Sammlung seiner Gedichte befinden. Folgende Parodie eines Liedes von Jacobi ist nicht in dieselbe mit aufgenommen worden;

die

die Gründe warum? lassen sich leicht denken. Hier schien die Aufnahme weniger bedenklich zu seyn.

Freie Nachahmung des französischen Liedes:

Que ne suis-je la fougére.*)

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht,
Wenn um sie die junge Freude
Sich im süssen Taumel dreht,
Unter Rosen, zwischen Reben,
In dem Hain und an dem Bach,
Folgt ihr dann mit stillem Beben
Meine ganze Seele nach.

Wär' ich auf der Frühlingsaue
Nur das Lüftchen, das sie kühlt,
Nur ein Tropfen von dem Thaue,
Der um sie die Blume kühlt;
Nur das Bäumchen an der Quelle,
Das sie schützet und ergötzt,
Und die kleine Silberwelle,
Die den schönsten Fuß benetzt!

Wären meine Klagetöne
Der Gesang der Nachtigall,
Hörte mich die sanfte Schöne
Zärtlich in dem Wiederhall!
Lispelt' ich an Rosenwänden
Als ein Abendwind herab,
Oder wär' in ihren Händen
Der beblümte Hirtenstab!

Könnt' ich ihr als Veilchen dienen,
Wenn sie neue Kränze flicht;

Könnt'

*) Anthologie françoise T. II. p. 261.

Könnt' ich in der Laube grünen,
Wo mit ihr ein Engel spricht!
Böt' ich in vertrauten Schatten
Ihrem Schlummer sanftes Moos,
Oder, wo sich Täubchen gatten,
Meinen blumenreichen Schooß!

Mach', o Liebe! dort im Stillen
Unter jenem Myrtenbaum,
Wo sie ruht, um ihretwillen
Mich zum leichten Morgentraum!
Mit verschämtem holden Lachen
Sehe sie mein Schattenbild —
Und, o Liebe, beim Erwachen
Werd' ihr Morgentraum erfüllt!

J. G. Jacobi.

Petrarchische Bettlerode.

Wenn in leisen Hutfilzsöckchen
Meine braune Trutschel geht,
Und ihr rothes Büffelröckchen
Um die dicken Schinken weht,
Ueber Zäune, Steg' und Brücken,
Jeden ausgeschlag'nen Tag,
Hump' ich dann auf beiden Krücken
Ihr mit Sack und Packe nach.

Wär' ich nur ein Dorn der Hecke,
Welche schlau ihr Röckchen ritzt,
Nur ein Tröpfchen von dem Drecke,
Der an ihre Wade spritzt!
Wär' ich nur das Fledermäuschen,
Das um ihre Mütze schwirrt!
Nur das kleine Silberläuschen,
Das von Ohr zu Ohr ihr irrt!

Wüßt' ich hübsche Liebesstückchen,
Lustig, wie des Kuckucks Schall,
Ach! dann hörte mich mein Fieckchen
Abends an des Amtmanns Stall!
Schmauchten mich nur ihre Lippen
Als ein Päckchen Krolltoback!
Oder drückt' an ihre Lippen
Sie mich als den Dudelsack!

Könnt' ich als ein Kamm ihr dienen,
Wenn sie hinterm Zaun sich kämmt!
Könnt' ich an dem Teiche grünen,
Wo sie ihre Glieder schwemmt!
Wär' ich doch auf Veltens Diele,
Schatz, für dich ein Bündel Stroh!
Nagt' ich ach! mit süssem Spiele
Dir dein Leder als ein Floh!

Würde doch von Niklas Mutter
Durch den alten Teufelstext
Und ein Stücklein Hexenbutter
Dir ein Traum von mir gehext!
Schmunzelnd in dem Schlafe drücke
Fest mein Bild mit einem Schmatz!
Morgens trabst bei meiner Krücke
Du einher, und bist mein Schatz!

XVI.

Gottfried August Bürger

geb 1748 zu Wolmerswende im Fürstenthum Halberstadt, besuchte 1760 die Schule zu Aschersleben, 1762 das Pädagogium zu Halle, 1764 die Universität daselbst, um Theologie zu studiren, 1768 die Universität Göttingen,

gen, wo er die Theologie mit der Jurisprudenz vertauschte, wurde 1772 adelich Uslarischer Gerichtsbeamter zu Altengleichen im Fürstenthum Kalenberg, legte 1784 diese Stelle freiwillig nieder, und lebte als Privatdocent auf der Universität zu Göttingen, wurde 1787 Magister der Philosophie, 1789 außerordentlicher Professor derselben, und starb zu Göttingen 1794.

Bürger wuchs in seinen Knabenjahren an Leib und Seele nur sehr langsam, und seine Eltern hielten sich zu gar keinen großen Erwartungen von ihm berechtigt. Bis in sein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als Lesen und Schreiben, behielt aber mit großer Leichtigkeit im Gedächtnisse, was er so wohl in der Bibel, als im Gesangbuche las. Schon als Knabe suchte er die Einsamkeit, und liebte schon die schauerlichen Gefühle, welche Dämmerung, finstere Wälder und menschenleere Oerter einzuflößen pflegen. Ehe er noch die allerersten Elemente der Sprachlehre kennen gelernt hatte, fieng er, ganz aus eigenem Triebe, ohne alle Anleitung und Muster, außer die ihm Psalm- und Gesangbuch darboten, an, Verse zu machen, in denen er wenigstens das Metrum vollkommen richtig traf. Aber Latein konnte und wollte er erst lange nicht lernen, und ungeachtet aller Schläge, und aller Anstrengung von seiner Seite, brachte er es in zwei Jahren noch nicht dahin, mensa vollkommen zu deklinren. Auf der Schule zu Aschersleben gieng es doch etwas besser damit; seine Liebe dagegen zu allem, was

poe-

poetisch war, erkaltete so wenig, daß er vielmehr jetzt schon zuweilen größere Versuche wagte. Aber auch jetzt schon fand er Gefallen an der Verfertigung beißender Epigramme, und zog sich dadurch, wie in der folgenden Zeit seines Lebens, manche übele Folgen zu. So verfertigte er z. B. auf den ihm anstößigen ungeheueren Haarbeutel eines Primaners ein Epigramm, welches eine solche Wirkung auf den Herrn des Haarbeutels machte, daß es in der Schule zum Handgemenge kam. Diesem machte endlich der Rektor Auerbach ein Ende, und bestrafte den Epigrammatisten mit so derben Schlägen, daß Bürgers Großvater, der Hofesherr zu St. Elisabeth in Aschersleben, ihn nicht nur deshalb verklagte, sondern auch seinen Enkel von der Schule nahm und auf das Hallische Pädagogium brachte. Auch hier ließ Bürger sich zuweilen muthwillige Streiche zu Schulden kommen; doch war dabei nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude. Unter den Schullektionen gefielen ihm vorzüglich die poetischen Uebungen, an denen er zugleich mit Göking, seinem nachherigen vertrauten Freunde, Theil nahm. Auf der Universität zu Halle studirte er, nach dem Willen seines Großvaters, von dem er, besonders nach dem Tode seines Vaters, ganz abhieng, Theologie, hatte aber zu diesem Studium nicht die geringste eigene Neigung. Er fand einen Freund und Gönner an dem so berühmten Geheimenrathe Klotz, der gern eine Anzahl lebhafter Köpfe um sich versammelte, ihren Geschmack für das Schöne zu bilden suchte, und mit ihnen auf einem vertrauteren Fuße umzugehen pflegte. Dieser Umgang hatte auch keinen geringen, obgleich

nicht

nicht den besten, Einfluß auf Bürgers sittlichen Charakter. Er liebte von Natur den frohen Genuß des Lebens. Als er aber darin zu wenig Maaß hielt, berief ihn der Großvater im Zorn von Halle zurück. Doch erhielt er nachher die Erlaubniß, nicht allein nach Göttingen zu gehen, sondern auch das Studium der Theologie mit dem der Rechtsgelehrsamkeit zu vertauschen. Er fieng auch wirklich an, die Rechte mit Eifer zu studiren, und lernte wenigstens seine Pandekten recht gut verstehen. Uebrigens pflegte Bürger selbst öfters zu versichern, seine Kenntnisse und Fertigkeiten hätten ihm bis in sein männliches Alter wenig Mühe und Anstrengung gekostet, es sei auch sehr wenig, was er von Lehrern und aus Büchern gelernt habe, da es ihm immer in den Lehrstunden an Aufmerksamkeit, und außer denselben an Geduld gefehlt habe, ein Buch anhaltend auszulesen; er müsse sich oft innerlich wundern, wenn er einen Blick in die Vorrathskammer seiner Kenntnisse thue, wie und woher das alles hineingekommen? Das Meiste sei ihm hier und da und dort und überall wie von selbst gleichsam angeflogen. Er gerieth aber bald zu Göttingen in das Netz einer Verführerinn, so daß es um seinen Fleiß, und beinahe zugleich um allen seinen guten Ruf geschehen war. Der Großvater, welcher alles erfuhr, zog nach und nach seine Hand von ihm ab, und ließ ihn endlich, als einen ohne Rettung verlorenen Menschen, ganz ohne Unterstützung. Bürger gerieth nunmehr in Schulden und eine verzweifelte Lage. Indessen hatte er das Glück, in die literarische Gesellschaft einiger trefflichen jungen Männer zu kommen, die sich damals in Göttin-

gen

gen mit einander verbunden hatten, um sich durch gegenseitige Unterstützung und Kritik in der Bildung ihres Geschmacks und der Kunst weiter zu bringen, eine Gesellschaft, welche auf die deutsche Literatur nicht wenig gewirkt hat, und aus deren Mitte in der Folge mehrere berühmte Dichter hervorgegangen sind. Er fieng an, wieder fleißig zu seyn, die Alten zu studiren, und Gedichte zu verfertigen. Er las mit seinen Freunden Boie, Biester, Sprengel, Hölty, Miller, Voß, den beiden Grafen zu Stolberg, K. F. Cramer, Leisewitz u. a. gemeinschaftlich die besten alten und neuen Muster der Dichtkunst der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier. Keiner trug indessen zu Bürgers poetischer Ausbildung so viel bei, als Boie (nachheriger Königl. Dänischer Etatsrath zu Meldorp in Süderdithmarsen, gest. 1806.) Dieser brachte es durch seine strengen, aber gründlichen Kritiken dahin, daß Bürger sich immer mehr bestrebte, seinen dichterischen Versuchen Korrektheit und Politur zu geben, und mit unverdrossener Hand die bessernde Feile zu gebrauchen. Durch die Bemühungen eben dieses Freundes erhielt Bürger auch die Stelle eines Justizbeamten der Herren von Uslar zu Altengleichen. Dieß Amt war freilich weder einträglich, noch konnte es Bürgers lebhaften Geist befriedigen, oder ihn angenehm beschäftigen; aber seine Freunde glaubten, daß es ihn doch aus seiner gegenwärtigen traurigen Lage reißen, und ihm Muße genug übrig lassen werde, um sein Genie vollends auszubilden, und alsdann ein poetisches Meisterwerk hervorzubringen, welches die Aufmerksamkeit des Publikums erregen und

ihm einen weiteren Wirkungskreis verschaffen könne. Der gute Großvater, als er hörte, daß sein Enkel sich im Ernst um ein Amt bewerbe, wurde jetzt auch wieder versöhnt, bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden desselben, und erlegte die erforderliche Kautionssumme für ihn. Unglücklicher Weise aber wurde dieß Geld einem angeblichen Freunde Bürgers anvertraut, der sich selbst damals in zerrütteten Umständen befand, und durch den Bürger nachher mehr als sieben hundert Thaler von diesem Gelde verlor. Ein Unfall, welcher den Grund zur Zerrüttung in Bürgers ökonomischen Umständen legte, die leider! bis an sein Ende fortgedauert hat. Indessen war der Aufenthalt auf dem Lande für die Entwickelung seines poetischen Talents nicht ungünstig, und schon im ersten Winter entwarf er die Lenore, deren nachherige Bekanntmachung ihm den lautesten Beifall unter allen Ständen des deutschen Publikums erwarb. Im Jahre 1774 verheirathete er sich mit der ältesten Tochter eines benachbarten Hannöverischen Beamten zu Niedeck, Nahmens Leonhart, und zog mit seiner jungen Gattinn nach Wölmershausen, einem in seinem Gerichtssprengel gelegenen Dorfe. Während er aber schon mit derselben verlobt war, hatte sich in seinem Herzen die glühendste Leidenschaft für die jüngere Schwester, Auguste, ein damals kaum vierzehn oder funfzehn Jahr altes, aber in hohem Grade liebenswürdiges Mädchen, entsponnen, die auch nach seiner Verehligung sich nicht verminderte, sondern im Gegentheil nur immer stärker wurde. Beide bereiteten sich durch diese unglückliche Liebe eine ganze Reihe von fast zehn Jahren hin-

hindurch unsäglichen Kummer und Martern, so wie zugleich mannigfaltige Verunglimpfungen ihres guten Nahmens, so sehr auch die angetraute Schwester mit den Schwächen der beiden Liebenden auf die edelmüthigste Weise eine Geduld bewies, die nicht oft gefunden werden dürfte. Um seine ökonomischen Umstände zu verbessern, übernahm Bürger 1780 eine Pachtung zu Appenrode. Da aber weder er selbst, noch seine Gattinn, Neigung genug zur eigentlichen Landwirthschaft, oder auch hinlängliche Kenntniß und Erfahrung hatten, um dieselbe auf eine ersprießliche Art zu betreiben, überdem auch noch mancherlei Unglücksfälle dazu kamen, so sahe er sich, nach dem Verluste von einigen tausend Thalern, die er zugesetzt, und wodurch er den größten Theil der ihm von seinem unterdeß verstorbenen Schwiegervater zugefallenen Erbschaft wieder einbüßte, genöthigt, die Pachtung wieder aufzugeben. Gleich darauf hatte er den Verdruß, daß er auf die Angebereien eben des falschen Freundes, der ihn schon einmal um eine ansehnliche Summe Geldes gebracht hatte, bei der Hannöverischen Regierung angeklagt wurde, sein Amt nicht ordentlich und treu verwaltet zu haben. Er vertheidigte sich zwar gegen diese Beschuldigung hinlänglich in einer eigenen Klageschrift, legte aber dennoch sein Amt freiwillig nieder. Um eben diese Zeit verlor er auch seine Gattinn durch den Tod. Bürger wünschte jetzt, sich ganz seinen Lieblingswissenschaften widmen zu können, und beschloß daher, wieder nach Göttingen zu gehen, daselbst die Herausgabe seines 1778 schon angefangenen Musenalmanachs zu besorgen, und fürs erste als Privatlehrer Vorlesungen über

Aesthetik, deutschen Styl, und ähnliche Gegenstände zu halten. Es geschah dieß auch wirklich noch in demselben Jahre 1784. In dem folgenden Jahre verband er sich mit der jüngsten Schwester seiner verstorbenen Gattinn, mit seiner bis an ihren Tod angebeteten und nach ihrem Tode noch so hoch gefeierten Molly, mit der sein Herz schon seit vielen Jahren aufs allerinnigste verbunden gewesen war. Aber kaum hatte er mit dieser süßen Anvermählten in Göttingen sich eingerichtet, als der allerhärteste Schlag ihn traf, der ihn nur treffen konnte, als der Tod ihm seine Molly, die ihm kurz vorher eine Tochter geboren hatte, wieder entriß. Bürger schien jetzt allen Muth und alle Kraft des Körpers und der Seele verloren zu haben. Zwar suchte er sich nach ein paar Monaten wieder aufzuraffen; er setzte seine akademischen und übrigen sauren Arbeiten fort, studirte die Kantische Philosophie, und fieng an, Vorlesungen über dieselbe zu halten, die auch stark besucht wurden. Aber er hatte mit immerwährender Kränklichkeit zu kämpfen. Im Jahre 1787 schien es endlich mit seiner zerrütteten Gesundheit, nach einer gebrauchten Kur, ein wenig besser zu werden, und er hatte jetzt mehrere heitere Stunden. Bei der funfzigjährigen Jubelfeier der Göttingischen Universität, welche er durch zwei Gedichte verherrlichte, ertheilte ihm die philosophische Fakultät die Doktorwürde, und 1789 wurde er endlich zum ausserordentlichen Professor, doch vor der Hand ohne Besoldung, ernannt. Da Bürger nunmehr ein öffentliches Amt und Hoffnung zu künftiger Versorgung hatte, so wurde der Wunsch immer lebhafter in ihm, sei-

ne drei Kinder, welche er schon seit mehreren Jahren von sich hatte entfernen müssen, wieder zu sich zu nehmen und für ihre Erziehung selbst sorgen zu können. Dieser Wunsch konnte aber, bei dem noch zarten Alter der jüngeren Kinder, nicht füglich erfüllt werden, wenn er ihnen nicht auch eine Mutter zu geben vermochte. Aus diesem Grunde war er beinahe schon entschlossen, sich zum drittenmale zu verheirathen, und sahe sich hier und dort nach einer Gattinn um, die für seine Kinder eine gute Mutter seyn, und ihm den Verlust seiner Molly, wenn auch nicht ganz ersetzen, dennoch minder schmerzlich machen könnte, als ihm von Stuttgart ein Gedicht zugesendet wurde, worin ein, dem Anschein nach, edles Mädchen, von gebildetem Verstande und gefühlvollem Herzen, durch den Eindruck, den Bürgers Gedichte auf dasselbe gemacht hatten, zu inniger Liebe gegen den Dichter hingerissen, ihm Herz und Hand antrug. Bürger betrachtete diesen Antrag anfangs freilich nur als das Spiel einer aufgeregten Phantasie, und scherzte und lachte darüber. Allein als verschiedene Nachrichten einliefen, welche von der naiven Dichterinn ein sehr reizendes Bild entwarfen, und die Kühnheit ihres Entschlusses doch auch keine gemeine Weiberseele zu verrathen schien, so glaubte er mit einigen seiner Freunde, die Sache verdiene doch wohl eine ernstlichere Erwägung. Er gab ihr also eine poetische Antwort, und diese leitete Unterhandlungen ein, welche sich damit endigten, daß Bürger 1790 sein Schwabenmädchen als Gattinn abholte. Aber nur wenige Wochen lebte er in dieser so sonderbar geknüpften Verbindung glücklich; sie wurde nachher für ihn eine Quelle des bittersten Kummers,

mers, mußte 1792 gerichtlich getrennt werden, und scheint nicht wenig zu Bürgers frühem Tode beigetragen zu haben. Einsam und von den meisten sogenannten Freunden verlassen, an Leib und Seele heftig erschüttert, an Kraft und Vermögen nun ganz erschöpft, verbarg er sich jetzt in sein kleines Studirzimmer, welches er fast den ganzen Tag verschlossen hielt, und nur wenigen Auserwählten öffnete. Er würde jetzt kaum haben leben können, wenn er nicht den größten Theil seiner Zeit und den geringen Rest seiner Kräfte dazu angewendet hätte, für auswärtige Buchhändler aus fremden Sprachen zu übersetzen. So weit war es mit dem Lieblingsdichter der Nation gekommen! Und als er zuletzt, von Krankheit und Schmerz aufs Bette geworfen, gar nicht mehr arbeiten konnte, so würde er am Ende seines Lebens aufs neue von bitterem Mangel gedrückt worden seyn, wenn nicht die Milde der Königlichen Regierung zu Hannover demselben durch ein nicht erbetenes Geschenk einigermaßen abgeholfen hätte. Dadurch, noch mehr aber durch die zugleich geschöpfte Hoffnung künftiger Besoldung wurde der Arme, der nicht wußte, daß er bald keine Besoldung mehr brauchen werde, angenehm erfreut und aufgerichtet. Erst wenige Tage vor seinem Tode lernte er die, über seinem Haupte schwebende, Gefahr kennen. Sie erschreckte ihn nicht; er wünschte sich nur einen leichten Tod, und dieser Wunsch wurde ihm gewährt.

Was Bürgern, als Mensch betrachtet, am meisten auszeichnete, war ein ungemein hoher Grad von Herzensgüte und Wohlwollen gegen alle Geschöpfe. Diese Herzensgüte und dieses Wohlwollen gegen Andere zeigte

sich

sich nicht bloß durch wörtlich geäußerte Theilnahme an fremdem Unglücke, sondern er pflegte es auch auf die thätigste Art zu beweisen, wie innig und aufrichtig seine Theilnahme war. Bei der großen Berühmtheit seines Nahmens wurde er sehr häufig von fremden Abentheurern überlaufen, und nicht selten auch von wirklich hülfsbedürftigen Gelehrten und Künstlern um Unterstützung angesprochen. In solchen Fällen gab er, der doch selbst nichts übrig, oft das Nothwendige nicht einmal hatte, gewöhnlich einige Gulden oder Thaler, und wären es auch seine letzten gewesen, mit einer so guten Art hin, daß der Empfänger dadurch noch mehr, als durch die Gabe selbst, aufgerichtet und zur Dankbarkeit und Liebe gegen den Geber hingerissen wurde. Eben der Mann, der ihn auf das empfindlichste beleidigt, der ihn um die vom Großvater ihm anvertrauten Kautionsgelder betrogen, der ihn bei seinen Gerichtsherren verläumdet und das Memorial an die Königliche Regierung, worin Bürger so böser Dinge beschuldigt wurde, verfaßt hatte, eben dieser Mann, der nachmals in den armseligsten Umständen verstorbene Hofrath Liste, dem es an Menschenkenntniß gar nicht fehlte, hatte im Jahre 1786 den Muth, sich schriftlich an den von ihm so schwer beleidigten Bürger mit der Bitte zu wenden, alles vormals Geschehene zu vergessen, und ihm in seiner gegenwärtigen Noth, da es ihm an allen Mitteln fehle, sich und seiner kranken Gattinn das Leben zu fristen, mit einiger Unterstützung beizustehen. Bürger vergaß auf der Stelle alle Beleidigungen, wurde aufs innigste gerührt, und bedauerte, daß seine Umstände ihm kaum eine Gabe von einigen Thalern verstatteten.

teten. Aber er that etwas, das ihm, bei seiner von jeder Art der Zudringlichkeit so weit entfernten Denkungsart, gewiß weit größere Ueberwindung kostete, als die Aufopferung einer nahmhaften Summe aus seinen eigenen Mitteln. Er forderte die angesehenern Einwohner von Göttingen durch einige Zeilen, die er herumlaufen ließ, auf, einem durch Mangel ins höchste Elend versunkenen Menschen von ihrem Ueberflusse etwas mitzutheilen. Der Mensch, sagte er, habe zwar keine großen Ansprüche auf Hochachtung, und sein gegenwärtiges Unglück sei wohl nicht ganz unverschuldet, aber er habe als Unglücklicher Ansprüche auf unser Mitleiden, und das Mitleiden borge ja der Gerechtigkeit nicht immer die Wage ab u. s. w. Der Erfolg dieser Unternehmung übertraf Bürgers Erwartung. Es kamen in wenigen Stunden gegen hundert Thaler zusammen, die er nebst seinem eigenen Scherflein dem Unglücklichen mit großer Freude übersandte. Aber Weichheit des Herzens und Empfänglichkeit für Mitleid, selbst gegen Menschen, die es um ihn so wenig verdient hatten, war nicht der einzige rühmliche Zug in Bürgers Charakter. Sein moralischer Sinn war eben so fein und zart, als sein ästhetischer, und seine Grundsätze waren gewiß nicht verwerflich, wenn er gleich zuweilen, oder vielmehr oft, verleitet wurde, ihrer zu vergessen. Gute und edle Handlungen, die er von Andern las oder hörte, konnten ihn oft in trüben Stunden aufheitern, zumal wenn es Männer von Ansehen und Einfluß im Staate betraf. „Es ist doch eine Freude, zu sehen, pflegte er dann wohl auszurufen, daß es noch Menschen giebt, denen Kopf und Herz auf der rechten

Stel-

Stelle sitzen!" Das Lied vom braven Manne ist ein sehr wahrer Ausdruck dieser Gesinnung. Er hatte dabei so viel Selbstkenntniß, daß er oft gestand, eines solchen Edelmuthes, einer solchen Aufopferung wäre er nicht fähig gewesen. Eben so lebhaft war seine Mißbilligung unedler, für Andere verderblicher Handlungen, die sein ganzes Gefühl empörten, und oft recht starke Ausbrüche des Tadels und der Indignation veranlaßten. Aber bei der großen Redlichkeit und Biederkeit seines eigenen Herzens wurde es ihm gewöhnlich sehr schwer, Andern in einem hohen Grade schlechte Handlungen zuzutrauen. Sein fester Glaube an Menschenwürde und Menschenadel sträubte sich immer dagegen, ob er selbst gleich oft und auf mannigfache Weise ein Opfer dieses Glaubens geworden war. Zu den liebenswürdigen Eigenschaften seines Charakters gehört ferner seine große Bescheidenheit. Man würde ihm in der That sehr unrecht thun, wenn man ihm diese Tugend, wegen mancher etwas lebhaft ausgedrückten Aeusserungen eines gewissen Selbstgefühls, streitig machen wollte. Bürger bewies durch sein Beispiel, daß man auch bei einem sehr lebhaften Gefühle dessen, wodurch man sich vor tausend Andern auf eine rühmliche Art auszeichnet, dennoch sehr bescheiden seyn könne. Er selbst kannte und fühlte die Kraft und die Vorzüge seines Geistes sehr wohl, und dieses Gefühl war sein reinster Genuß, machte ihn oft in einsamen Stunden sehr zufrieden, und hielt ihn schadlos für manche unwürdige Begegnung, für manche vorsätzliche und unvorsätzliche Kränkung, die ihm wiederfuhren. Aber eben dieses richtige Gefühl seines innern wahren Werthes machte, daß er auf äußerli-

che konventionelle Auszeichnungen keinen Werth setzte. Er hatte zu viel edlen Stolz, um stolz zu scheinen, und ließ seine Ueberlegenheit nie Andere fühlen. Daher war er denn auch in Gesellschaften so anspruchslos und so wenig vorlaut, daß, wer ihn zum erstenmale und nicht etwa in einem vertrauten Zirkel sah, nur einen sehr mittelmäßigen Begriff von ihm bekommen konnte. Einst hatte ihn jemand in eine Gesellschaft von sehr guten Menschen, welche alle den Dichter ungemein schätzten, aber von Person nicht kannten, unter einem fremden Nahmen eingeführt. In dieser Gesellschaft, welche einen ganzen Nachmittag und Abend zusammenblieb, wußte er sich so wenig geltend zu machen, daß man ihn für einen sehr unbedeutenden Menschen hielt, und unbeschreiblich überrascht wurde, als dieser Mensch nach dem Abendessen von denen, welche um das Geheimniß wußten, aufgefordert wurde, einige Gedichte von Bürger vorzulesen; als er dieses so that, daß die ganze Gesellschaft aufs innigste und einige bis zu Thränen gerührt wurden, und als es sich endlich zeigte, der so ins Herz greifende Vorleser sei niemand anders als — Bürger selbst. Sonst ist wohl kein Dichter je Andern mit Vorlesen seiner Werke weniger beschwerlich geworden. Er war so wenig recitator acerbus, daß es vielmehr einen gewissen Grad von Werthschätzung und Zutrauen auf seiner Seite voraussetzte, wenn er jemandem etwas neu Verfertigtes mittheilte. Kurz, Bürger trug und hegte gewiß selbst das Blümchen Wunderhold in seinem Busen, das er Andern so reizend zu schildern wußte. — Ungemein lebhaften und herzlichen Antheil nahm er an allem, was seinen Freunden und Bekannten

An-

Angenehmes oder Unangenehmes begegnete. Er konnte sich, zumal bei unangenehmen Vorfällen, mit denen er selbst ziemlich bekannt war, so ganz an die Stelle dessen setzen, den sie betrafen; und daher war denn auch sein Trost meistens von großer Wirksamkeit. Auch dienstfertig und sehr gefällig gegen jedermann war Bürger, wenn er dieses gleich nicht immer durch schnelle und regelmäßige Beantwortung aller empfangenen Briefe bewies. Mit größter Bereitwilligkeit entschloß er sich zu einem oft nicht unbeträchtlichen Aufwande von Zeit und Mühe, wenn es darauf ankam, jemandem einen wesentlichen Dienst zu erweisen. Aber wenn er leere Briefe ohne Geist und Inhalt beantworten, wenn er schlechte Verse loben, oder gar zu guten umschaffen sollte, dann ließ er sich freilich meistens saumselig finden, und mag auch dadurch wohl manches Menschen Wohlwollen verscherzt, und sich nach seinem Tode noch manche unglimpfliche Beurtheilung zugezogen haben. In Ansehung des Briefschreibens dürfte übrigens doch mancher, den Bürger gewiß werth schätzte und unter seine Freunde rechnete, ja seine allerbesten Freunde dürften oft am meisten Ursach gehabt haben, sich über ihn zu beklagen; und wenn die Unterscheidung eines sehr berühmten Mannes, der die Gelehrten insgesammt in Briefschreibende und nicht Briefschreibende abtheilt, allgemein angenommen wäre, so behauptete Bürger allerdings eine der ersten Stellen unter den Nichtschreibenden. Es gieng ihm, wie Rousseau'n. Wenn er den Brief bekam, war er fest Willens, ihn zu beantworten; er verschob es aber von einem Posttage zum andern so lange, bis er sich zuletzt des langen Aufschubes schämte

und

und gar nicht schrieb. Gleichwohl scheute er die mechanische Arbeit des Schreibens so wenig, daß man vielmehr seine Unverdrossenheit im Abschreiben seiner Gedichte und Aufsätze oft bewundern mußte. Wenn ein Gedicht vollendet war, wurde es von ihm sauber und gemeiniglich auf dem feinsten Papier abgeschrieben, und wenn in der Folge in dieser Abschrift nur einzelne Wörter verändert wurden, so mußte es sofort abermals ins Reine geschrieben werden, so daß zuweilen des Abschreibens und Korrigirens kein Ende war. Von der verbesserten Nachtfeier der Venus waren nach seinem Tode mehr als sechs vollständige und sehr saubere Abschriften vorhanden, und selbst von Fragmenten kaum angefangener Aufsätze fand sich mehr als eine Abschrift. Ueberhaupt kann man von Bürgern gar nicht sagen, daß er Mühe und Arbeit gescheuet habe; nur mußte der Zweck der Arbeit Interesse für ihn haben. Zwey Jahre vor seinem Tode lernte er noch in Gesellschaft von ein paar Freunden die Schwedische Sprache mit einem sehr beharrlichen Eifer, und beschrieb manchen Bogen mit mühsam aufgesuchten Vokabeln und Redensarten. Der Verfasser eines nach Bürgers Tode herausgekommenen Buches that ihm daher gewiß Unrecht, wenn er behauptete, Bürger sei, für einen Mann seiner Energie, ungewöhnlich träge gewesen, und habe eines sehr nachdrücklichen ökonomischen oder literarischen Anstoßes bedurft, wenn sein Hang zum seligen far niente seinem besseren Berufe weichen sollen; er habe ganze lange Vormittagsstunden unthätig hingestreckt liegen, und um eine geschriebene Kleinigkeit, einen Brief, habe man ihn hundertmal bitten können, und doch nichts erhalten u. s. w. Der

Punkt

Punkt des Briefschreibens ist schon berührt und eingeräumt worden. Aber was die stundenlange Unthätigkeit betrifft, so brachte er in gesunden Tagen nie, und selbst in kränklichen selten, eine halbe, vielweniger eine ganze Stunde auf seinem Zimmer unthätig hin. Und ist denn etwa ein Gelehrter, und zumal ein Dichter, immer unthätig, wenn er nicht ein aufgeschlagenes Buch vor sich, oder eine eingetauchte Feder in der Hand hat? — Man würde kaum behaupten können, daß Bürgers Thätigkeit immer die für ihn und seine ökonomischen Umstände vortheilhafteste Richtung gehabt habe; aber ohne Beschäftigung war er in gesunden Tagen, allein auf seinem Zimmer, nie. — Gerechter gegen fremde Verdienste kann man nicht seyn, als Bürger es war. Nie in seinem Leben hat er wohl das Verdienst eines andern Dichters vorsätzlich verkannt, oder gar herabgesetzt. Es war ihm vielmehr ein inniges Vergnügen, die Kunstwerke Anderer, und wenn diese auch mit ihm wetteiferten, wenn er sie auch als Ehrendiebe betrachtete, in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Gegen fremdes Lob war er selbst keinesweges gleichgültig; vielmehr freute er sich ungemein über jede Aeusserung des Beifalls von Männern, deren Urtheil Gewicht hatte. Weniger Eindruck machte auf ihn, wenigstens in den letzten Jahren, der Beifall des großen Haufens, dem er nicht Beurtheilungskraft genug zugestand, um auf das Urtheil desselben stolz zu seyn. Er war z. B. gar nicht damit zufrieden, daß unter seinen Gedichten gerade die Lenore einen so vorzüglichen Beifall gefunden hatte, auf den, wie er meinte, einige andere Gedichte weit gerechtere Ansprüche gehabt hätten.

Das

Das Urtheil eines gebildeten Frauenzimmers hatte aber für ihn weit mehr Gewicht, als der Ausspruch manches schulgerechten Kunstrichters. Gegen Mißbilligung und Tadel war er, wenn sie nur nicht ganz ungegründet waren, eben so wenig gleichgültig. Er besaß so wenig Künstlerstolz und Künstlereigensinn, daß er Stellen in seinen Gedichten, welche irgend einem seiner Freunde mißfielen (und sollte es auch ohne Aufopferung einer Schönheit nicht haben geschehen können) immer umzuändern suchte, sobald der Grund des Tadels ihm nur einigermaßen einleuchtete. Darum machte auch die berühmte strenge Beurtheilung der zweiten Ausgabe seiner Gedichte in der Allgemeinen Literaturzeitung so großen Eindruck auf ihn. Kenner wollen sogar gefunden haben, daß er seitdem durch allzuängstliches Feilen an seinen Werken manches von ihrer Originalität verwischt habe. Das scheint gewiß zu seyn, daß Bürger in den letzten Jahren an sich selbst und seinem Geschmacke gewissermaßen irre wurde, und daß das ängstliche Bestreben, jedem Tadel auszuweichen und es Allen recht zu machen, manche Aenderung in seinen Gedichten veranlaßte, welche nicht von Allen für Verbesserung anerkannt werden dürfte. Die neue Nachtfeier der Venus schickte er fast allen seinen Bekannten, denen er ästhetische Urtheilskraft zutraute, mit der Bitte zu, Alles, was ihnen noch darin mißfiele, zu bemerken; und da geschah es denn zuweilen, daß dem Einen das vorzüglich gefiel, was der Andere verworfen hatte. Ein kaum angefangener Aufsatz von Bürgers Hand, welcher für die Akademie der schönen Redekünste bestimmt war, und die Ueberschrift führte:

Ueber

Ueber mich und meine Werke, Materialien zu einem künftigen Gebäude, enthält folgende Aeusserungen, welche seiner Denkungsart wenigstens keine Schande machen: „Im vierzehnten und funfzehnten Stücke der Allgemeinen Literaturzeitung von 1791 geschah über mich und meine Werke ein Ausspruch, der mir freilich nicht auf die richtigsten Grundsätze gebauet, und so wohl in Lob als Tadel ziemlich überschwänglich schien. Dennoch hätte ich, Kraft meines alten Glaubens, daß nur das Werk selbst seinen Meister lobe, oder tadle, und nach einer daraus gezogenen, bisher immer beobachteten Handlungsweise, dazu schweigen sollen. Ich ließ mich aber von der Lebhaftigkeit derer, die es gern oder ungern sehen mochten, daß mein poetischer Lorbeer ein wenig entblättert würde, aus meiner auf so guten Grundsätzen beruhenden Apathie aufregen, und kündigte im sechs und vierzigsten Stück des Intelligenzblattes der Allgemeinen Literaturzeitung jenem Urtheile einen Prozeß an. Es kommt mir nun vor, als habe ich nicht wohl gehandelt. Denn in jener Apathie liegt, däucht mir, eine Würde, deren Gefühl süsser ist, als alle Siege über den Gegner, auch in der gerechtesten Fehde. Diese Würde habe ich nunmehr verloren, und der Verlust geht mir nahe, wie der reinen Unschuld der erste Flecken in ihrem weißen Gewande. Denn wenn auch gleich, wie ich mir schmeichle, jene Ankündigung keine gröbere Entweihung der moralischen und ästhetischen Würde aufstellt, so ist sie doch in einem zu gereizten Tone abgefaßt, als daß ich es meinem Gegner allein und nicht mir zugleich mit vorwerfen dürfte, die Saiten in seiner

Ver-

Vertheidigung bis zu einigen Mißtönen überspannt zu haben, die den Göttinnen der Anmuth schwerlich gefallen werden. Nicht zu meines Gegners, sondern zu meiner eigenen Beschämung rechne ich dahin die mir vorgeworfenen Fechterkünste, die Wortklaubereien, die vorsätzlichen Mißdeutungen, die zwar nicht direkte, aber gewiß indirekte Beschuldigung, daß ich nirgends in meiner Behandlung der Empfindungen die groben Zusätze von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit u. s. w. abstoße, daß ich meine ungeschlachte, ungebildete Individualität mit allen ihren Schlakken gebe, und hierin vielleicht Originalität und Eigenthümlichkeit setze. Ich rechne dahin die Warnung, den Schatten Samuels nicht zu wecken, damit mir nicht wie weiland Sauln geantwortet werde. Und wie wurde diesem geantwortet? „Der Herr ist von dir gewichen, und dein Feind worden; der Herr wird dir thun, wie er durch mich geredet hat, und wird das Reich von deiner Hand reißen, und deinem Nächsten geben — Morgen wirst du und deine Söhne mit mir seyn u. s. w.“ Auch noch manche andere Wendungen scheinen Ausflüsse einer Erbitterung zu seyn, welche in edlen Gemüthern immer Reue und Mißfallen nachzulassen pflegt. So scheint zum Beispiel die Figur der Aeusserung, wie Recensent sich berechtigt glaubt, die Sache der Kunst gegen das Bürgerische Beispiel zu verfechten, gegen alle Elegien an Molly, und alle Blümchen Wunderhold, und alle hohen Lieder, in denen man vom Rabenstein und von der Folterkammer in das Flaumenbette der Wollust entrückt wird, zu verfechten, eine Figur, die mich und nahmentlich einige meiner Produkte, die wohl auf etwas Achtung

in

in der poetischen Welt Anspruch machen dürfen, mit der Kunst in völlige Opposition bringt, von der Linie der ästhetischen so wohl, als sittlichen Grazie ein wenig abzuweichen. Sollte ich in allem dem irren, so wäre mir es ungemein lieb; denn es würde mir das Herz erleichtern, welches sonst alle diese Vergehungen auf Rechnung seiner eigenen Uebereilung nehmen muß. Sollte ich wirklich Fechterkünste gezeigt haben (wiewohl mir die Gerechtigkeit dieses Vorwurfs noch nicht einleuchten will) so thut mir auch der bloße Anschein davon um so mehr leid, als mein Gegner dadurch veranlaßt zu seyn scheint, Gegenstöße zu thun, die der ausgelernteste Fechter dafür zu erkennen keinen Anstand nehmen würde u. s. w. Meine Uebereilung, geantwortet, und vollends in einem Tone geantwortet zu haben, der den Recensenten reizen mußte, das Unrecht, welches er mir nach meiner jetzigen Ueberzeugung zugefügt hat, nicht nur nicht zu mildern, sondern vielmehr zu verstärken, kann ich nicht besser wieder gut machen, als wenn ich alles, was der Recensent im Nahmen der Kunst wider mich und meine Werke zu haben vorgiebt, etwas umständlicher und auf eine solche Art erwäge, wie es sich vor den Altären der Weisheit, der Musen und der Grazien geziemet. Das Ziel, welches ich mir dabei vorsetze, ist nicht eben Sieg über meinen Gegner; denn ich gestehe gern, daß ich es mit einem Stärkeren zu thun habe, als ich bin. Es ist, wie die Meisten ohnehin schon wissen, und ich zu verschweigen keine Verpflichtung auf mir habe, Herr Schiller. Seiner auch in der gerechtesten Sache mit Gewalt mächtig zu werden, darf ich mir nicht schmeicheln, und nur durch freiwillige Pacifikation kann ich hof-

fen, den Streit am vortheilhaftesten für mich beizulegen. Aber das ist mein Bestreben, ein Beispiel aufzustellen, wie gelehrte Ehrenkämpfe geführt werden müssen, um denen auf den ersten Plätzen lehrreich und unterhaltend zu werden. Sollte ich dieß Ziel erreichen, so würde ich glauben, durch eine Fehde über so geringe Gegenstände, als ich und meine Werke sind, mir dennoch einiges Verdienst um unser gelehrtes Zeitalter erworben zu haben." Es ist Schade, daß diese Schrift nicht fertig geworden ist. Bürger wollte darin eine Selbstkritik aufstellen, dergleichen wir, außer dem Gellertschen Versuche, noch gar nicht haben; er wollte Fehler an seinen Gedichten aufdecken, die kein Kunstrichter gesehen hatte; dagegen aber auch manches von Kunstrichtern Gerügte in Schutz nehmen. Er hatte dazu gewiß sehr Vieles in Gedanken zusammen getragen; aber aufs Papier ist, außer dem größtentheils mitgetheilten Eingange und einigen durch diese Idee veranlaßten, im zweiten Bande seiner vermischten Schriften befindlichen, kritischen Fragmenten, nichts gekommen. Uebrigens war Bürger gewiß mehr, als schöner Geist, in der verächtlichen Bedeutung, welche manche Fakultätsgelehrte mit dieser adelnden Benennung verbinden, indem sie den sogenannten schönen Geist dem mit wissenschaftlichen Kenntnissen versehenen Geiste entgegen setzen. Bürger konnte nicht bloß Verse machen, sondern er hatte sich mannigfache Kenntnisse aus verschiedenen Fächern der Wissenschaften erworben. Er hatte viele von den besten Schriftstellern in verschiedenen Sprachen gelesen. Die Plattdeutsche liebte er vorzüglich, und war geneigt, ihr, wegen ihres Wohlklan-

klanges und ihrer Regelmäßigkeit, den Vorzug vor der Hochdeutschen einzuräumen. Wie er diese beherrschte, davon zeugen seine Gedichte. Aber eines weniger bekannten Beweises dieser Herrschaft erwähnt Lichtenberg im Göttingischen Taschenkalender (1798. S. 135.) Bürger wurde einst von diesem großen Freunde und Kenner des Nützlichen nicht allein, sondern auch des Schönen, gefragt, ob die Ovidischen Verse:

Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est: nulla futura tua est.

von welchen Morris im Englischen zwei Uebersetzungen versucht hatte, sich besser, oder eben so gut, ins Deutsche übersetzen ließen? Sogleich schrieb er unter das Blatt der Anfrage: O ja! verte; und auf die andere Seite fünf Versuche, von welchen die drei ersten so lauten:

1) Wenn außer Wohlgestalt, vollkommen wie die deine,
Dein Herz nicht Eine rührt, so rührt dein Herz nicht Eine.

2) Wenn außer einer Braut, der deine Reize fehlen,
Du keine wählen darfst, so darfst du keine wählen.

3) Wenn außer der, die dir an Schönheit gleicht auf Erden,
Dein keine werden kann, so kann dein keine werden.

Wenn übrigens diese Nachahmungen das Original gleich nicht ganz erreichen, in welchem der Nachsatz nicht bloß die Worte des Vordersatzes wiederholt, sondern sie auch in derselben Ordnung auf einander folgen läßt, so zeugt doch die Leichtigkeit, mit der Bürger die Versuche, die dem Engländer, wie man deutlich sieht, so sauer geworden waren, in einer halben Stunde fünfmal, und gewiß mit ungleich besserem Glücke machte, von seiner großen Gewalt

über die Sprache. — Als eine kleine Verirrung seines sehr gebildeten Verstandes, oder vielmehr als einen Beweis, daß bei ihm die Phantasie auch diesen beherrschte, muß man seinen Hang, Gespenster und Spukereien nicht bloß zu fürchten, sondern in gewissen Stunden wohl gar zu glauben, betrachten. Er meinte überhaupt, eine gewisse Art von Aberglauben liege so tief in der menschlichen Natur, daß die Philosophie ihn wohl bestreiten, aber selbst bei ihren Eingeweihten nicht ganz vertilgen könne. Er machte es zuweilen, wenn er über den noch ungewissen Ausgang einer Sache sehr besorgt war, fast wie Rousseau, der im Garten zu Annecy mit einem Steine nach einem Baume warf, und sich, wenn er den Baum traf, einbildete, der Ausgang werde seinen Wünschen entsprechen. — Durch seine moralischen Fehler hat er mehr sich selbst, als Andern, geschadet. Den meisten und für ihn nachtheiligsten Einfluß auf seine Handlungen hatte wohl die ihm eigene große Lebhaftigkeit der Phantasie, welche freilich der Vernunft zuweilen den Zügel entriß. So wenig Bürger bei einer weniger feurigen Einbildungskraft und bei kälterem Blute Bürger gewesen seyn würde, so gewiß wäre es doch für ihn und seine äußeren Verhältnisse besser gewesen, wenn die Phantasie weniger Herrschaft über ihn gehabt, und sich nicht so oft gegen die Vernunft aufgelehnt hätte. Wenn man also bei dem Urtheile über seine Verirrungen seine individuelle Anlage billiger Weise mit in Anschlag bringen muß, und ihm in dieser Rücksicht vielleicht manches, was nicht recht geschehen, zu gute zu halten geneigt seyn wird, so mag doch auch der Umgang mit einem bereits genannten

Mans-

Manne in den Jahren, in welchen das Herz des Jünglings für gute und böse Beispiele am empfänglichsten ist, viel dazu beigetragen haben, der Sinnlichkeit das Uebergewicht über die Vernunft zu verschaffen. Aber Bürger hat dafür in den letzten Jahren seines Lebens noch schwer gebüßt. — Zu seinen Fehlern gehört ferner der Mangel an Beharrlichkeit in Ausführung guter Entschlüsse. Hätte er nur die Hälfte von dem wirklich gethan, was er zu thun sich oft sehr fest vornahm, so würde er in seinem Leben manchen Verdruß weniger und manchen frohen Genuß mehr gehabt haben. Aber eben die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft brachte es vielleicht mit sich, daß gar oft ein neuer Gedanke, ein neuer Plan, ein neuer Gegenstand die vorigen verdrängte, und diesen das fortdauernde Interesse raubte, ohne welches sie nicht zur Reife gebracht werden konnten. Selbst bei Geschäften, die er ohne Widerwillen verrichtete, und sogar bei seinen Lieblingsbeschäftigungen, wenn er die Idee und den Plan zu einem schönen Gedichte faßte und entwarf, hatte er den Fehler, daß er sich meistens mit der Freude der Empfängniß begnügte, und, wenn ein paar Strophen fertig waren, das Stück bis auf gelegnere Zeiten, die nicht immer kamen, hinlegte. So wurden die ersten Strophen des wilden Jägers bald nach der Lenore fertig; sie ruhten aber lange, und als er endlich wieder daran gieng, war sein Feuer halb verraucht. Eine gewisse Nachlässigkeit in Geschäften, die ihm zuwider waren, ist schon eingeräumt worden. Solche Geschäfte ließ er gern, wenn es irgend möglich war, ganz liegen, oder verschob sie doch bis auf den letzten Augenblick. Dieses,

einem Geschäftsmanne freilich nicht leicht zu verzeihenden Fehlers bekannte er selbst sich schuldig, und pflegte dann wohl drollige Beispiele von versäumten Fatalien, nicht beigetriebenen Strafgeldern u. s. w. zu erzählen. Aber in solchen Fällen war, wie ebenfalls schon bemerkt worden ist, nicht so wohl Ekel vor aller Arbeit überhaupt, als vielmehr Widerwillen gerade gegen das Geschäft, die Ursach. — Wer Bürgern für einen schlechten Bezahler hielt, der hatte in so fern Recht, als der schlechte Zustand seiner Kasse ihm gar zu oft die pünktliche Erfüllung seines Versprechens unmöglich machte. Uebrigens machte ihm die Bezahlung dessen, was er schuldig war, immer ein sehr lebhaftes Vergnügen. Dieses Vergnügen wollte er sich noch in den letzten Tagen seines Lebens verschaffen. Zu dem Ende hatte er schon einige im Halberstädtischen gelegene, von seinem Großvater ererbte, Ländereien verkaufen lassen, um mit dem, was nach dem Abtrage der bereits darauf haftenden Kapitalien noch übrig bliebe, auch seine Göttingischen Schulden zu bezahlen. Wäre nicht die Form der ersten Vollmacht, die er seinem Geschäftsträger zugeschickt hatte, nach Preußischen Landesgesetzen fehlerhaft, und daher die Vollmacht selbst ungültig gewesen, so würde das Geld selbst noch vor seinem Tode angekommen seyn, und er würde dann den größten Theil seiner Schulden, freilich zum Nachtheile seiner Kinder, getilgt haben. Keine seiner Schulden drückte ihn schwerer, als die große Ausgabe seiner Gedichte, die er schon im Jahre 1789 mit einigem typographischen Schmucke angekündigt, und worauf ein guter Theil seiner Verehrer voraus bezahlt hatte. Diese Pränumerationsgelder waren

ren zwar in der bald darauf folgenden letzten großen Zerrüttung seiner häuslichen Umstände mit darauf gegangen, aber er selbst hatte sie doch nicht durchgebracht. So sehr es ihm seitdem am Herzen lag, die Ausgabe, aller Schwierigkeiten ungeachtet, noch zu Stande zu bringen, so wurde die Ausführung dennoch von einer Messe zur andern verzögert, und zuletzt, nicht so sehr durch Mangel an dem zur Anschaffung des Papiers und der Kupferstiche nöthigen Gelde, als durch seine Krankheit, unmöglich gemacht. Diese Unmöglichkeit hat ihm manche Stunde getrübt, und es bedurfte keiner öffentlichen Anfragen im Reichsanzeiger, sondern zuweilen nur der absichtlosesten Erwähnung in freundschaftlichen Gesprächen, um ihn zum peinlichsten Mißmuthe zu verstimmen. Seine Erben glaubten daher, seine Manen zu beruhigen, indem sie vor allen Dingen die Tilgung dieser Schuld nach seinem Tode noch zu veranstalten suchten. — Bürger soll sich bei aller seiner Gutmüthigkeit dennoch bei manchem in den Verdacht eines bösen hämischen, übelwollenden Herzens gesetzt haben. Seine innige Mißbilligung dessen, was ihm ungerecht zu seyn schien, die er gewöhnlich ein wenig stark zu äußern pflegte, und dann auch einige in satirischer Laune von ihm verfertigte Epigramme, in denen er nicht bloß Thorheiten, sondern auch wohl Schwächen und Persönlichkeiten, dem Gelächter bloß stellte, mögen vielleicht Gelegenheit gegeben haben, daß dieser oder jener ihn böser menschenfeindlicher Gesinnungen bezüchtigte. Er verdiente aber diese Beschuldigung keinesweges. Vielmehr hätte man ihn als Beispiel aufstellen können, daß ein gewisser Hang zur Satire und zum Epigramm

mit dem höchsten Grade von Gutmüthigkeit, Menschenliebe und allgemeinem Wohlwollen gar füglich bestehen kann. Auch hat man viel von einer gewissen Bitterkeit geredet und geschrieben, die sich seiner bemeistert und in seinen Schriften verrathen haben soll. Wem, wie ihm, jeder auch noch so bescheidene Wunsch versagt, jede noch so gegründete Hoffnung vereitelt wurde; wer, bei dem lebhaften Gefühle, tausend Andere, denen es in einträglichen Aemtern wohl geht, an Kraft und Talenten zu übertreffen, alle Mühe hat, durch beschwerliche und widerliche Arbeiten den allernothdürftigsten Unterhalt zu erwerben; wer von Männern, deren Achtung und Aufmerksamkeit er zu verdienen glaubt, verkannt oder vernachläßigt; wer über dieß von bürgerlichen und häuslichen Mißgeschicken und Unglücksfällen jeder Art verfolgt und aufs äußerste getrieben wird, dem wäre ja am Ende wohl eine gewisse in Bitterkeit übergehende Unzufriedenheit zu gute zu halten. Gleichwohl lag diese Bitterkeit wenigstens nicht in dem Grade in Bürgers Herzen, in welchem sie sich, bei seiner lebhaften und kräftigen Art sich auszudrücken, in seinen Schriften hin und wieder äußern mag. Auch im vertrauten Umgange mochten manche Worte, die ihm wohl zuweilen entfuhren, einen Anstrich von Bitterkeit haben; aber er ließ doch diese Bitterkeit eben so wenig, als das Gefühl seiner Ueberlegenheit, Andere in Handlungen empfinden. „Ich bin fest überzeugt, sagt einer von Bürgers vertrauten Freunden, der mehrere Jahre mit ihm in genauer Verbindung gelebt, daß Bürger gegen keinen Menschen in der Welt, auch gegen seinen erklärtesten Widersacher nicht, eigentliche Bitterkeit,

oder Groll, in seinem Herzen hegte. Ein einziges gutes Wort würde ihn gewiß auf der Stelle versöhnt haben."

Durch Wärme, Imagination, Laune, Feinheit, Deutschheit; Versifikation war Bürger einer der schätzenswerthesten neueren Dichter. Die Natur in seinen Balladen, in denen er unstreitig den ersten Rang unter Deutschlands Dichtern behauptet, die Wahrheit in seinen Gedichten der Liebe, das Neue in seinen scherzhaften Gesängen, die Vereinigung des Dichterischen und Volksmäßigen haben ihn bei allen Ständen beliebt gemacht. Er hat sich in sehr verschiedenen Formen versucht: in Liedern (einige lyrische Stücke müssen zur Odengattung gerechnet werden) in Romanzen (theils im ernsthaften und tragischen, theils im scherzhaften und burlesken Ton) in Erzählungen (die sich durch muntere Laune empfehlen) in Sonnetten (wodurch er diese unter den Deutschen lange vernachlässigte und verachtete Gedichtform wieder zu Ehren brachte) und in Sinngedichten (in denen man ebenfalls das Originelle des Witzes und der Laune nicht vermißt, was so manchen seiner übrigen Gedichte eigen ist). Was hat Bürger nicht geleistet! und was würde er nicht geleistet haben, wenn er nicht den größten Theil seines Lebens unter so ungünstigen und drükkenden Verhältnissen zugebracht hätte!

Seines Lebens Keime starben,
Eines mildern Lenzes werth.

Gottfried August Bürger's Gedichte. Herausgegeben von Karl Reinhard. Erster, zweiter Theil. Göttingen 1796. 1797. gr.

gr. 8. (7 Thlr. 12 Gr.) auf Velinpapier, mit dem Bildnisse des Dichters, und Kupferstichen und Vignetten von Riepenhausen nach Zeichnungen von Fiorillo. — Gottfried August Bürgers Gedichte. Herausgegeben von Karl Reinhard. Erster, zweiter Theil. Göttingen 1796. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) — Gottfried August Bürgers Vermischte Schriften. Herausgegeben von Karl Reinhard. Erster, zweiter Theil. Göttingen 1797. 1798. kl. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Das Lied, in welchem Bürgers nachherige dritte Gattinn ihm ihre Liebe öffentlich erklärt hatte, doch ohne sich mit ihrem eigentlichen Nahmen zu unterzeichnen, stand zuerst in dem Beobachter, einer politisch-moralisch-satirischen Wochenschrift von Theophil Friedrich Ehrmann, 1789. September. Num. 20. Ausserdem findet man es, mit einigen Aenderungen von Bürger in der neuesten Ausgabe seiner Gedichte, Th. 2. S. 211—215.

Elise an Bürger.

O Bürger, Bürger, edler Mann,
Der Lieder singt, wie Keiner kann,
Vom Rhein an bis zum Belt,
Vergebens berg' ich das Gefühl,
Das mir bei deinem Harfenspiel
Den Busen schwellt!

Mein

Mein Auge sah von dir sonst nichts,
Als nur die Abschrift des Gesichts,
Und dennoch — lieb' ich dich!
Denn deine Seele fromm und gut,
Und deiner Lieder Kraft und Muth
Entzückten mich.

So fällt' im ganzen Musenhain
Von allen Sängern, groß und klein,
Noch keiner mir die Brust.
Sie wogt' empor wie Fluth der See;
Es kämpften stürmend Lust und Weh,
Und Weh und Lust.

An Wonnen, wie an Thränen reich,
Rief ich, wie oft: O herzen gleich
Und küssen möcht' ich dich! —
So wechselte, wie dein Gesang,
In mir der Hochgefühle Drang,
Dem Alles wich.

O Bürger, Bürger, süsser Mann,
Der Ohr und Herz bezaubern kann
Mit Schmeichel-Wort und Sinn,
Mein Loblied ehrt dich freilich nicht;
Doch höre, was mein Herz dir spricht,
Und wer ich bin!

In Schwaben blüht am Neckarstrand
Ein schönes segensreiches Land,
Das mich an's Licht gebar;
Ein Land, worin seit grauer Zeit
Die alte deutsche Redlichkeit
Zu Hause war.

Da wuchs ich wohlbehalten auf,
Und meines reinen Lebens Lauf
Maß zwanzig Mahl das Jahr.
Zum Grabe sank mein Vater früh; —
Kaum ließ mir noch der Himmel die,
Die mich gebar.

Schon wankend an des Grabes Rand,
Ergriff sie des Erbarmers Hand,
Und gab sie mir zurück.
Sie bildete mit weiser Müh',
Was Gutes mir Natur verlieh',
Zu meinem Glück.

Bei heiterm Geist, bei frohem Muth,
Ward mir ein Herz, das fromm und gut
Vor Gott zu seyn begehrt.
Nur edler Liebe huldigt's frei,
Und was es liebt, das liebt es treu
Und hält es werth.

Mein Leib — er zeigt vielleicht dem Blick
Kein Stümper- und kein Meisterstück
Der bildenden Natur.
Ich bin nicht arm, und bin nicht reich;
Mein Stand hält, meinen Gütern gleich,
Die Mittelspur.

Die bin ich, die! Und — liebe dich!
Im schönen Stuttgard findst du mich,
Du trauter Wittwersmann!
Umschlänge wohl nach langem Harm
Ein liebevolles Weib dein Arm,
So komm heran!

Denn träten tausend Freier her,
Und böten Säcke Goldes schwer,
Und du begehrtest mein,
Dir weigert' ich nicht Herz noch Hand;
Selbst um mein liebes Vaterland
Tauscht' ich dich ein.

Steht Schwabenlieb' und Treu' dir an,
So komm, Geliebter, komm heran,
Und wirb — o wirb um mich! —
Nimm oder nimm mich nicht, so ist
Und bleibt mein Lied zu jeder Frist:
Dich lieb' ich, dich!

Bürgern wurde das Lied von der damals in Stuttgard noch lebenden Schriftstellerinn Mariane Ehrmann zugeschickt, welcher aber die Verfasserinn desselben durchaus unbekannt war. In der Folge zeigten sich Spuren, daß es Elise Hahn seyn müsse, und Bürger schickte, um gewisser zu werden, folgendes poetische Billet nach Stuttgard:

Räthsel.

Was Holdes lobt und liebet mich;
Und doch verbirgt das Holde sich.
Drob, Neugier, drob zerrathe dich!
Führt dich der Reim auf rechte Bahn,
Trifft du des Holden Nahmen an.
Mich lobt und liebt E... H....

Jetzt entdeckte sich die Verfasserinn ihrer Freundinn Ehrmann. Bürger wünschte indessen die ihm gänzlich Unbekannte doch wenigstens in einem treuen Gemälde kennen zu lernen, und gab diesen Wunsch in folgendem Gedichte zu erkennen, welches man ebenfalls in der neuesten Ausgabe seiner Gedichte, Th. 2. S. 217 f. findet:

An Elise.

Was singt mir dort aus Myrtenhecken,
Im Ton der liebevollen Braut?
Mein Herz vernimmt mit süssem Schrecken
Den unerhörten Schmeichellaut.
O Stimme, willst du mich nur necken,
Und lachend den Betrug entdecken,
Sobald das eitle Herz dir traut?

Es singt: Ich bin ein Schwabenmädchen;
Und wirbt um mich gar unbesehn.
O ihr Poeten und Poetchen,
Wem ist ein Gleiches noch geschehn?
Das ist fürwahr das schönste Fädchen,
So mir auf goldnem Spinnerädchen
Die Parzen in mein Leben drehn!

O Schwabenmädchen, lieblich schallen
Zwar deine Töne mir in's Ohr,
Doch auch dem Auge zu gefallen,
Tritt nun aus deiner Nacht hervor!
Denn ach! die Liebesgötter wallen
Zu meinem Herzen, wie zu allen,
Durch's Auge lieber, als durch's Ohr.

Und zeigt, die Sehnsucht zu erfreuen,
Die Ferne mir dich Selbst nicht klar,
So mache deine Schmeicheleien
Durch dieser Bitt' Erfüllung wahr:
Laß, ohn' ein Mißgeschick zu scheuen,
Dich von der Wahrheit konterfeien,
Und stelle ganz dein Bild mir dar!

Du sollst nicht hoch in Schönheit prangen;
Denn ich bin selbst nicht jung und schön.
Das aber darf ich wohl verlangen:
Mein Auge muß mit Lust dich sehn.
Auf! zwingt kein Fehl dich zu erbangen,
So nimm am Tage mich gefangen!
Und dann — was seyn soll, muß geschehn.

Bürger erhielt das gewünschte Bildniß durch Madame Ehrmann. Was es für einen Eindruck auf ihn machte, wird man aus folgendem Briefe an dieselbe ersehen:

„Wie mir das Herz beim Anblick Ihres Päckchen hämmerte, wie mir die Hände und jedes Glied am Leibe zitterten, beste Frau, das könnte Ihnen vielleicht der Briefträ-

träger besser schildern, als ich. Denn es war so arg, daß dieser nicht einmal mir im Angesicht seine Glossen zurückhalten konnte. Kaum war er fort, so schloß ich meine Thür ab, riß das Packet auf, und hätte fast alles kurz und klein gerissen. Aber was soll ich Ihnen von dem ersten Eindruck sagen, den das Bild auf mich machte? Ich kann ihn mir selbst nicht einmal im Geist wiederholen, geschweige denn mit Worten ausdrücken. Sie meinen wohl, er wäre so entzückend gewesen? — Nein! Aufrichtig zu reden, er war es nicht, ob ich mir gleich bis diese Stunde den feindlichen Zauber noch nicht erklären kann, der sich in den ersten Minuten des Anblicks so wohl meiner Augen, als meines Herzens bemächtigte. Kurz, das Bild stellte mir eine Gestalt dar, die meinen Augen und Herzen ganz fremd, beiden nicht das mindeste anzugehen schien. Ich legte das Bild weg, und lief einigemal im Zimmer auf und ab, in einer Stimmung, die nichts weniger als behaglich war. Endlich griff ich nach den Briefen und las. Ich fühlte mich besser darnach werden, und unvermerkt war die vorige Unbehaglichkeit, ich weiß selbst nicht wie, verschwunden. Ich eröffnete mein Bild wieder, und — o Wunder über Wunder! — was sah ich? — Ein niedliches braunes Mädchen, an welches nicht nur meine Augen, sondern auch mein Herz längst gewöhnt schienen, ja dem das Herz schon mit Liebe entgegen schlagen konnte. Das letzte hat seitdem von Stunde zu Stunde, von Tage zu Tage zugenommen, und kurz und gut, ich liebe das Mädchen, welches dieses Bild mir darstellt. Jener erste Eindruck ist so ganz verschwunden, daß ich mir ihn nicht einmal zurückrufen, vielweniger gründlich erklären

klären kann. Alles, was ich mit einiger Wahrscheinlichkeit herausbringen kann, ist, daß jener fatale Zauber durch einige Nebenvorstellungen veranlaßt wurde. Was ich sonst geliebt habe, war blond; daher phantasirte ich mir auch immer mein Schwabenmädchen blond. Es mußte mir also wohl fremd auffallen, gerade das Gegentheil zu finden. Manches möchte ich auch wohl auf die Rechnung des Mahlers setzen, der den Haaren das Ansehn einer großen kohlschwarzen Alongenperücke, und sonst so wohl dem Gesicht als der Stellung manches gegeben hat, was sich zuverläßig in dem Originale nicht findet. Sähe ich das Original selbst daneben, so würde ich mich bestimmter darüber ausdrücken können. Doch alles, was mir beim ersten Anblick als fremd, wiewohl freilich nur dumpf und dunkel auffiel, das hat jetzt ganz seine Wirkung verloren. Ich wollte wetten, daß ich, wenn anders der Maler nicht gar zu himmelweit vor dem Ziele vorbeigeschossen, das Mädchen nun völlig, wie es in der Natur leibt und lebt, im Geist aufgefaßt habe; und so, muß ich wiederholen, weiden sich Augen und Herz daran. Ich sage Ihnen, das Bild kommt nicht von mir, weder Tag noch Nacht. Oft sehe ichs Stunden lang an, und grübele mich fast todt darüber, wie es zugehen konnte, daß es mir nicht gleich beim ersten Anblick eben so lieblich ans Herz griff. Die Locken, wenn sie wirklich so schwarz sind, als das Bild vermuthen läßt, müßten indessen doch ein wenig gepudert werden. Ich habe das dem kleinen Mädchen selbst gesagt; unterstützen Sie mich darin, liebe Freundinn. — Uebrigens habe ich in der Beilage an Elisen so geschrieben, daß Tochter und Mutter hoffentlich

lich mit mir zufrieden seyn werden. Ich möchte den Eindruck wohl wissen, den mein Brief auf Elisen machte. Hat Elisens Herz wirklich die Empfänglichkeit, die ich wünsche, so kann und darf sie nun nichts mehr hindern, sich mir ganz anzuvertrauen. Denn sie sei auch gerathen, an wen sie wolle, so ist sie doch bei Gott! an keinen Schurken gerathen."

Der hier erwähnte (merkwürdige, in mehr denn einer Rücksicht merkwürdige) Brief an Elisen hatte die Absicht, das Schwabenmädchen, welches ihm seine Hand so treuherzig angeboten hatte, mit sich und seinen Verhältnissen bekannt zu machen. Er wollte nicht, daß dieß edle Mädchen mit ihm betrogen werden sollte. Es sollte alles, was ihm in der Folge an dem Gatten mißfallen, und den Frieden einer so romantisch geschlossenen Ehe stören könnte, vorher von ihm selbst erfahren. Darum nennte er diesen Aufsatz eine Beichte.

Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will.

„Besäße die lebhafte rasche Schwärmerinn, deren Liebe schon durch ein paar Hauche meines Geistes und Herzens angefacht werden konnte — besäße sie auch alles, was die kühnsten Ansprüche eines Mannes befriedigen möchte, Schönheit und Anmuth, wie des Geistes, so des Leibes, Güte und Adel des Charakters, Feinheit der Sitten, Stand und Vermögen; hätte sie auch mit allen diesen Vollkommenheiten mein ganzes Wesen längst dergestalt bezaubert und gefesselt, daß sie nothwendig das Ziel

meiner heißesten unauslöschlichsten Wünsche seyn und bleiben müßte, so könnte, so dürfte ich dennoch dieß Bekenntniß der heiligen Wahrheit nicht unterdrücken — nein, ich dürfte es nicht unterdrücken, wenn ich auch gleich im voraus wüßte, daß sie mir dadurch, zu meinem unaussprechlichen, bis ins Grab hinunter dauernden Kummer, verloren gienge. Also gebeut mir der Richter, der Gesetzgeber, der Gott, den ich in meinem Busen trage, den ich nicht verleugnen kann, den ich verehren, dem ich, trotz allen widerstrebenden Neigungen gehorchen muß, wenn ich nicht unmittelbar die grausamste aller Seelenstrafen, Verachtung und Verabscheuung meiner selbst auf mich laden will. — Theures Mädchen! so sehr ich wünsche, daß Sie die Person seyn mögen, der es verliehen ist, den Nachmittag und Abend meines Lebens zu beseligen, die Person, welche nun noch auf Erden zu finden ich längst verzweifelte; so sehr ich wünschte, der einzige Mann Ihres Geistes, Ihres Herzens, Ihrer Sinne, und in allen diesen der Mann Ihrer höchsten irdischen Glückseligkeit zu seyn: eben so sehr dringt mich auch die Pflicht, Sie durch dieses getreue Bekenntniß von mir selbst zur strengsten Prüfung aller Ihrer Neigungen und Ansprüche erst aufzufordern, ehe der Enthusiasmus uns beide zu Schritten verleite, die uns in großes Unglück führen könnten. Ich will daher mein Inneres und mein Aeußeres so schildern, daß, wo möglich, ich selbst hinfort mich nicht genauer kennen will, als Sie mich kennen sollen. — Was zuvörderst meinen Geist und mein Herz betrifft, so mögen Sie zwar wohl glauben, beides aus meinen öffentlichen Werken so hinlänglich zu kennen, um sich in Anse-

hung

hung dieser Stücke volle Genüge für Ihre Wünsche ver-
sprechen zu dürfen. Allein vielleicht könnten Sie dennoch
wohl irren. Ich will zwar, eben so unbefangen von
Demuthsziererei, als von Dünkel, gern zugeben, daß
Einiges unter meinen Werken befindlich seyn möge, das
eines edlen Geistes und Herzens nicht unwürdig ist. Al-
lein daraus dürfen Sie auf vollkommenen und unbefleck-
ten Adel meiner Seele keinen Schluß machen. Es wäre
sonst eben so viel, als ob sie von einigen schönen Blüthen
auf gesunde und unverdorbene Schönheit und Vollkom-
menheit des Baumes, welcher sie trug, schließen wollten.
Auch ein wurmstichiger mehr als halb verrotteter Stamm
mag, wenn er sonst nur ursprünglich guter Art ist, noch
immer deren einige hervorbringen. Nun fürchte ich sehr,
daß Sie und jeder, der mich näher kennen lernt, trotz
dem besten Vorurtheil, das er vorher für mich hegte, ge-
nöthigt seyn werde, mich für einen solchen verdorbenen
Stamm zu halten. Ungewitter und Stürme des Lebens
haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewü-
thet. O ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Na-
turanlage nach seyn könnte; und auch wohl wirklich wäre,
wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milderer Him-
mel gelächelt hätte. Durch viele und langwierige Wieder-
wärtigkeiten bin ich an Leib und Seele so verstimmt wor-
den, daß ich oft in eine trübe melancholische Laune, und
dabei in eine Ohnmacht des Geistes versinke, die mich ge-
wiß nicht empfehlen kann. Denn ich verliere alsdann al-
len Muth, alles Vertrauen auf mich selbst, und halte mich
für kopfleer, für herzkalt, für wortarm, kurz, für einen
höchst werthlosen Stümper. Ich denke, jeder der mich

nur ansieht, spricht bei sich: „Es ist mit dem Menschen doch gar nichts anzufangen!“ weil ich dieß wirklich selbst glaube. Darob bin ich mir denn selbst gram; und wenn man sich selbst gram ist, so kann man unmöglich andern angenehm und liebenswürdig erscheinen. Da ich indessen ursprünglich gewiß mehr Anlage zum Frohmuth, als zum Trübsinn habe, so wäre ich wohl in den letzten Jahren in mein erstes Naturgeleise zurück gelangt, wenn ich meine gefeierte Molly-Adonide behalten hätte. Denn in dem Besitze ihrer Person und Liebe fühlte ich mich sehr merklich wieder gedeihen, wie an Reichthum des Kopfes, so an Fülle, Wärme und Kraft des Herzens. Jene Laune belästigte mich damals in weit geringerem Grade, und das Weib meines Herzens erfuhr davon, wie ich glaube, gar keine Beschwerde. Wodurch hätte ich aber nach ihrem Hinscheiden genesen sollen? — Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande. Sollte sie aber wohl möglich seyn, eine so gewaltige Liebe, die es der Mühe werth hielte, ein lange verstimmt gewesenes Instrument rein umzustimmen und mit neuen Saiten zu beziehen? Und würde hernach das Instrument ihr Mühe und Kosten vergüten? — Ach, ich bin auch im Stande der Gesundheit des Leibes und der Seele nur ein gewöhnlicher Alltagsmensch, wie sie zu Millionen unter Gottes Himmel herumlaufen. Ich erstaune, wie ein vernünftiges Publikum mich, um einiger guten Verse willen, für etwas Besonderes halten kann. — Elise meint, weil ich nicht übel schriebe, so müßte ich auch wohl artig sprechen. Nichts weniger. Ich bin ein erbärmlicher Sprecher. Meine

Schrift

Schrift fließt mühselig und langsam, in Prose und in Versen. Nur ein bischen gesunde Beurtheilungskraft und Geschmack machen, daß es bisweilen leidlich wird, was ich schreibe. Mein mündlicher Vortrag muß daher vollends schlecht von statten gehen. Die Gabe, geistreich, lebhaft und witzig im Umgange zu unterhalten, mag ich vielleicht überhaupt nicht, oder doch nur in meinen glücklichsten seltensten Stunden, und auch da nur für solche besitzen, die mich sehr lieb haben, und gerade an meiner Weise Gefallen finden. Manchen mag auch bloß deßwegen etwas als schön vorkommen, weil ich, der für etwas Besonderes Gehaltene, es sage; ob es gleich etwas sehr Armseliges ist. Ich könnte nun zwar wohl öfter und mehr mit manchem gesellschaftlichen Schwätzer und Spaßmacher wenigstens gleichen Schritt halten; allein ich bin zu schüchtern und blöde, alle die leichte und blind gegriffene Münze auszuspenden, die gleichwohl, wie ich an Andern täglich sehe, ohne Widerrede im gemeinen Handel und Wandel gilt. So oft ich mir auch selbst deßfalls Muth einzusprechen suche, so tritt mir doch gemeiniglich das Gewissen in den Weg. Aus Besorgniß, durch Zucken oder Stocken die Unvollkommenheit meiner Waare zu verrathen, schweige ich lieber ganz stille. Darüber mag mich wohl schon Mancher und Manche für einen armen Schlukker gehalten, und sich gewundert haben, wie ein so langweiliger Mensch doch so leidliche Gedichte gemacht haben könne. Nun, an ächter vollwichtiger Goldmünze des Geistes bin ich auch in der That kein Krösus, wiewohl ich an gemeinem Klappergelde nicht eben ein Bettler bin. — Mein Charakter und meine Gesinnungen möchten zwar

viel-

vielleicht noch etwas mehr werth seyn, als meine Geistes-talente. Dennoch fühle ich, daß ich mit jenen noch weit unzufriedener seyn muß, als mit diesen. Denn so wie ich hier nicht nur erkenne, was zum besser und vollkommener seyn gehört, so fühle ich auch gar wohl die Möglichkeit, diese Vollkommenheit zu erreichen, wenn ich nur nicht von Trägheit, Weichlichkeit, Leichtsinn und Sinnenlust mich so oft abhalten ließe. Dieß verursacht, daß ich auch in Ansehung dessen, worin ich vielleicht wirklich besser bin, als andere Menschen, dennoch nicht gar viel von mir selbst halten kann. Denn da ich zu wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen loszureißen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegen über liegenden, von mir selbst erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzustreben, so muß ich wohl mein wirkliches Gutes nur für Produkt eines unterstützenden Temperaments halten. So glaube ich, zum Beispiel, nicht, daß ich grob, beleidigend, hämisch, boshaft, zänkisch, unversöhnlich, rachgierig u. s. w. bin; aber warum bin ichs nicht? Etwa weil ich das alles für unrecht, das Gegentheil aber für Pflicht halte? Ach, das thue ich freilich; aber darum meide ich wohl nicht jene Laster und übe die entgegen gesetzten Tugenden aus; sondern vielleicht nur darum, weil mein träges und weichliches Temperament Ruhe und Frieden liebt. Wie manche meiner Tugenden mag aus Eigenliebe, Eitelkeit und Ruhmsucht entspringen! — An meiner Lebensweise und an meinen Sitten ist noch ungleich mehr auszusetzen. Ich bin kein guter Haushälter; nicht, daß ich etwa zur Verschwendung geneigt wäre, sondern weil ich ziemlich unordentlich, nachläßig,

läßig, träge und leichtsinnig bin, und weder meines Geldes, noch meiner übrigen Habseligkeiten sonderlich achte. Es läßt sich daher auch kein Mensch bequemer betrügen, als ich. Denn wenn ich den Betrug auch merke, so muß er schon arg kommen, ehe ich ihn nur zur Sprache bringe, besonders auch darum, weil ich mich niemandem gern unangenehm mache. In Essen, Trinken und vielen andern Gegenständen des Luxus kann ich mich, ohne daß es mir sauer wird, sehr sparsam behelfen. Etwas weniger vielleicht in der Kleidung, worin ich, wenn es seyn kann, wohl etwas mehr, als meines Gleichen, moderniśire. — In dem, was die Kinder dieser Welt Artigkeit und feine Lebensart nennen, habe ich auch eben nicht viel gethan. Ich glaube, ich bin ziemlich trocken, hölzern und steif in meinen körperlichen so wohl, als geistigen Bewegungen. Durch sogenannte Galanterie und Politesse bin ich schwerlich im Stande, mein Glück zu machen. Was ich vielleicht auch leisten könnte, den Menschen angenehm und gefällig zu seyn, das unterlasse ich doch, entweder aus Stolz, oder aus Nachläßigkeit und Trägheit. Des Stolzes, wie auch des Trotzes gegen fremden Stolz und Trotz ist mir überhaupt eine ziemliche Portion zu Theil geworden. Dieß wäre indessen wohl noch so übel nicht. Aber das ist übel, daß ichs aus Nachläßigkeit und Leichtsinn zum Beispiel oft an Antworten auf Briefe, an Besuchen, an Ehrenbeschickungen und Befolgung mancher Vorschriften der Etikette ermangeln lasse. Was indessen Lebensweise und Sitten betrifft, so glaube ich, ein Weib, das ich liebte, könnte mich ohne sonderliche Schwierigkeit zu demjenigen machen, wozu sie mich nur immer gern hätte.

hätte. Liebe würde meiner mächtig seyn, so viel ich nur meiner selbst mächtig bin, und wohl noch mehr. Ich weiß nicht, ob es mir zum Lobe, oder zum Tadel gereichen mag, daß ich mich bei einem geliebten Weibe kaum gegen Sklaverei aufrecht erhalten würde; besonders wenn sie die Kunst zu herrschen verstünde. — Uebrigens kann ich nicht bergen, daß man mich für einen ziemlichen Libertin hält, und leider! nicht ganz Unrecht hat. Doch ist es darum, weil ich bisweilen eine unartige Zunge habe, bei weitem nicht so arg, als mancher glauben mag. Ich bin in diesem Punkte nicht immer, und sonderlich in früheren Jahren nicht, ganz regelmäßig, aber doch nicht auf eine niedrige und schmutzige Art ausschweifend gewesen. Denn mit allen meinen Gebrechen Leibes und der Seele war ich doch jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten, ohne erst mühseliger Anwerbungen zu bedürfen. Ich fühle indessen, daß ich dem Weibe meiner Liebe ohne sehr harte und dringende Versuchung nicht ungetreu seyn könnte. Ich weiß das aus der Erfahrung bei dem einzigen weiblichen Geschöpfe, das ich vor Elisen nur allein im höchsten und vollsten Verstande des Worts geliebt habe, wovon ich hernach reden werde. — Was ich bisher, und leider! auch zu meinem Nachtheil, von mir habe bekennen müssen, könnte vielleicht noch nicht hindern, daß ein Weib, welches mich und welches ich liebte, mit mir glücklich wäre. Allein nunmehr folgt das Bedenklichste. Wenn ich auch noch so liebenswürdig von Geist, Herz und Sitten wäre, so bin ich doch weder jung, noch schön, noch in guten häuslichen Umständen. Meine Jahre reichen völlig an das wohl bewußte — Schwaben-

alter

alter hinan. Von hundert jungen, hübschen, zwanzigjährigen Mädchen dürften leicht neun und neunzig die Schultern davor zucken. Ob ich gleich an Gesicht und Figur nicht eben eine Fratze zu seyn glaube, so bin ich doch wahrlich auch nie ein Adonis gewesen. Das Profil, das Elise kennt, *) soll, wie Viele behaupten, mir ziemlich gleichen; wie wohl Andere dieß wieder leugnen. Ich kann's nicht beurtheilen, weil ich nicht die Ehre habe, mich im Profil zu kennen; indessen möchte ich doch beinahe fürchten, daß man sich darnach leicht etwas Hübscheres unter mir vorstellen könnte, als ich wirklich bin, etwas mehr Leben und Freundlichkeit allenfalls ausgenommen. Meine kleinen Kränkeleien geben mir oft ein weit hinfälligeres und abgeblaßtes Ansehen; wiewohl in den Zeiten, da ich mich gesunder und munterer an Leib und Seele fühle, die Leute mich auch wohl für zehn Jahr jünger zu halten geneigt sind. Denn in der That bin ich ursprünglich von sehr guter Konstitution, und stünde vielleicht jetzt noch in eben der Blüthe, in welcher Andere zwischen zwanzig und dreißig stehen, wenn ich nicht Geist und Körper mit so vielen und langwierigen Wiederwärtigkeiten hätte müde ringen müssen. Ich bin am ganzen Körper weit schmächtiger und magerer, als mein Gesicht vermuthen läßt. Ich habe dunkelblondes Haar und blaue Augen. Von den letzten pflegten bisher Weiblein und Mägdlein, bei denen ich, Gott weiß warum, bis auf den heutigen Tag, niemals übel gelitten gewesen bin, eben nicht nachtheilig zu urtheilen. Ueberhaupt soll ich bis unter die Nase herab, selbst nach Malerurtheil nicht uneben ge-

*) Vor der zweiten Ausgabe seiner Gedichte.

gebildet, der Mund aber soll ganz verzweifelt häßlich seyn. Das liebenswürdigste der Weiber pflegte zu sagen: „Bürger, es ist kein anderes Mittel, als man muß dich unaufhörlich küssen, damit man nur den häßlichen Mund nicht sieht, den du bisweilen wie ein wahrer Tropf hängen lassen kannst.“ — Sonderbar! Mir selbst kommt nun weder der Mund so excessiv häßlich, noch Nase, Stirn und Augen besonders schön vor. — Meine ökonomischen Umstände sind noch zur Zeit sehr schlecht. Ich habe nichts — nichts! Ja, ich würde sagen müssen, noch weniger als nichts, wenn ich nicht noch so viel an Grundstücken besäße, daß meine Schulden damit getilgt werden können. Wenn aber auch dieß geschehen ist, so wird wenig oder nichts übrig bleiben. Ich hatte ein ganz artiges Vermögen; allein bei einer sehr wenig einbringenden Beamtenstelle auf dem Lande, wobei ich gleichwohl ziemlich viel Aufwand machen mußte, und bei einer unglücklichen Pachtung, ist mein Vermögen drauf gegangen. Auch war meine erste Frau eine eben so nachläßige Haushälterinn, als ich selbst. Schon vor fünf Jahren habe ich, durch unsäglichen Verdruß genöthigt, jene Beamtenstelle niedergelegt, und seitdem, freilich eben nicht im Ueberflusse, aber doch auch nicht in allzudrückendem Mangel, von meinem Kopfe gelebt. Ich bin nun zwar in diesen Jahren nicht weiter zurück, aber doch auch nicht vorwärts gekommen. Der Tod eines mir abgeneigten angesehenen Mannes, der in verwichenem Frühjahr sich ereignete, hat verursacht, daß ich endlich hier als Professor angestellt worden bin. Wäre dieß, wie billig, eher geschehen, so befände ich mich wohl schon wieder in gedeihlichen Umstän-

ständen. So aber eröffnet sich mir erst jetzt eine bessere Aussicht. Ich bekomme zwar noch kein Gehalt, und muß vielleicht noch ein paar Jahre darauf warten; jedoch läßt sich hier durch Kollegienlesen ein Ziemliches erwerben, und ich schmeichle mir, auf dem Wege zum Beifalle zu seyn. Ich kann alsdann, wenn ich auch gleich keinen Heller fixes Gehalt bekäme, auf eine jährliche Einnahme rechnen, die auf's schlechteste nicht unter fünfhundert Thaler herabsinken, sehr wohl und leicht aber bis über tausend hinaufsteigen kann. Wenn sich nun ein gutes liebenswürdiges Weib, begabt mit etwas Vermögen und häuslichen Wirthschaftstugenden, entschließen könnte, mich armen Stümper zu heirathen, so ließen sich zwar wohl, wenn ich leben und gesund bliebe, ganz leidliche Umstände für mich, und zwar ohne des Weibes Nachtheil, erwarten. Aber wie? wenn Kränklichkeit mich unthätig machte, oder gar ein früher Tod mich hinnähme? Ach, dann könnte das gute Weib vielleicht nicht einmal ihr Zugebrachtes unverkürzt zurück, geschweige denn vollends eine andere hinlängliche Versorgung erhalten. Einigen Trost hiergegen giebt jedoch unsere sehr solide Professorenwittwenkasse. — Zu allen diesen bedenklichen Umständen kommt noch der, daß ich nicht weniger als drei Kinder, eine Tochter von elf, einen Sohn von sieben, und eine Tochter von vier Jahren habe. Nun ließe sich zwar wohl eine Einrichtung treffen, daß eine Frau wenig oder gar nicht davon belästigt würde; denn meine älteste Tochter wird hier in einer Pension, wo sie mir aber wohl gegen hundert und zwanzig Thaler jährlich kostet, erzogen; der Sohn ist auswärts bei einer leiblichen sehr edlen Schwe-

ster

ster von mir, und die jüngste Tochter bei einer braven Frauenschwester. Jedes Kind hat es da, wo es sich befindet, sehr gut, und wird dergestalt geliebt, daß ich Mühe haben würde, es loszureißen. Denn alle sind Gottlob! sehr gut geartete und liebenswürdige Kinder von Kopf und Herzen. Allein wenn ich wieder heirathete, so würde es mit darum geschehen, daß ich dadurch von dem Herzweh genäse, welches ich so oft über die Abwesenheit und Zerstreuung meiner lieben Küchlein empfinde. Ich würde sie dann wieder um mich versammelt wissen wollen, theils um Kosten zu ersparen, theils um ihre Erziehung unter meinen Augen zu besorgen. Da ich aber diese Kinder alle außerordentlich lieb habe, und es bei mir so wohl Temperament, als Grundsatz ist, daß man nie gütig und liebreich genug gegen seine Kinder seyn könne, so würde es mich an meiner empfindlichsten Seite schmerzen, wenn sie es bei einer Stiefmutter hart und übel hätten. Nun könnte eine Stiefmutter, wäre sie gleich sonst ein gutes Weib, die Kinder vielleicht dennoch nicht lieben, bloß weil sie nicht Kinder ihres eigenen Leibes wären. Ganz unschuldiger Weise könnten sie ihr zuwider seyn. Denn ich fühle, es könnte mir eben so gehen, wenn ich Stiefvater von manchen Kindern seyn sollte, die ich unglücklicher Weise nicht leiden kann; und gleichwohl brauchte ich mich deßwegen nicht für schlechter zu halten, als ich wirklich bin. Dieß ist also ein höchst wichtiger Punkt, der aufmerksame Prüfung erfordert. — Nunmehr noch etwas von meiner vorigen Lebensgeschichte. Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläuftig hier zu erzählen, kam ich dazu, die

erste

erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ichs mir gleich nicht ganz ableugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare vor dem Segensspruche noch zurück zu treten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maaße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. O ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen (worinn sie freilich von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde) so wäre ich zuverläßig längst zu Grunde gegangen, und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere, in geheim es wirklich zu seyn. Dieß brachte nun zwar mehr Ruhe in aller Herzen; aber es brachte auch eine an-

dere höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zu Wege.

. . . . . .

. . . . . .

Im Jahre 1784 starb meine erste Frau an der Auszehrung, die in ihrer Familie erblich war. Im Jahre 1785 heirathete ich öffentlich und förmlich die Einzige höchstgefeierte meines Herzens; allein nach kurzem glückseligen Besitze verlor ich auch sie 1786 nach der Geburt der jüngsten Tochter an einem hektischen Fieber. Was ihr Besitz, was ihr Verlust mir war, das sagen meine Freuden- meine Trauerlieder. Seit dieser Zeit lebte ich einsam und traurig mit sehnendem Herzen. — Kann Elisen der Mann noch reizen, der so vor ihr da steht? Noch habe ich, wie mir vorkommt, mir selbst eben nicht zum Vortheile geredet. Etwas ist indessen doch wohl demjenigen erlaubt, zu seinem Besten zu sagen, der keinen seiner wichtigsten Fehler vorsätzlich verschwieg. Dem Weibe, das mich, so wie ich da bin, zu lieben vermag, und welches ich mit voller Liebe wieder liebe, darf ich ein nicht unglückliches Leben versprechen. Ist es ihr süß, von mir geliebt, an meinem Busen gehegt und gepflegt zu werden, so wird es ihr nie an voller Genüge ermangeln. Denn wenn ich einmal ächt und von Herzen liebe, so liebe ich gewiß unveränderlich, und keine Fülle des Genusses kann mich des geliebten Weibes satt und überdrüßig machen, so gemein auch die Bemerkung ist, der Genuß sei das Grab der Liebe. Nur Afterliebe, die den heiligen Nahmen nicht verdient, erkaltet im Bette der Ehe. Der wahren Liebe, meiner wahren Liebe bleibt dieß immer ein Brautbett. Auch das Weib, welches ich unglücklich genug wäre, nach

der

der unzertrennlichsten Verbindung nicht mehr zu lieben, darf wenigstens keine unedle und rauhe Begegnung von mir fürchten. Das bezeuge mir noch in jener Welt die, mit welcher ich zehn Jahre ohne ein rohes unfreundliches Wort verlebte, ob ich sie gleich nicht liebte. Eher möchte ich vielleicht fähig seyn, mit der Höchstgeliebten meines Herzens, doch nur über geargwohnten Mangel an ihrer Gegenliebe zu hadern. Gott bewahre mich vor einem Weibe, das mich für meine Liebe nicht vollauf wieder liebt! Noch bin ich in diesem Falle zwar nicht gewesen, aber mir däucht, es würde von allen möglichen der schlimmste seyn. Leicht könnte ich dann der unerträglichste Mensch werden. Denn es kommt mir vor, als sei ich großer Eifersucht fähig. Freilich nicht nach gemeiner Männer Weise, zum Hüten und Auskundschaften der Schritte und Tritte meines Weibes, nicht zur Einschränkung ihrer Freiheit in irgend einer Art des Umganges; aber heimliche Verzweiflung würde mein Herz zerfleischen, und in der grausenden Gestalt eines Höllenverdammten würde ich vor ihrem Angesichte umherschleichen. — Nun, Elise, prüfen Sie sich und mich! Erkundigen Sie sich, wo möglich, nach mir und meinen Umständen auch bei andern. Doch glauben Sie eher nichts, als bis ich's Ihnen selbst bestätigt habe. Denn ob gleich kaum irgend jemand mich schlimmer schildern wird, als ich selbst gethan habe, so könnte mich doch wohl ein Anderer minder wahr schildern, als ich, der ich mich selbst am besten kenne, zu thun im Stande bin. Sie haben eine Mutter, und, wie mir versichert worden ist, eine rechtschaffene und kluge Mutter. Wenn Ihnen je in Ihrem Leben der Rath einer solchen

Mut-

Mutter theuer und werth war, so lassen Sie sich's in diesem Falle doppelt angelegen seyn, auf ihre Stimme zu horchen. Sie wird vermuthlich diese Darlegung mit einem offneren und unbefangeneren Sinne, als Sie, liebe süsse Schwärmerinn, aufnehmen, und der Rath des Mutterkopfes wird vermuthlich zuverläßiger seyn, als der Rath des Tochterherzens. Findet die Mutter, daß der Mann, der sich mit dem Pinsel der Wahrheit hier selbst geschildert hat, ohne mit Wissen und Willen irgend einen Flecken, worauf etwas ankommen kann, auszulassen, dennoch wohl ein guter Mann für ihre Tochter seyn könne, nun — so überlassen Sie sich dem vollen Zuge Ihres Herzens! Doch nein! auch alsdann noch nicht eher, als bis Sie mich selbst gesehen haben. Meinen Sie, nach wiederholter und abermals wiederholter Prüfung dieser Beichte, daß ich, trotz allem, was an mir auszusetzen ist, dennoch der Mann Ihres Herzens seyn könne, wenn anders mein Körperliches Ihnen nicht ganz und gar zuwider seyn sollte, und Sie sagen mir dieses redlich, offenherzig und unbefangen, so will ich ganz in der Stille, unerkannt und unter fremdem Nahmen, um weder Sie, noch mich selbst vor der Welt bloß zu stellen, zu Ihnen nach Stuttgart kommen. Auch ich selbst muß Sie erst sehen, wie Sie leiden und leben, und ob Sie diejenige wirklich sind, die ich im Geiste freilich schon längst mit hoher Liebe umfasse. Geist, Herz, Charakter, Lebensart, Sitten, Stand, Ehre, Vermögen, sind zwar wichtige Ingredienzien zu einer glücklichen Ehe; allein sie machen es doch nicht immer und ganz allein aus. Wir sind insgesammt sinnliche Menschen, und auch die Sinnlichkeit will ihr

Recht

Recht haben. Unsere Sinne müssen ein wechselseitiges Behagen an einander finden, welches sich nicht gerade nach Jugend und Schönheit, sondern oft nach einem unerklärbaren Etwas richtet, das sich weder malen, noch beschreiben, sondern allein im Innersten fühlen läßt. Dieses Etwas läßt sich weder geben, noch nehmen. — Nach diesen Vorbereitungen wird es sich in der ersten Stunde unserer persönlichen Zusammenkunft ausweisen, ob wir das Publikum mit der allersonderbarsten Heirathsgeschichte zu amüsiren — zu unserm eigenen noch größeren Amüsement zu amüsiren im Stande sind, oder nicht. — Elise, Elise! ich schließe mit einer theuern, feierlichen Beschwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei ihrem eigenen Wohl und Weh, und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige besorgt seyn kann, als er ist, beschwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei sich fühlen, daß Sie sich mit voller Liebe in meine Arme werfen können. Ich schwöre Ihnen, in Ansehung Ihrer ebendasselbe zu beobachten. Und so hoffe ich freudig, der Allbarmherzige werde unsern Bund, wenn er zu Stande kommt, mit seinem Segen krönen."

Als Bürger auf seiner Reise nach Stuttgart, wo er im strengsten Inkognito sein Heil bei Elisen versuchen wollte, in Cantstadt angelangt war, gab er sich in dem Gasthofe für seinen Freund, den Major von Zach zu Seeberg aus. Zufälliger Weise erfuhr der Diakonus des Orts, ein vorzüglicher Liebhaber der Sternkunde, der große Astronom Zach sei in der Post abgestie-

stiegen, und eilte sogleich, diesem verehrten Manne seine Aufwartung zu machen. Bürger kam, wie man sich denken kann, in nicht geringe Verlegenheit, und mußte alle seine astronomischen Kenntnisse zusammen nehmen, um seine Rolle nur einigermaßen gut zu spielen, und den wißbegierigen Diakonus nicht ganz unbefriedigt zu entlassen.

Als die bekannte Dichterinn Sophie Becker aus Kurland *) mit der Gräfinn von der Recke auf ihrer Reise durch Deutschland nach Göttingen gekommen war, wurden zwischen ihr und Bürgern auf Verlangen einer geschlossenen Gesellschaft folgende Bouts-rime's gewechselt. Bürger bekam zuerst den Auftrag, in den gegebenen Endreimen Blei, frei, Fratze, Katze, Pflock, Bock, Engel, Schwengel, Schuß, Nuß, Sprudel, Pudel, Frack, Sack, eine Liebeserklärung an Sophien zu thun, und überreichte ihr bald darauf folgendes:

Am Herzen wie am Geist längst stumpf und dumpf wie
Blei,
Wähnt' ich — ein schlechtes Ziel! — vor Amors Pfeil mich
frei.
Belehrt von meinem Werth an Leib und Seele Fratze,
Frißt, dacht' ich, wie ich bin, mich weder Hund noch
Katze.

Ich

*) Sie heirathete in der Folge den Referendar Schwarz in Halberstadt. Ihre Gedichte erschienen mit denen der Frau Gräfinn von der Recke zusammen unter dem Titel: Elisens und Sophiens Gedichte, herausgegeben von J. L. Schwarz. Berlin 1790. gr. 8.

Ich würgt' an Vers und Reim, als steckt' im Hals ein
Pflock,
Und langsam schlich mein Witz, wie Aarons Sündenbock.
Da, Fiekchen, tratst du auf, an Kraft ein Lebensengel,
Bewegtest zum Bimbam der Zunge trägen Schwengel.
Nun, däucht mir, komm' ich fast von neuem in den Schuß;
Ganz fraß vielleicht der Wurm mich nicht zur tauben Nuß.
Ha! tränktest du mich nun mit deiner Liebe Sprudel,
So lernt' ich dein Apport noch wie der jüngste Pudel,
Dir sprang' ich übern Stock und tanzt' im bunten Frack,
Als Aeffchen oder Bär, zum Pohlschen Dudelsack.

Sophiens Endreime waren: Schinken, hinken, Brut, Hut, Trauben, Schrauben, stumpf, dumpf, Socken, stocken. Sie lieferte folgende Antwort an Bürger:

Was dem Verhungerten ein frisches Schnitichen Schinken,
Ist mir dein zärtlich Lied, will meine Laune hinken.
Fürwahr du bist auch nicht von jener Ottern-Brut,
Wevor Mama mich warnt — im schwarzen Männerhut.
Wohl brach so manche schon statt süsser, saure Trauben;
Auch steht dein Antrag hier verzweifelt klug auf Schrauben.
Doch reiß ich den Verdacht heraus mit Stiel und Stumpf,
Er kümmert nur den Geist und macht ihn trüb' und dumpf.
Man schleicht argwöhnisch stets dem Freunde nach auf Socken,
Sieht mehr, als wirklich ist, und muß zuletzt verstocken.

Als Bürger sich in Göttingen um die Professur der Philosophie bewarb, und deßhalb auch dem berühmten Geh. Justizrath und Professor George

Ludwig Böhmer seine Aufwartung machte, sagte dieser zu ihm: „Nicht wahr, Herr Magister, Sie haben auch ein Calendarium Musarum edirt? Meine Tochter sagte mir, es sei recht niedlich; denn ich lese dergleichen (Lappalien) nicht.“ — Eben dieser Professor Böhmer war einst in einer Gesellschaft, wo man einige Gedichte von Bürger, welche noch nicht gedruckt waren, mit dem größten Beifalle vorlas. Nachdem die Vorlesung geendigt war, wandte sich Böhmer an den gegenwärtigen berühmten Dichter, und sagte: „Ich muß gestehen, Herr Bürger, Sie haben einen ungemeinen Habitum in dergleichen Allotriis; wo nehmen Sie denn alles das Zeug her?

Bürger hatte über die Grafen von Gleichen eine Romanze verfertigt, als er von seinem Freunde Böckingk eine über eben diesen Gegenstand für den Göttingischen Musenalmanach zugeschickt erhielt. Er warf sogleich die seinige, welche besser gearbeitet war, ins Feuer, damit auch kein Zufall sie der Welt bekannt machen, und die Arbeit seines Freundes dadurch in den Augen des Publikums und der Kunstkenner verlieren möchte.

XVII.

Johann Matthias Dreyer

geb. 1716 zu Hamburg, wo er auch 1769 als Fürstl. Holsteinischer (Titulatur) Sekretär starb.

Er war kein eigentlich poetisches Genie, aber ein witziger Kopf. Er hatte Einfälle, ohne zum Dichten begeistert zu seyn; er arbeitete mit Leichtigkeit, aber es fehlte ihm an der Geduld, seine Arbeiten zu feilen. Seine meisten Gedichte waren Impromtu's, oder höchstens für Journale bestimmt, an denen er aus Noth Theil nehmen mußte. Sie waren mehrentheils individuell, und manche so lokal und persönlich, daß sie als Pasquille sich nicht zur öffentlichen Bekanntmachung eigneten; manche waren so irreligiös, daß sie deswegen nicht gedruckt werden konnten.

Johann Matthias Dreyers, weil. Hochfürstl. Holsteinischen Sekretärs, Vorzüglichste deutsche Gedichte. Altona, auf Kosten der Wittwe, 1771. 8. (20 Gr.) Die Sammlung rührt von dem Sekretär Pauli her, der aber aus Unwissenheit auch Stücke von andern Dichtern eingemischt hat. — Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambambuli. Hamburg 1763. 8. eine, meist obscöne, Sammlung gereimter Gesundheiten, welche gleich nach ihrer Erscheinung kon-

konfiscirt, und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem sogenannten ehrlosen Blocke in Hamburg verbrannt wurde, nachdem alle dasige Prediger von der Kanzel wider die darin enthaltenen Ruchlosigkeiten geeifert hatten. — Neuer kritischer Sack-Schreib-und Taschenalmanach auf das Schaltjahr 1744. gestellt durch Chrysostomum Mathanasium. Winterthur im Kanton Zürich. Auf Kosten der kritischen Gesellschaft. gr. 8. Es erschien dieser Almanach mitten in den Kriegen zwischen den Sachsen (Gottsched und seinen Anhangern) und den Schweizern (Bodmer und Breitinger) und ist eine bittere Satire auf die letzteren.

Dreyer, welcher das Dresserische Kaffeehaus in Hamburg öfters zu besuchen pflegte, schrieb dort an dem Tage, als der Hamburgische Bürgermeister Lipstorp, ein Mann von vielen Kenntnissen und Gatte einer sehr schönen Frau, gestorben war, folgendes Impromtu mit Bleistift unter die Todesanzeige in dem Zeitungsblatte, welches er auf dem Tische fand:

Gerührt durch Lipstorps Tod, wünsch' ich bei seinem
Sterben
Dem Rathe, den Verstand, mir, seine Frau zu erben.

Der Dichter Hagedorn, welcher später auf eben das Kaffeehaus kam, sah das Blatt liegen, las die Verse, und schrieb sogleich darunter:

Bei unsers Lipstorps Tod ist deiner Wünsche Ziel
Zu wenig für den Rath, und für dich, Narr, zu viel.

Einst wurde er ersucht, folgendes französische Epigramm auf eine häßliche Dame:

De Vos charmes, Mademoiselle, on ne se peut défendre,
Aussitôt quand on Vous voit, il faut se rendre.

aus dem Stegereif zu übersetzen. Er that es sogleich auf folgende Weise:

O Schönste, deinem Reiz kann niemand widerstreben;
Sobald man dich nur sieht, muß man sich übergeben.

In der Komödie saß einst ein fremder Officier neben Dreyern. Es wurde, etwa der Feierlichkeit des Tages wegen, ein Vorspiel aufgeführt, welches dem Officier sehr wohl gefiel. Er fragte daher seinen Nachbar, den er nicht kannte, wer der Verfasser des Stücks sei? „Das kann ich Ihnen sagen, erwiederte Dreyer: unser Herr Senior Göze ist es; zwar ein verdienter Geistlicher, aber auch ein Mann, der viel Witz hat, und das Theater sehr liebt.“ — „Den Mann möcht' ich kennen lernen, sagte der Officier, und ihm für das Vergnügen danken, das seine Arbeit mir verursacht hat.“ Er erhielt die nöthige Anweisung, und wartete Gözen auf. Göze nahm den Besuch des Officiers an, wie der gutgemeinte Besuch eines Weltmanns angenommen werden mußte. Wer die Nachricht von dem Verfasser des Vorspiels ertheilt hatte, ließ sich leicht errathen. Der Officier fluchte, da Er eigentlich beleidigt war, mehr

beleidigt war, als Göze. Er fand Dreyern bald auf einem Kaffeehause, und ohne ein Wort zu sagen, ließ er seinen Stock auf den Rücken desselben fallen. Dreyer sah sich um: „Ach! Sie sind da gewesen! Sie sind da gewesen! Das freut mich von Herzen!“

Einige Berliner Kaufleute waren zum Besuch in Hamburg. Sie hatten viel von dem witzigen Dreyer und seinen lustigen Einfällen gehört, und wünschten, ihn persönlich kennen zu lernen. Sie baten ihn daher auf einen Abend zu sich zu Gaste. Er kam; da er aber merkte, daß die Herren ihn zum Lustigmacher brauchen wollten, so war er fast einsylbig. Jene mußten sich in Geduld fassen und es erwarten, ob etwa der Wein ihren Gast munterer und gesprächiger machen würde. Er saß indessen immer ernsthaft da. Endlich blieb nichts übrig, als ihm mit dürren Worten ihre Absicht zu entdecken. Dreyer blieb gleichwohl so lakonisch, als vorher, bis man zu Tische gieng. Hier wurde unter andern ein Stück Rindfleisch, nebst den Markbeinen aufgetragen. Die Herren Kaufleute ließen sich das Mark besonders wohl schmecken. Als Dreyer dieß bemerkte, stieß er auf einmal einen tiefen Seufzer aus. Einer aus der Gesellschaft fragte ihn nach der Ursach: „Ach! versetzte Dreyer, ist es nicht ein Jammer, wenn man zusehen muß, wie heut zu Tage die Kinder den Eltern das Mark aus den Knochen saugen?“

Der verstorbene Romanzendichter Schiebeler las einmal in einer Gesellschaft die Boileauschen Stanzen,

zen, und unter andern die Stelle: La raison, dit Virgile, la rime, dit Quinault, und fand sie unnachahmlich. Dreyer behauptete das Gegentheil, und gab zum Beweise folgende Nachahmung:

Wer lehrt uns beifallswerth die göttlichen Gesetze?
Vernunft, sagt Zimmermann, der Reim spricht
Pastor Göze.

Als der Licentiat Wittenberg in Hamburg sich einmal einen Rausch getrunken, und bei Eppendorf unweit Hamburg in einen Graben gefallen war, verfertigte Dreyer auf diesen Vorfall folgendes Sinngedicht:

Universitätengeographie.

Wo liegt Leipzig? — In Meißen.
Wo liegt Königsberg? — In Preußen.
Wo liegt Tübingen? — In Schwaben.
Wo liegt Wittenberg? — Bei Eppendorf im Graben.

XVIII.

Paul Melissus

geb. 1539 zu Melrichstadt in Franken, hieß eigentlich Schede oder Schedius, denn sein Vater hieß Balthasar Schede und die Mutter Ottilia Melissa. Nach dieser letztern nennte er sich Melissus, unter welchem Nahmen

er

er am bekanntesten ist. Er starb als Bibliothekar zu Heidelberg 1602.

Dieser gekrönte Dichter, den man, mit dem Pet. Denaisius und Ge. Rudolph Weckherlin, als einen unmittelbaren Vorläufer Opitzens und verdienstvollen Bearbeiter der deutschen Sprache zu betrachten pflegt, war so sehr Dichter im Handwerk, daß er nicht nur wachend, sondern auch im Traum Verse machte. Einst, als er schon alt war, träumte ihm der Vers:

Grata superveniet, quae non sperabitur, hora.

Er erzählte dieß seinem Freunde Lichtenstein, der auch ein Dichter war. Dieser, den prophezeihenden Gott im Busen, setzte sich sogleich nieder, und machte aus diesem Verse, mit Versetzung der Buchstaben, folgenden Hexameter:

Est ventura Rosina, parataque nubere pigro.

Und siehe da! es fügte sich wirklich, daß Melissus sich noch in seinem sechzigsten Jahre mit einem artigen Mädchen verheirathete, die Rosina hieß.

Zwei Lieder von Melissus: Das Röslein, und Lied an die Liebste, findet man unter andern in Matthissons Lyrischer Antholo-gie, Th. 18. S. 3 - 10. jedoch mit manchen Veränderungen und Verbesserungen.

Lied an die Liebste. *)

Früh, eh des Tages Schein anbricht
Mit purpurfarbig hellem Licht,
Glänzt deines Mundes Röth hervor,
Wie vor der Sonn' am Himmelsthor
Der Morgenröthe Wangen
In Liebreiz aufgegangen.

Wie funkelndes Gestirn zu sehn
Im Antlitz dir die Aeuglein stehn;
Dein güldnes Haupt ist wohl formirt,
Schön wie des Himmels Rund geziert;
Aus deiner Aeuglein Blicken
Die lichten Flammen zücken.

Recht, wie des Blitzes schnelle Pfeil,
Dieselben schießen her in Eil,
Ha'n mir versehrt mein junges Herz;
Doch lindert allzeit sich der Schmerz,
Kann ich dein Antlitz schauen,
Huldseligste der Frauen!

Du grünst und blühst in Herrlichkeit,
Dem Lorbaum gleich zur Frühlingszeit,
Empor gar glänzend und geschlank
Dein edler Leib wächst, sonder Wank; **)
All, was dir zu vergleichen,
Muß deiner Schöne weichen.

Mich

*) Den unveränderten Originaltext dieses süssen, zärtlichen Liedes findet man in der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedische Schule, Bd. 3. Stck. 9. S. 4 f. und eine Modernisirung in Sam. Gotthold Langens Beschäftigungen einer Gesellschaft auf dem Lande S. 56 — 58.

**) Ohne Wanken, ohne einen Fehltritt, ohne Fehl.

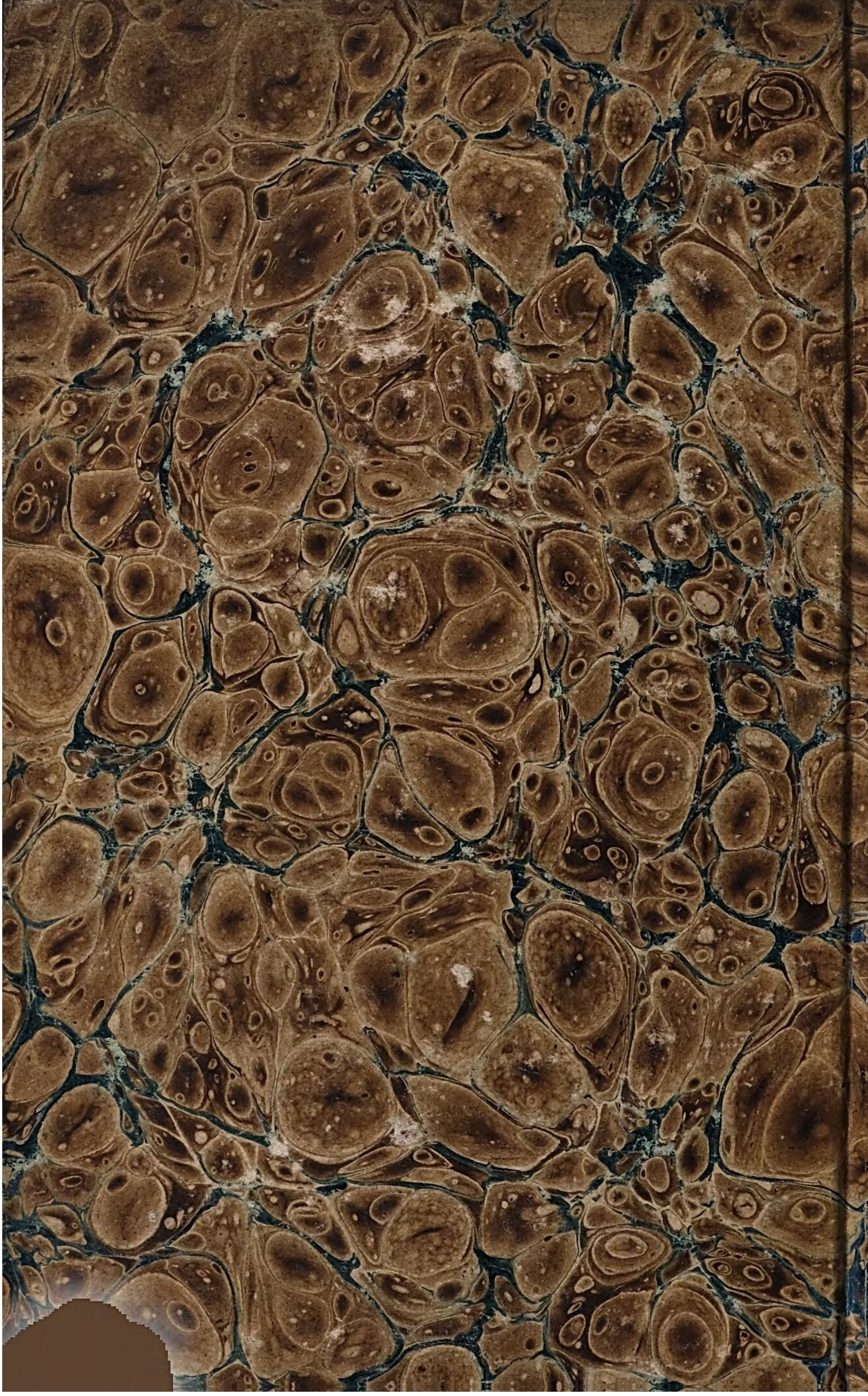
Mich daucht, was rühre deine Hand,
In rothe Röslein sei gewandt,
Und weiße Lilien wüchsen auf
Wohl unter deiner Füße Lauf;
Von deiner Rede Süße
Blau Veilchenblüth' entsprieße.

All Augenblick dein indenk bin
In meiner Seel' und meinem Sinn;
Des Tags bist mir ein' helle Sonn',
Des Nachts ein klarer voller Mon; *)
Thust, liebstes Herz, mir geben
Von deinem Glanz mein Leben!

Treuherzig seyn ohn' arge List,
Der rechten Liebe Währung **) ist;
Wenn gleicher Maaß nicht liebest mich,
Laß zu, daß ich nur liebe dich;
Mein Herz geb' ich dir eigen,
Dein Herz zu mir thu neigen!

*) So sagt Wieland:
Schach Lolo, erstgeborner Sohn
Des Firmaments, Oheim von Sonn' und Mon.

**) Gewährleistung, Leistung der Sicherheit.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jördens, Carl Heinrich,

Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaisten

Bd.: 1. (1812). - XVI, 364 S.

Leipzig 1812

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Coll.vit.o.26(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11708807-6